# Gesammelte Werke

von

## Karl Gutzkow.

Vollständig umgearbeitete Ausgabe.

### Vierter Band.

Philosophie der That und des Ereignisses.
Ueber Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte.

Frankfurt am Main.
Literarische Anstalt.
(J. Rütten.)
1845.

# Vorwort. *)

Diese Schrift wurde unter Umständen verfaßt, wo ich nicht viel andere Quellen dazu benutzen konnte, als höchstens einige an die Wand gekritzelte Verwünschungen der Langenweile oder einige in die Fensterscheiben geschnittene Wahlsprüche zahlloser unbekannter Namensinschriften. Dies war eine Bibliothek, die in jeder Beziehung Etwas zu wünschen übrig ließ **).

Nun ist dies aber ein Vorzug dieser allein durch das Gedächtniß unterstützten Arbeit. Denn destomehr wird der Leser aus seinen eigenen Mitteln zu deren Vollständigkeit beizusteuern haben und dadurch in eine ergänzende Thätigkeit

---

*) Zur ersten Ausgabe, die unter dem Titel: „Zur Philosophie der Geschichte" erschien.

**) Es war das Mannheimer Gefängniß, welches ich im November 1835 wegen meines Romanes Wally, die Zweiflerin, auf zwölf Wochen beziehen mußte. Acht waren Untersuchungs-, vier Wochen Strafhaft. Auch die in diesem Bande enthaltene Abhandlung über Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte wurde zum größten Theile in jenem unfreiwilligen Aufenthalte geschrieben.

versetzt werden, ohne welche ein anregendes Buch nicht gedacht werden kann. Dies soll immer wirken wie eine Symphonie, die in dem Hörer die buntesten Gedankenreihen aufweckt.

Ohne Leidenschaft nachdenkend wird man die große Verschiedenheit der in Deutschland herrschenden wissenschaftlichen Voraussetzungen dennoch eine Begünstigung der Literatur nennen dürfen. Keine Nation wird durch Institutionen aller Art und eine unläugbare Principienanarchie so sehr zu dialektischer Gedankenerzeugung gereizt, wie die deutsche. Während in England gewöhnlich die literarische Debatte, um sie nicht ganz verglimmen zu lassen, durch Paradoxien angeschürt wird, ist in Frankreich nicht weniger der Gedanke durch so viel Thatsachen vorausbestimmt und das Meiste in seinen Factoren so sehr außer Zweifel gesetzt und durch allgemeine Zustimmung vorweggenommen, daß man in diesen beiden Ländern sich über Bücher wundern würde, welche man noch immer nöthig hat in Deutschland herauszugeben. Ich glaube, daß auch dieses, das meinige, dazu gehört.

Weit mehr Entschuldigung wird die formelle Abfassung meines Versuches bedürfen. Ich scheine oft das Widersinnigste in einander zu mischen, und fehlte doch nur darin, daß ich die Uebergänge zu schwach andeutete. Man sollte ganz numerische und mathematische Grundanschauungen haben, die uns verhindern, dort eine Farbe zu hungrig, hier eine zu satt aufzutragen. Man sollte diese Ausglättung und Aufweichung der verknoteten und verhärteten Massen, das Ableiten der Ueberfülle von einem zum andern Ort schon in den

Fingern haben. Ich hab's: kämpfe aber zu sehr mit meinem Stoffe und dem leidenschaftlichen Eifer, ihn ja gründlich zu erschöpfen und vor falschem Verständnisse zu sichern.

Bei meiner Revision dieses Buches empfand ich recht lebhaft die Betrübniß, daß sich in ihm viel Verhaue, Verhacke und Gedanken-Anacoluthe finden und daß ich mich von der Vorstellung nicht losmachen konnte, als wären Bücher, die man schreibt, nur Beschäftigungen mit uns selbst. Aber noch mehr beklagte ich, ein Hülfsmittel nicht anwenden zu dürfen, womit die Autoren des vorigen Jahrhunderts eine ähnliche Unruhe der Composition zu verdecken wußten. Ich dachte bei diesem Hülfsmittel an Montesquieu.

Montesquieu hielt eine gedehnte und monotone Untersuchung nicht lange aus. Hundert Einfälle und Reminiscenzen laufen ihm über den Weg seines Grundgedankens. Links und rechts ist er umschwärmt von Thatsachen und Beobachtungen, die ihn immer aus dem Zusammenhange seiner Untersuchung herausreißen und in ganz entgegengesetzte Gedankenreihen locken. Da ist eine Anekdote Plutarch's, dort ein Axiom des Plato, hier eine Stelle aus den Missionsberichten über China, da ist eine Brochüre, die, während er seinen Geist der Gesetze schrieb, gerade an der Tagesordnung war; das Alles zieht ihn rück- und vorwärts; er ist zum Dozenten nicht geboren und lernte im Style weit mehr von Tacitus als von Cicero.

Aber Montesquieu wußte sich zu helfen. Sein classisches Werk wäre ohne ein Mittel, das ihm seine Zeitgenossen anboten, ein zusammengeronnenes Amalgam von tausend Ein-

zelheiten geworden: er ergriff es ohne Umstände. Das sind seine Paragraphen, seine Eintheilungen, seine Capitel von drei Zeilen mit einer Ueberschrift von fünf Zeilen, das sind diese bequemen Abzugskanäle der Verworrenheit, welche seinen Geist der Gesetze durchschneiden und ihm das Ansehen eines großen Netzes mit zahllosen Maschen geben.

Als Klärungsmittel habe ich dem zu Folge zuweilen Striche benutzt, Barrieren, womit ich Eins vom Andern trennen und den Leser veranlassen wollte, beim Schluß der Sätze ein wenig inne zu halten oder sich den Uebergang zu dem Folgenden selbst zu bahnen. Mehr jedoch durfte ich bei einem Buche nicht wagen, das von Vielen beachtet zu werden wünscht und diese Vielen doch nur ans dem verwöhnten deutschen Lesepublikum rekrutiren kann.

Da man Lob und Tadel in der Literatur ohne Rücksicht auf ein gekränktes oder erwärmtes Herz austheilen soll, so trug ich keinen Augenblick Bedenken, ob ich mehrere in meinem Versuche mit Hochachtung genannte Namen, da ich deren spätere Verläugnung einer mir freilich untergeschobenen Tendenz erfuhr, an ihrem Platze sollte stehen lassen oder nicht. Ich kann mir aber erklären, wie es in einer allgemeinen Verwirrung aller Begriffe Gesetze geben kann, die einen unumgänglichen Einfluß haben, und daß, wenn man die Dinge retten will, man zuerst damit anfangen muß, die Personen in Sicherheit zu bringen.

„Das junge Deutschland“ und „die junge Literatur“ aber anlangend, so wird wohl Niemand in Ab-

rede stellen, daß sich das öffentliche und gutgemeinte Urtheil über diese Hypothese eine Uebereilung vorzuwerfen hat. Wer da weiß, daß das einzige Band, welches die öfter genannten Autoren des jungen Deutschlands zusammenhielt, factisch nur das Band einer oft überreizten und fast immer rücksichtslosen Rivalität war, wird zugestehen müssen, daß es jenen Prozeduren an einem erweislichen Thatbestande fehlte und daß bei aller Bedenklichkeit, die in irgend einer einzelnen heftigen Explosion eines dieser Autoren liegen mochte, doch ein solidarisches Verfahren gegen sie durch die Umstände am wenigsten gerechtfertigt war. So will ich denn hiermit nicht gegen meine Irrthümer protestiren, sondern nur dagegen, daß ich sie mit Andern gemeinsam haben soll.

Wenn etwas meinen Willen, dem Vaterlande nützlich, wenigstens erfreulich zu sein, darthun kann, so ist es dieser Versuch, welchen ich der öffentlichen Beurtheilung überlasse. Ich gebe hier meine Grundsätze über Philosohie der Geschichte zwar nicht in einer einfachen Beichte, aber doch in einer deutlich genug sprechenden Anwendung auf erläuternde Beispiele. Irr' ich mich nicht, so muß Wahrheitsliebe der erste Eindruck sein, den die Lectüre dieses Buches macht. Nur böser Wille, der sich in sich selbst verstrickt, könnte mir vorwerfen, daß die überlieferten und bestehenden Formen der Gesellschaft nicht meine Prämissen, sondern meine Resultate sind. An neuen Verketzerungen wird es nicht fehlen, doch vielleicht schon an der Bereitwilligkeit, ihnen so schnellen Glauben zu schenken, wie früher.

Dieser Versuch einer neuen Geschichtsphilosophie ist besonders gegen die Hegel'sche Construktion der Geschichte gerichtet. Wie großartig die Ergebnisse der Hegel'schen Philosophie für eine tiefere Auffassung der Geschichte waren, ist bekannt; dennoch hat sich später, sogar innerhalb der Schule selbst, das Bedürfniß, sich von der starren logischen Nothwendigkeit zur bewegenden Freiheit zu emanzipiren, so herausgestellt, daß dieser Versuch einer Philosophie der historischen Subjektivität (der That) und der historischen Objektivität (des Ereignisses) jetzt mehr als je gerechtfertigt erscheinen wird.

Wenn wir dem Ziele entgegen gehen, daß sich alle Philosophie von den Formeln zu erlösen hat, so hat diesem Ziele auch unsere Schrift gedient. Die Philosophie der Schule hat sich überlebt: man konnte nicht weiter hinaus, als über Hegel. Man mußte zur Erfahrung, zum Menschlichen, zum Sittlichen, zu dem Maß aller Dinge, zu den Thatsachen unsres nächsten Bewußtseins wieder zurückkehren. Philosophie muß erst wieder Weisheitsliebe werden, ehe sie neue Formeln über den Ursprung der Dinge aufstellt.

Diese Schrift, die in dem heftigen Streit der Schulen vor zehn Jahren wenig beachtet wurde, wird jetzt erst, wo sich auch der Schule die Gesichtspunkte erweitert haben und sogar die Theoretiker zur Erkenntniß kommen, daß wir nur wissen, daß wir nichts (oder Alles!) wissen, mehr verstanden werden, als damals.

# Philosophie

der

# That und des Ereignisses.

---

# Einleitung.

Wenn des Aeschylus gefesselter Prometheus in die gefühllose Luft seine Klagen sendet, mischt er in den stöhnenden Schmerz die Drohung, daß auch von den Göttern keiner seinem Schicksal entgehen würde. Und wirklich, der wolkenversammelnde Zeus verhüllt sich in die Nebel des Ida und wägt in zwei Schalen das Schicksal Pergamums.

Wer ist wohl nach dem Glauben der Alten dieser höhere Wille, dem selbst die Kroniden nicht entrinnen? Der Spruch der alten Götterdynastie des Aeschylus, der Spruch jener elementarischen riesigen Begriffe, welche vor der Fluth sich über die Erde lagerten, jener uranischen Granitschicht der griechischen Mythologie? Oder das Schwesterkleeblatt der Parzen, die individuelles Leben und Tod (was ist auch die Geschichte anders, als ein Mensch, der in ewiger Metamorphose aus der Wiege in das Grab und aus dem Grabe in immer neue Windeln schlüpft!) auf ihrem Rocken spinnen? Oder Tyche, die Würfelspielerin des Zufalls?

Die Alten hatten hierüber kein klares Bewußtsein. Ihre Götter waren nur die Stufen ihrer Andacht, niedriger oder

höher, je nachdem das Auge ihres Geistes trug. Oben verlor sich die amphitheatralische Rangordnung ihrer Mythologie in die blaue Luft, in die heitere Sorglosigkeit des ionischen Himmels. Sie umkränzten sich mit den Rosen Anakreon's und nannten zuletzt Verhängniß nur jenen bleichen Schatten, der sie für einen Obolus über den Acheron setzte.

Die Schicksalsnothwendigkeit war bei den Alten, philosophisch ausgedrückt, nur der Nexus der Begebenheiten, das Band, geheimnißvoll für den, welchen eine einzelne Schleife davon umwindet, objectiv aber und im Ganzen genommen kein Räthsel, da ja Eins in das Andere geht und das Erste immer die Ursache des Zweiten ist. Das Schicksal der Alten war nicht Fürsorge oder ein Plan, dessen äußerste Gränzen sich in die Nebel irgend einer Offenbarung verloren hätten, sondern es war die Kette der Ereignisse, deren einzelne Glieder der Zufall bindet. Die Geschichte hatte gleichsam, wie die Erde selbst, den bekannten „ersten Stoß" der materialistischen Philosophie bekommen. Ein Atom reibt sich nur am andern, die Lust am Schmerze, Reichthum an Armuth, Liebe an Haß. Die Geschichte webt sich da wie von selbst zusammen, ohne Räthsel, oder wo sich gordische Knoten ineinanderwirren, da tritt ein Alexander auf und löst sie mit dem Schwerte.

Nothwendigkeit war bei den Alten der Zufall, wenn er sie überraschte. Sie konnten also auch kein Schema der Begebenheiten haben, keine Philosophie der Geschichte in dem Sinne, daß der Historiker in den Ereignissen einen noch tieferen als nur pragmatischen Zusammenhang gesehen hätte. Herodot und Thucydides kennen für ihre Darstellungen keinen andern Maßstab, als den der Authenticität. Die Reden

welche sie ihnen einflechten, ersetzen das Räsonnement der neuern Geschichtschreibung. Tacitus, der Culminationspunkt der antiken Historie, schwingt sich nicht höher als sein Zorn. Die Alten brachten es in den Fabeln der Geschichte höchstens zu einer kurzen Moral.

Philosophie der Geschichte konnte es erst geben, als sich das große Feld der Begebenheiten in Licht und Schatten theilte. Indem Rom alle antiken Radien in sich sammelte, hatte das Alterthum bloß den politischen Standpunkt gewonnen. Phrygier und Cappadocier, Egypter und Juden schwanden in Nichts vor dem römischen Bürgerrechte, das alle Nationen umschloß. Erst wurden die Bewohner Italien's, dann Griechenland, zuletzt alle Völker, welche bis an die Säulen des Hercules oder an die schwarzen Aethiopier wohnten, absorbirt in jene rhetorischen Begriffe, welche auf dem Forum stritten, in jene Gesetzesauslegungen, die durch das Amt eines einzigen römischen Prätors geheiligt wurden, in jene Parteikämpfe, die mit dem Diademe des Augustus endeten. Die alte Welt hatte immer nur einen Satz. Es gehören aber zwei Sätze dazu, um einen dialectischen Schluß zu machen.

Dieser Minor und Heischesatz wurde dann das Christenthum. Eine Religion des Unsichtbaren schleuderte den Sonnenstrahl in die Nacht der alten Welt. Rom und Christus rangen um die Herrschaft und während beide sich auf einer von Blut getünchten glatten Paläſtra niederzuwerfen trachteten, emancipirte sich das Individuum, das Individuum zur Nation. Die Nebel der Vergangenheit lösten sich: die Kimmerische Nacht entließ ihre Söhne. Auf den Hochebenen Asiens suchten heranpilgernde Nationen jene alten Furchen, welche die ersten Menschenpflanzer der Erde urdenklich

zurückgelassen hatten. Keine Hütte hielt sich vor dem brausend wehenden Sturme einer neuen Zeit. Mit Weib und Kind brachen die Männer auf und durchkreuzten sich massenhaft, immer mit blutigem Gruße in Wäldern und Ebenen. So sprudelten die Quellen der Nationalitäten.

Das Christenthum, an und für sich genommen, als historische Begebenheit, war nur Gegenstand der Geschichtsphilosophie; Methode konnte es erst durch die Adoption des Judenthums werden. Diese Vereinung des alten und neuen Bundes brachte in die Auffassung der Begebenheiten ein ganz neues Colorit, jenen Regenbogen, den Jehovah der Welt als Zeichen seines Bundes mit ihr über die atmosphärische Kugel gezogen. Die Geschichte hatte durch die Bibel einen Anfang gewonnen, der mehr als bloß mythologischer, der pädagogischer Art war. Die Idee einer göttlichen Menschenerziehung, einer bestimmten Aufgabe der Geschichte verdanken wir jener Mischung jüdischer und christlicher Begriffe. Waren die Menschen nur ursprünglich dazu bestimmt, gut und glücklich (das Paradies) zu sein, so ist mit dem Abfalle von dieser Bestimmung das Ziel einer allmäligen Wiederkehr in den alten Zustand ausgesprochen. Weil die Menschen aufhörten, gut zu sein, so mußten sie fromm werden, d. h. sie mußten jene allmälige Stufenleiter der innern Selbstbeschauung, Prüfung und Besserung erklimmen, die sie des jenseitigen Paradieses würdig macht. Die Nationen wurden nach diesen Begriffen die abtrünnigen Söhne der Patriarchen, je weiter entfernt vom Wohnsitze ihrer Väter, in desto tiefere Nacht verstrickt. Die Erlösung durch Christus war die zweite Offenbarung dieses göttlichen Erziehungsplanes, der allmälig die aufkeimenden Nationalitäten absorbirte und sich mit der-

selben superficiellen Ausdehnung über die Gemüther legte, wie Rom mit seiner Autorität im Alterthume. Jetzt gab es Blicke in die Geschichte, welche eine Ordnung und Symmetrie der Begebenheiten ahnten. Jetzt hatte jede vereinzelte Erscheinung der Geschichte ihre primitiven Anknüpfungspunkte; ja ging man doch, wie ein neuerer Autor bemerkt hat, so weit, daß selbst die einzelnen Städte, z. B. Cöln, in ihren Chroniken immer mit der mythischen Zeit der Patriarchen anfingen, bis sie auf ihre historisch erweislichen Bürgermeister kamen.

Die ewige Wissenschaft verdankt demnach dem Christenthume den ersten Anstoß zur Philosophie der Geschichte. Der isolirte Begriff des Bürgers war vernichtet; statt der Pflichten emancipirten sich die Rechte. Der Mensch wurde eine allgemeine, rasirte, kahle Idee, noch nicht in Beschlag genommen von der Erziehung und der Tradition, sondern ein bildsamer Stoff, den das Christenthum aus den Wäldern fortnahm und mit dem Taufwasser in einen großen Wesenzusammenhang, in historische Präcedentien einführte, wo die Allgemeinheit etwas in sich Abgeschlossenes und von dem Einzelnen Freies hatte. Im Alterthume hörte der Staat mit dem Bürger auf; aber die Idee der neuen Welt, das Christenthum, war etwas von der individuellen Integration des Einzelnen Unabhängiges. Das Christenthum hätte bei der Weigerung der Nationen, es anzunehmen, doch nicht sogleich aufgehört, weil die dogmatische Festsetzung seines Wesens, wie sie von der späteren Zeit beliebt wurde, nichts als der Complex der Vergangenheit und eine auf das Unbestimmte angewiesene Prophezeiung für die Zukunft war.

Sieht man jedoch auf den neuesten Zustand der Philosophie der Geschichte, so wird man finden, daß die Dankbarkeit, mit

welcher die Wissenschaft dem Christenthume verpflichtet ist, eine zu weite Ausdehnung bekam. Wir sagten schon, daß die reine Idee jenes welthistorischen Ereignisses in Judäa wesentliches Moment, die Vermischung aber desselben mit dem Judenthume nur methodische Erleichterung für die Philosophie war. Daß man durch das Christenthum erst über die Geschichte denken lernte, verführte die Philosophie dazu, nichts als das Christenthum zu denken. Das Christenthum war ein dialectisches Moment der Ideen, aber nicht im Sinne neuerer Philosophie zu gleicher Zeit der Brenn- und Mittelpunkt der historischen Entwickelung, die Scheidewand der Jahrhunderte, so daß es nur zwei Begriffe für die Weltgeschichte gäbe, ein Vorher und ein Nachher. Nein, die Methode ist in der neueren Philosophie leider zum Schema geworden. Das bewegende Princip wurde die Achse seiner selbst.

Man wird diesen Tadel und meine daraus hergeleitete Revision der Philosophie der Geschichte besser begreifen, wenn ich eine Seite des Christenthums beleuchte, welche mir seine schönste ist. Schon Herder hat mit erquickendem Eifer diese Beziehung aller Dinge auf das Christenthum bestritten und das nicht, um die Lehre seines Meisters herabzusetzen, sondern um ihr einen neuen Triumph zu verschaffen. Gott schuf uns ihm zum Bilde. Wir sind zwar nackt und hülflos hinausgeworfen auf die Erde, welche unsere Mutter ist, aber eine sehr launische: wir sind an den Karst und Plug gewiesen; doch glüht in uns der göttliche Funke, erwärmt unsern Geist und leuchtet unseren Schritten. Da stehen wir nun, Menschen mit beliebiger Willenskraft, oft Werkzeuge unser selbst. Du hast deinen Kopf, dein Herz und deine Hand, nun gehe hin und tummle dich! Ich habe nur eine Lebensmaxime; das ist

die, mir Aufgaben zu stellen. Ich werfe einen Ball hinaus in die blaue Luft, ich weiß nicht, wohin er fiel, und steige dann über Hecken und Dornen, bis ich ihn wiedergefunden. Das nenn' ich leben, das Verworrene zu lösen, ein Thema zu entwirren, eine Unbesonnenheit wieder in die Gleise des Herkommens zurückzulenken. Nichts könnte gefährlicher sein, als eine Maxime dieser Art, wenn sie nicht von Grundsätzen und einer unverwüstlichen Integrität des Herzens begleitet ist. Jedem, der sich auf sich verlassen kann, rath' ich sie an, weil sie voller Genuß und Abhärtung ist.

In dieser Weise war nun auch das Christenthum eine Aufgabe. Es mußte so gut seine Kräfte zusammen nehmen, wie jede Energie, welche die Masse ergreifen will. Es mußte Kreuz und Leid, Hohn und Verfolgung dulden. Es ist dem Christenthume auch nicht Alles so in die Hand gewachsen, sondern es hat sich wohl strecken und dehnen müssen, um an die Decke der Geschichte zu reichen. In der Geschichte hat eigentlich nichts ein absolutes Recht; denn die Geschichte ist ein Complex von ungezählten Individualitäten, die kommen und gehen und das Recht haben, in die Wagschale der Ereignisse zu werfen, was sie wollen, Gold oder ein Schwert, wenn es nur wiegt. Man spricht von dem Finger der göttlichen Vorsehung; sollte aber damit sagen, daß Gott nur zeige und andeute. Alles, was geschieht, kletterte an jener steilen Höhe hinauf, wo jedes Wagniß durch das Rollen eines Steinchens vereitelt werden konnte. Jede That hat ihr eigenes Recht, jede Zeit hat es. Man sollte, ohne dem Christenthume feindlich zu sein, eine Philosophie verlassen, welche behauptet, daß Alles in der Geschichte nur dem Christenthume zu Liebe geschehen sei.

Das Buch der Geschichte hat breite Ränder und weite Zwischenräume laufen durch seine einzelnen Linien. Man betrachte diese Ränder und Zwischenräume! Sie sind nicht leer. Mit sympathetischer Tinte, die dem Auge des unbefangenen Forschers sichtbar wird, sind zahllose Arabesken und Carricaturen von der Göttin Tyche gekritzelt, die sich lächelnd dem greisen Vater der Welt über die Schultern lehnt und ihn scherzhaft in seinen lapidarischen Schriftzügen zu verhindern sucht. Da ist ein Dolchstoß; um ein Haar glitt er vorbei. Da sind tausend Möglichkeiten und embryonische Anfänge und Begebenheiten, die sich würden entwickelt haben, wenn die Geschichte nicht eilte und der höchste Dichter, Gott, in seiner Diction nicht ein Feind der Anacoluthe wäre. Man nenne diese Geschichtsansicht nicht atomistisch oder glaube, daß ich ein Apologet des Zufalls wäre! Ohne Zweifel liegen Gesetze in der Geschichte, aber es sind Gesetze, die sie sich selbst gegeben hat. Ich möchte die Menschen von den Begebenheiten und von den Ereignissen das Individuelle trennen. Ich möchte die Geschichte in ihre subjectiven Factoren auflösen und Vieles dem menschlichen Muthe, der Tapferkeit und der Tugend vindiziren, was unsere Philosophie immer gewohnt ist, auf die Rechnung des vorausbestimmenden Himmels zu setzen.

Ehe ich aber die besondere Methode, die ich in meiner Behandlungsweise der Universalgeschichte befolgen will, angebe, mögen hier noch einige Entwickelungen über frühere Versuche Raum haben.

Es lag in der Natur des Gegenstandes, daß die Philosophie der Geschichte sich nur secundär zu einer Doctrin ausbildete. Diese Wissenschaft hing von den Fortschritten

ab, welche die beiden Zweige machten, aus denen sie zusammengesetzt ist. Die Philosophie mußte sich von der Scholastik und die Geschichte von der Chronik frei machen, ehe jene auf diese angewandt wurde. Wie in allen Punkten, wo Ernst, Tüchtigkeit und Charakter auf die Beförderung menschlicher Entwickelungen das Meiste beitrugen, ging auch hier England mit seinem Beispiele voran. Philosophie und Historie verdanken beide den Engländern ihre wahren Grundlegungen.

Wie immer, eine politische Frage gibt in England den Anstoß. In der englischen Revolution lagen entfesselndere Grundsätze als in der deutschen Reformation. Diese löste die Menschheit von der Tradition, knüpfte sie aber wieder an das Gesetz. Die englische Revolution ging aber auf Normalzustände der Natur zurück und begünstigte die Discussion des gesellschaftlichen Vertrages. Die rothe und die weiße Rose der englischen Revolution war das göttliche und natürliche Recht. Die Stuarts kämpften mit Hobbe's späterem Leviathan für die Legitimität, die Opposition mit Lockes' späterer rasirter Tafel für den gesellschaftlichen Vertrag. Die Opposition siegte. Der gesellschaftliche Vertrag ist der erste Grundsatz der englischen Parlamentsacte geworden.

Englische Philosophie und Geschichtschreibung haben bis heute den anthropologischen Charakter festgehalten. Der Engländer, wie er auch am menschlichen Körper der geschickteste Anatom ist, sezirt die kleinsten Fasern der menschlichen Seele. Von Hume bis Stewart hielt sich die englische Philosophie in jener psychologischen Propädeutik und Annäherung an die Wahrheit, soweit die Seelenvermögen die Organe der Wissenstriebe sind. Ihre Poesie schon bei Shakespeare ist die

Malerei des Details, ihre Geschichtschreibung (noch bei Gibbon) die Entwirrung der Knoten, die Auflösung der Begebenheiten in ihre Factoren und zufälligen Veranlassungen. Das philologische Material häufen sie massenweise, wie Guthrie und Gray, oder sie anatomiren eine einzelne Periode mit skeptischem Verstande, wie alle die, welche z. B. über das Zeitalter Homer's geschrieben und die späteren Untersuchungen Wolf's möglich gemacht haben. Die Engländer haben demnach eine nationale Antipathie gegen universalhistorischen Schematismus. Sie suchen nur Eines in der Geschichte, den Menschen, nicht wie die Franzosen den Bürger oder wie die Deutschen den Gott. Man nehme die Conflicte, in welche Gibbon mit dem Christenthume gerieth! Weit entfernt, in dem Verfalle des römischen Staates nach deutschen Anschauungen das Abblühen einer überreifen Erscheinung, die nur die Stufe zu einer andern wäre, zu sehen, weit entfernt, den Untergang der Römer als eine universalhistorische Nothwendigkeit zu betrachten, die ihnen von dem Christenthume nach göttlichem Rathschlusse wäre aufgelegt worden, zerlegt er den Verfall in seine einzelnen Ursachen, in die Mißgriffe der Regierungen, die Laster und Tyranneien der Kaiser, die Sittenlosigkeit und den Luxus der Unterthanen und gibt dabei dem Christenthume eine Stellung weder höher noch tiefer als irgend eine dieser mit viel bewunderten Stylguirlanden umwundenen historischen Gruppen. Gibbon sieht nur die vereinzelte Größe und die vereinzelte Schwäche. Hier ist alles Analyse. Die Geschichte dient, um den Blick zu schärfen; sie ist eine Vorbereitung für die politische Debatte.

Den rein politischen Standpunkt in der Geschichtschreibung nahmen die Franzosen ein. Bayle's Skepticismus und

Bossuet's Versuch einer Universalgeschichte im orthodoxen Sinne bilden nur zwei Anomalieen in einem Verfahren, das allerdings nicht auf Verabredung beruhte und wo die individuelle Meinung sich noch immer für ihre eigene Rechnung ausbreiten konnte. Aber in der Mitte zwischen beiden liegen alle die Einflüsse, welche Montaigne, Montesquieu und Rousseau auf das historische Urtheil der Franzosen ausübten. Diese geistvollen Schriftsteller beförderten weniger die Systematik, als eine gewisse abstrahirende Methode, die sich aus der Geschichte Maximen und Grundsätze, immer aber einen practischen Fond entnahm, der in der Gegenwart angewendet, oft auf die Vergangenheit selbst ein neues Licht warf. Montaigne brachte durch seine Klugheitstheorie die Ereignisse immer dicht vor die unmittelbare Anschauung, als Werkzeug, Regel oder Vorschrift für das eigene Verfahren. Die Geschichte verlor sich unter seiner Hand in eine Masse einzelner Thatsachen, die für einzelne Lagen und Entschlüsse die schlagendsten Belege wurden. Wenn der Franzose so frühzeitig mit den Begebenheiten umspringen lernt und ihm für jede seiner Handlungen die Geschichte immer eine Analogie bieten muß, so war Montaigne für ihn dieser gewandte Lehrer, der aus der Geschichte eine Schule der Erfahrung machte. Montesquieu beschränkte diesen Unterricht auf den Staat und lehrte aus der Geschichte zunächst die Maximen der politischen Gesetzgebung. Rousseau endlich stellte nicht nur die Geschichte, sondern das ganze Gebiet der Philosophie unter die Reverbère des Staates. Rousseau, der in dem Bürger den Menschen retten wollte, that doch nichts, als alle menschlichen Beziehungen an den Staat anknüpfen, so daß er Coder jeder politischen Berufung werden mußte, besonders der des souveränen Volkes ja sogar des

Despotismus der Freiheit. Der reine, abstracte Mensch des Genfer Philosophen war immer nur ein Findelkind, auf welches ein Dritter, nicht der unbekannte Vater, sondern der Staat und seine öffentliche Erziehung ein Recht hatte. Die Rousseau'schen Menschen, sie mögen in der entlegensten Einöde geboren sein, sind unter der Controle geboren, sie haben eine politische Bestimmung an sich, welche ihr Muttermaal und in der Haut schon der Abdruck jener — Kette ist, welche auch sie einst tragen werden. So ist alle französische Geschichtsbetrachtung politische Maxime und jeder Franzose wird erst dann Einsicht in den inneren Zusammenhang der Begebenheiten bekommen, wenn seine Phantasie zuläßt, sich bei ihnen persönlich betheiligt zu denken. Niemand kann diesen Satz schlagender beweisen, als ein Mann, der zwar selbst kein Franzose war, der aber aus dem Scheine, es zu sein, ein Studium gemacht hat, Napoleon. Napoleon, über Geschichte raisonnirend, sprach über Alexander, Cäsar, Cromwell und Friedrich den Großen nie anders, als sich selbst mit ihnen verwechselnd und von ihren Thaten, wie von den Folgen seiner eigenen Ueberlegung urtheilend. Dies ist keine Maxime des Selbstbewußtseins gewesen, sondern Etwas, das jeder Franzose mit seinem Kaiser gemein hat.

Um in dieser Ausführung eine größere Vollständigkeit zu erreichen, will ich eines französischen Versuches über die Philosophie der Geschichte Erwähnung thun, dessen Kenntniß ich Herrn Rosenkranz in Königsberg verdanke. Ich thue sie um so lieber, als ich bei Gelegenheit dieses speziell gegen die Hegel'sche Philosophie geschriebenen Buches dennoch gern meine Hochachtung vor einem ihrer gewandtesten und geistreichst gebildeten Lehrer ausspreche. Die Berliner Akademie

im vorigen Jahrhundert so unwesentlich für die Entwickelung unserer deutschen Zustände, immer dem Spotte sogar ihres eigenen Beschützers ausgesetzt, der sie z. B. zwang, auf die wunderliche Frage: Soll der Staat anerkannte Irrthümer bei seinen Unterthanen dulden oder nicht? goldene Preise auszusetzen, besitzt in ihren Verhandlungen zwei geistvolle Versuche über die Philosophie der Geschichte von Weguelin. In dem Raisonnement dieses Philosophen walten so zu sagen mathematische Kategorieen. Die Geschichte wird unter seiner Hand zu einer geometrischen Figur, welche sich durch die Elemente des Euclid lösen läßt. Er schöpft aus den Zeiten die Ideen ab, bringt sie in algebraische Formen und rechnet darauf mit ihnen nach den einfachsten Regeln der vier Spezies. Die Resultate dieser Verfahrungsweise sind oft erzwungen, kalt und todt, oft aber auch voller Anwendbarkeit und lehrreicher Consequenzen. Wäre die Ansicht Weguelin's richtig, so ließe sich die Welt als eine ungeheure Zahl betrachten, für welche Gott der Vega'sche Logarithmus wäre, und die Geschichte als eine Riesenpyramide von Zahlen und Buchstaben, die sich herauf- und herunter potenzirt auflöse in die große Wahrheit, daß $a^2 + 2\,ab + b^2$ das Quadrat von $a + b$ ist. So strikt sind seine Ausführungen.

Könnte ein ganz vollkommenes Geschichtswerk existiren, so müßte ein Deutscher dazu das Material, ein Engländer die Charaktere und ein Franzose den Pragmatismus liefern. In Frankreich erhebt sich keine Universalhistorie über die Mittelmäßigkeit. Der alte Rollin! Erst in neuerer Zeit haben französische Specialhistorien (Rulhiere mit der Geschichte Polen's ging voran) einen Grad von Vollendung erreicht, der für Frankreich ein Privilegium zu bleiben scheint. Nicht von

Villemain, Capefigue und selbst dem Grafen Ségur ist hier die Rede; denn diese Historiker stehen noch immer unter rhetorischen Einflüssen und arten bald in die scythische Romanendarstellung des Abbé Barthelemy, bald in die gigantischen Eis- und Nebelphantasien Ossian's aus; sondern von den unsterblichen Werken eines Thiers und Mignet, die deßhalb so groß sind, weil in ihnen das rein aufgefangene Echo der Begebenheiten spricht. Thucydides, Livius oder Tacitus nachzuahmen, muß immer mißlingen, weil man selten mit den Autoren unserer Zeit so reine Vorstellungen verbinden kann, wie mit jenen Alten, unter denen gerade Sallust deßhalb einen besondern Platz einnehmen wird, weil sich die Nachrichten über sein Leben widersprechen und der Künstler bei ihm immer durch den Afrikanischen Proconsul in Schatten gesetzt wird. Aber die Ereignisse selbst reden lassen, Symmetrie und epische Perspective, Lebhaftigkeit und dramatische Gruppirung in seine Auffassung derselben bringen; darin liegt das große Verdienst der neuern mitten auf dem Forum gebildeten französischen Geschichtschreibung. Wäre nicht Friede das Glück der Völker, so möcht' ich diesen Künstlern nur noch das Eine wünschen — die eigne Anschauung des Feldlagers, und für diesen Fall, da wir Deutsche sind, z. B. dem kriegerischgesinnten Thiers am liebsten die eines Xenophontischen Rückzuges.

Mit dem spanischen Erbfolgekriege verspritzten die Deutschen das letzte Blut, womit sie bisher die Adern des übrigen europäischen Staatskörpers beherrscht hatten. Seither immer in die Ereignisse verwickelt, wurden sie von ihnen immer übervortheilt; durch Friedensschlüsse wurden selbst ihre Siege Niederlagen. Daher vielleicht die Einmischung so vieler Andacht

und Theologie in die deutsche Geschichtsbetrachtung. Daher diese deutsche Bürgerschaft zweier Welten, wo man gern vom Himmel Vorschüsse nimmt, um seine irdischen Rückstände zu bezahlen. Es ist auffallend, daß Lessing es sein mußte, der diese theologische Ansicht der Geschichte zuerst in ein System brachte. Möchte man nicht glauben, dieser große Freidenker hätte dafür, daß er dem Christenthum alle Geschichte nahm, der Geschichte dafür desto mehr Christenthum geben wollen?

Oder war auch schon Lessing in die seither so überflüssig cultivirte Unterscheidung des Theoretischen und Practischen verfallen? Glaubte er mit der bald so zahmen, bald so kühnen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, daß Dinge, welche sich in der Theorie nicht beweisen ließen, dennoch für die Praxis verpflichtend sein könnten? Leibnitz fing diesen unwissenschaftlichen Dualismus an, Lessing setzte ihn fort und Kant sprach ihn als ein System aus. Leibnitz erfand neben seiner göttlichen Monadologie die menschliche Theodicee; Leibnitz ist der Stifter jener Unterscheidung zwischen Dingen, die wider, und Dingen, die über die Vernunft hinaus sind, einer Unterscheidung, aus welcher man noch heut ein der pietistischen Theologie die trivialsten Sätze herleitet. Man muß Leibnitzen einen großen Einfluß auf die deutsche Geschichtsauffassung zuerkennen, von welcher sich außer Iselin, der die englische Methode der Psychologie befolgte, nur noch Kant selbst befreite. Kant näherte sich dem französischen Principe, dem politischen. Seine Schüler machten leider ein juristisches Princip daraus und lösten die Frage über den Zweck der Geschichte in die über den Zweck des Staates auf. Noch sehen die meisten unserer deutschen Rechtslehrer in der Geschichte nichts als entweder die Herr-

schaft des Gesetzes oder die Herrschaft der Sicherheit oder die Herrschaft des „allgemeinen Wohles.“ Das juristische Extrem in der Weltgeschichte ist die Auslegung derselben nach der Offenbarung des Justinian, das theologische Extrem die Auslegung nach der Offenbarung St. Johannis.

Lessing hatte mehr bindenden als trennenden Verstand; denn man spricht weniger von seinem Scharfsinne als von seinem Witze. Lessing, indem er das Christenthum vernünftigte, hütete sich wohl, die Philosophie zu derationalisiren. Lessing war ein Feind der atomistischen Philosophie seiner Zeit und haßte sie wie die Regeln Boileau's. Seine teleologische Weise, die Geschichte zu ordnen, seine Idee der Perfectibilität und der Erziehung des Menschengeschlechtes waren die milden und zarten Consequenzen einer Seelenstimmung, die sich von der sanften religiösen Glut, z. B. der in Moses Mendelsohn's Morgenstunden aufgehenden Wahrheitssonne, gern erwärmte. Lessing machte aus der Geschichte eine p ä d a g o g i s c h e O e c o n o m i e, er sah den Arm der göttlichen Allmacht in den verworrensten Perioden walten und stellte alles in die Begebenheiten scharf Einschneidende, jede neue die Welt erschütternde Idee, jede Bereicherung der Kenntnisse oder des Glückes der Nationen als eine Stufe der göttlichen Welterziehung hin. So mußte bei ihm Socrates, so Jesus, so Spinoza kommen. Die Geschichte gleicht hier einer Aloe, wo aus dem unten ersterbenden Blatte oben wieder ein neuer grüner Keim hervorschießt, und Gott selbst wäre nach diesem Bilde bei dem Pantheisten jener Zeugungskeim, der in ewiger Metamorphose niemals stirbt. Bei Lessing ist er der fromme und gute Gärtner, der seinen Stock begießt bei jedem Sonnenuntergang und der sich zuweilen mit gemüthlicher Pfeife vor ihn

hinstellt, um mit den Rauchwolken das Ungeziefer von seiner lieben Pflanze zu vertreiben.

Dennoch muß man gestehen, daß in Lessing's Schriften etwas liegt, was dieser wohlgefälligen, genügsamen und beinahe optimistischen Ansicht der Geschichte wieder zu widersprechen scheint. Leset seinen Laokoon! Wie schwelgt der enthusiastische Antiquar in Ausmalung jener Griechenwelt, wo selbst die Künste in das Staatsgewebe verflochten waren und sich eine Zartheit des Geistes in ihrer politischen Bevormundung aussprach, welche unsere Zeit nun und nimmermehr wieder produciren wird. Der Olympische Sieger bekam eine Statue; aber nur erst derjenige, welcher es dreimal geworden war, eine solche, die seine eigne Gestalt wiedergab. Man wollte den Adel der menschlichen Figur bewahren, man wollte durch das Porträt nicht die ästhetische Anschauung des Volks an das Ordinäre und Zufällige verweisen. Dies ist eine so goldene und feinhaltige Regel, daß man bei einem Blicke auf unsere Zeit dagegen nur auf Barbarismen und gesellschaftliche Solöcismen zu stoßen glaubt. Wie zerfahren und materiell sind unsere Interessen! Wie drängen sich Künste und Wissenschaften durch den Lärm des Tages hindurch! Unser Körper ist verweichlicht, unser Geist ist ohne Harmonie, und selbst das Christenthum muß erst durch dialectische Muthmaßungen und Kühnheiten mit den edelsten Blüthen der menschlichen Cultur verknüpft werden. Hätte Lessing diese Vergleichung angestellt, ich weiß nicht, ob ihm seine Perfectibilität nicht wie eine grundlose Schwärmerei erschienen wäre. Sind wir gegen diese griechischen Auffassunungen nicht offenbar zurück?

Da blitzte das Genie eines Herder auf, ein Phänomen, dessen electrischer Stoff für Deutschland verloren scheint und

nichts Aehnliches wieder hervorbringen wird. Herder, ein Priester — aber ein Priester in dem großen Sonnentempel der Natur, ein Priester, wie es Johannes muß auf Pathmos gewesen sein. Hatte Johannes aus dem Schoße seines Meisters Dogmen geerbt? Sein Erbtheil war die Poesie, die Entzückung und die Liebe. Hätte Jesus nur den einzigen Jünger Johannes gehabt, seine Religion wäre eine Verheißung geworden, eine Seelenstimmung, eine Wiedergeburt der siechen Menschheit, nicht durch den Glauben, sondern durch die Liebe, eine Religion ohne andere Symbole, als die, welche in den Phantasmen des Traumes und der Einbildungskraft liegen. Herder war ein Priester dieser Johanneischen Ausbreitung des Christenthums, welche von der eifernden des Petrus und der moralisch mystischen des Paulus verschieden ist und keine andern Tempel hat, als duldsame Herzen.

Herder war weit entfernt, die Lessing'sche Methode zu adoptiren. Im Gegentheil, er schickte in seinen Ideen den Menschen auf seine jahrtausendjährige Wanderschaft mit dem Abschiedsgruße: Sorge für dich selbst! Herder's Prinzip war die Humanität. Was verband er mit ihr? Den ganzen Complex aller der Begriffe, welche sich an die Wiege und an den Sarg des Menschen drängen, sowohl jenes Terenzische nil humani a me alienum, d. h. die Leidenschaft und das Temperament, wie jede Blüthe der Cultur, die sich aus der Benutzung menschlicher Geisteskräfte, ja selbst aus der Benutzung zufälliger Begegnisse entwickeln konnte. Herder findet das Philosophische in der Geschichte mitten in der concreten Erscheinung selbst. Mit Ehrfurcht und mit gesenktem Haupte schreitet er zuerst an den unbekannten Ursachen des Weltalls vorüber, greift aber sogleich hastig nach dem Seile,

welches ihm die Materie aus ihrer Arche zuwirft und arbeitet im Schweiße seines Angesichts, um Natürliches natürlich zu verfolgen, um Alles zu retten, was die Triumphe der Menschheit als Werk der Menschheit erhöhen muß. Dann tritt er an das erste Kind heran, das im Grase mit den phrygischen Schafen des Herodot spielt und lauscht, wie sich ihm allmälig das Zungenhäutchen der Sprache löst. Dann ziehen sich schon Spuren von Heerden und nomadischen Völkern durch die ungeheuern Sandebenen und einzelne Familien rasten in den Oasen und durchfurchen die Erde mit sinnig berechneten Werkzeugen. Das heilige Saatkorn, Persephone, die Tochter der Demeter, steigt in die Erde hinab und bringt hundertfältige Garben. Die Gerste wird gebrannt auf dem Roste und die Priester streuen sie auf das Haupt des Stieres, der sich zum Opfer beugt. Homer singt den Zorn des Achill und seine Schüler den zwiefach verschlagenen Odysseus. Jonien's Himmel lacht, die Göttin Athen's blickt von den Oelbäumen Sunium's auf die von den Schnäbeln persischer Schiffe besäeten griechischen Gewässer; Thucydides lauscht dem Vater der Geschichte, der in Olympia allen Hellenen seine Musenbücher liest; endlich erlischt die Sonne der Schönheit und die des Ruhmes taucht empor. Rom schmiedet seine Ketten und Mars zertritt die Ernte der Jahrhunderte. Dann tiefe Nacht, Weihnacht. Im Orient flammt ein Stern und aus einer Krippe lacht die neugeborne Zukunft der Welt. An ein geheimnißvolles Leben schließt sich eine desto lichtere Wahrheit. Kampf und überall Untergang; auch die Boten des neuen Himmels ziehen das Schwert. In den entferntesten Gegenden der Erde regt sich ein unbewußtes Sehnen; die Völker kommen der in der

Schlacht fast verlornen heiligen Standarte, dem Labarum, zu Hülfe, und die Geschichte erhält eine neue Integration ihrer Elemente. Hier konnte Herder noch einmal jene poetischen Wonnen empfinden, die sich in seinen Stimmen der Völker am zartesten aussprechen. Dann aber bricht sein Werk mit der Hierarchie, mit der Barbarei des Mittelalters ab und man ist versucht zu glauben, daß ihm nicht die Muse, wohl aber das Ideal zu fehlen begann, die Humanität, mit welcher sich das Prinzip mittlerer und neuerer Zeit, das egoistische Interesse nämlich, nicht zu vertragen scheint. Mit den dunkeln Farben, welche Herder jetzt auf sein sonnenhelles Bild hätte setzen müssen, fürchtete er, sich den Pinsel zu verkleistern. Ich habe hierin schon dasjenige ausgedrückt, was sich gegen Herder's Ideen mit besonderem Gewichte erinnern läßt.

Die Resonanz der Herder'schen Seele war zu schwach und zu zart gebaut, als daß sie alle erschütternden und grellen Töne der Geschichte hätte halten können. Sie zersprang vor diesen metallenen Glockenschlägen, welche aus den höchsten Regionen der Geschichte dröhnen. Herder, nur gewohnt, im Völkerleben die poetische Blume zu suchen, verlor sich in eine zu sanfte und elegische Stimmung seiner Darstellung und verfiel, wo ihn die Ereignisse überboten, oft in eine mäkelnde und intolerante Methode. Wer kann seine Beurtheilung der Römer billigen? Wer erschrickt nicht, wenn man Herder's Nachgiebigkeit gegen die Ereignisse eben zu einem neuen Principe für die Geschichtsdarstellung erheben will, plötzlich über diesen strengen, abfälligen, fast schulmeisterlichen Ton, den er sich über das durchgebildetste, charakterfesteste und bürgerlichste Volk der Erde erlaubt? Herder kann die Räu-

berei und Zerstörungswuth eines Mummius nicht vergessen. Die Bildsäulen und künstlerischen Denkmäler der Griechen, Sophokles und die Weisheit Plato's beherrschen seine Einbildungskraft so sehr, daß er in den Römern nur Barbaren, die entarteten Söhne entarteter Väter, eine tollkühne Verbrechercolonie aus Albalonga sieht. Da ist die wundervolle römische Gesetzgebung, der ganze Bau jener Universalmonarchie und zuletzt das an zahllosen köstlichen Charakterentwickelungen überreiche Detail der römischen Geschichte keiner Rede werth gegen eine Pindarische Ode! Herder verweichlichte in der griechischen Kunst. Seine Seele ist zu sanft für die Strenge der Geschichte. Aus der Philosophie der Geschichte wurde bei ihm eine Kritik derselben. Herder veranlaßte moralisch-politischen Chriee, welche ein eigenthümliches Stadium der deutschen Schulbildung bezeichnen; überhaupt wurde die Geschichte für die Jugend nach ihm ein pädagogischer Pappelbrei oder jene mit Erfahrungen naßgemachte Ruthe, welche die Erziehung hinter den Spiegel steckte als furchtbares Regardez-moi!

Ehe nun Friedrich Schlegel sein Bedürfniß einer ästhetischen Sinnenreligion in den Domen des Katholicismus zu befriedigen suchte, hatte seine Ideenentwickelung viele mit Lessing, dessen Schriften er in einem Auszuge herausgab, gemeinsame Punkte. Aber es war ein origineller Standpunkt, unter dem er Lessing betrachtete. Wie man in dem Leben von Männern, welche man bewundert, gern nach Thatsachen sucht, wo wir sie auch lieben möchten, z. B. ob sie mit Wehmuth von ihrer Mutter sprachen, ob sie eine Blume sinnig betrachten konnten; so durchsuchte Schlegel die Schriften Lessing's und brachte sich ein Bild von dem Mei-

ster heraus, das zwar unähnlich, aber dennoch nicht ohne Reiz war. Lessing wurde bei dieser Schlegel'schen Mosaik das Gegentheil seines Rufes. Ueberall für einen Feind des Christenthums geltend, macht ihn Schlegel zu einem Feinde des aufklärerischen Deismus. Fast scheint es, als hätte es Schlegel zu schmerzlich vermißt, wenn sich zu der Schelling'schen praktischen Polemik, der Friedrich damals angehörte, nicht die Manen des bewunderten Lessing gesellt hätten. Er richtete den großen Kritiker gerade so ein, wie er ihn als Glorie seiner spätern eigenen philosophischen Expositionen brauchte. Schlegel ging nur einen Schritt — ich möchte lieber statt weiter, sagen zurück — gegen Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts. Schlegel bezog das, was Lessing nur zu Gunsten des Deismus gesagt hatte, in der Geschichte auf das Christenthum und sogleich auf den Katholicismus!

Ich erwähne hier Schlegel's Philosophie der Geschichte, ob sie gleich von späterem Datum ist, als diejenigen Erscheinungen in der Wissenschaft, welche demnächst charakterisirt werden sollen. Schlegel's Werk ist die letzte Kuppel des Doms der romantischen Schule. Gleich beim Beginnen desselben sind wir in die Untersuchungen Kanne's, Creuzer's und Görres' über die orientalische Mythe versetzt; wir reiten auf dem ungeheuren mystischen Elephanten der Gangesreligion und hören bald, daß sich die hebräische Urkunde mit der Vernunft und Erfahrung in die glänzendste Harmonie bringen lasse. Dann wird die göttliche Heilsordnung das Schema der Schlegel'schen Darstellung. Die Sünde ist das Verderben der Geschichte. Welche Ueberwindung, daß Schlegel noch an seinen alten ästhetischen Studien mit so

vieler Liebe hing, um nicht Homer und Sophokles als die Sänger der Lüge zu brandmarken! Das Christenthum macht die Halbscheid der Begebenheiten, die Völker beten an und die Peterskirche in Rom wird der Mittelpunkt der Geschichte. Das Zeitalter der Reformation, der Vernunft und des Abfalles beginnt, die französische Revolution ist die letzte Offenbarung des Satan, während hier und da schon einzelne Glöckchen der neuen Hierarchie ihren süßen verlockenden Ton anstimmen und sich die Zeichen der Zeit zur Wiederkunft des Herrn mehren. Der Staat emancipirte sich früher von der Kirche, jetzt wird sich die Kirche vom Staate emancipiren und das Band, welches die Nationen umschließt, wird eine neue gesellschaftliche — Chimäre sein. Dies ist wirklich kein System, sondern nur ein Glaubensbekenntniß, das sich bestreiten, aber nicht widerlegen läßt.

Wenn ich mich hierauf nun endlich gegen die sogenannte Geschichtsconstruction erkläre, so möchte ich doch nicht, daß man mich für einen Verkleinerer der Hegel'schen Philosophie ansähe. Dieses System war nothwendige Schlußfolge einer vierzigjährigen speculativen Aufregung Deutschland's und mußte alle Radien vorangegangener Bestrebungen in seinen Mittelpunkt zusammenfassen. Ich habe selbst zu den Füßen Hegel's gesessen und aus dem unkünstlerischen Vortrage seiner Lehrsätze die entschiedene Wirkung wahrgenommen, welche seine weiten Umrisse, diese ungeheuren Conturen seiner Kategorien auf die Gymnastik der Seele haben. Hegel's concrete Methode, das materielle Füllsel seiner leeren Begriffsschemen machte seine Philosophie zu einem Surrogat der Erziehung, das weder von der psychologischen noch mathematisch-scholastischen Methode anderer Lehrer erreicht wird. Die

Masse von eigenen Kenntnissen, die man in Hegel's System vergraben kann, ohne im Besitze verkürzt zu werden, die eigne Durchbildung des Kopfes, die sich mit dem Hegel'schen Systeme immer in einen vertraulichen Zusammenhang bringen läßt, kurz das im Grunde Unverbindliche, Laxe und Leichtwendbare der Hegel'schen Principien schuf eine sehr freie, bunte und der Individualität Alles einräumende Schule, zu der sich die unabhängigsten Geister bekennen. Wir haben hier z. B. nicht die über einen Leisten geschlagene Propaganda des Kantischen Kriticismus, diese Heydenreich, Feder, Schmid, Kiesewetter, wo Einer immer in Gefahr kam, mit dem Andern verwechselt zu werden, sondern ich erinnere nur an das tiefe und in der Kunst beinahe mystische Gemüth eines Hotho, an den in hundert Farben blitzenden Esprit eines Gans und viele andere ausgezeichnete Hegelianer. Es würde schmerzen, wenn sich Polemik nicht mit der größten Hochachtung vor dem Gegner vertragen sollte.

Was ist Construction der Geschichte? Ein kleiner Demiurgos sitzt mitten im Weltgebäude und sucht mit einem Cirkel die Zahl der historischen Breiten- und Längengrade zu bestimmen. Er hockt dem Schöpfer der Welt auf der Schulter und beginnt am siebenten Tage, wo jener zur Ruhe gegangen, den Himmel und die Erde, die Thiere in und über dem Wasser, die Bäume und den Menschen so nachzuformen, wie er an dem Allvater sich die Handgriffe gemerkt hat. Geschichtsconstruction heißt, die einzelnen Höhepuncte der Geschchte mit Spinnweben verbinden und das Disparateste zu witzigen Harmonieen zusammenschnüren. Sie ist zuletzt prophetischer Natur, sowohl in deum Sinne, daß sie, wie Aenes es bei Virgil thun konnte, einen August und Marcellus pra-

phezeit, als auch in rein cassandrischem Sinne, daß sie noch wirklich das Ungesehene in der Zukunft zu erblicken glaubt.

Jedem wird hier Mephistopheles im Faust einfallen, wo er die philosophische Methode persiflirt, welche uns beweist, daß die Dinge nicht nur so sind, sondern auch so sein müßten wie sie sind, und daß gleichsam Jedermann kein Andrer wäre, als er selbst. Doch müssen wir hinzufügen, daß das Reagens dieser Geschichtsconstruction die logische Idee ist.

Von der logischen Idee bei Hegel muß man sich eine sehr ausgedehnte Vorstellung machen. Sie ist allerdings zunächst nur ein Begriff, oder, wenn wir dem Meister trauen dürfen, zu gleicher Zeit auch der Inhalt dessen, was dieser Begriff ausdrücken soll. Sie ist mit einem Worte der metaphysische Urstoff, aus welchem sich die Dinge als die Ideen darüber entwickeln, vielleicht Gott selbst, wenn man Beweglichkeit des Geistes genug hat, sich unter diesem Stoffe nichts Ruhendes und Abstractes, sondern ewig Gebärendes und Schaffendes vorzustellen. Dieses hohle Prädicat des Seins ohne Subject, diese noch unbestimmte und unwirkliche Kategorie wird uns immer in die Vorstellung des Nichts verfließen und wir werden jenen Moment ahnen können, wo es noch keine Welt und keine Geschichte gab. Hegel nimmt jene Periode des reinen Seins oder des Fürsichbegriffs als die Periode der Urwelt die Geschichte wie der Dotter im Eie schwimmt, wo die Götter auf der Erde wohnten und das Paradies die Ordnung des Tages war. Geschichte war da noch nicht. Geschichte ist das Product zweier Factoren und dieser zweite Factor, die Negation, brauste in das Chaos hinein, die Idee stürzt aus ihrem Gehäuse, die Natur öffnet ihren Drachenmund, Geschichte ist das Werk der Rebellion. Hegel kennt nur

alte und neue Welt: was in der Mitte zwischen Beiden liegt ist Kampf. Das Mittelalter ist Streit zwischen der Natur und dem Geiste, zwischen dem zweiten und dritten Theile des Systems. Christus war die Idee des Anundfürsich, die in ihren Anfang aber mit Geistesbewußtsein zurückgekehrte Idee. Sein Reich ist das Reich der Freiheit, Wahrheit und Wissenschaft, des vollständigen dritten Theiles, welcher mit dem Triumphe der Philosophie und beinah mit jenem Horazischen Satze schließt: der Philosoph ist König, Gott, Alles, wenn er nicht zufällig den Schnupfen hat.

So gesund und frisch die Ansicht Hegels ist, nach welcher man die Wahrheit doch nicht immer an entlegenen Orten suchen möchte, sondern daß man stündlich über sie wie über die Thatsachen der Straße stolpere, daß ferner das Aeußere der Dinge fast immer ihr Inneres sei und wir uns doch nicht einbilden möchten, was Wunder für große Begebenheiten auf dem Uranus und der Milchstraße geschähen; so möchte es doch schwerlich ein großer Triumph der philosophischen Wahrheit sein, wenn die historische Facta unsres Erdballs ihre ausschließlichen Belege wären. Inzwischen will ich der constructiven Methode drei Punkte entgegenhalten, welche ein practischer Grundsatz und zwei Verlegenheiten sind.

Herder verfiel in den Fehler, die Geschichte kritisiren zu wollen. Hegel übt gegen sie eine Toleranz, welche die Moral in Gefahr bringt. Ich klammere mich nicht an die fünffüßige Phrase: die Weltgeschichte ist das Weltgericht; denn Millionen Thränen sind in der Geschichte ungetrocknet, tausend Verbrechen ungestraft geblieben, das Recht war immer dessen, der der Stärkere war; aber in Allem Nothwendigkeit sehen, wo bleibt die Freiheit? Starb in Cato ein

Begriff oder eine große Seele? War Philipp II., war Robespierre ohne moralische Zurechnung? Ist der Weltgeist der Souffleur aller großen Worte gewesen, die von Menschen gesprochen wurden? des non dolet der Arria, das sancta simplicitas Hussens und selbst jenes wehmüthig herben Spruches, womit ein Gladiator den Kaiser grüßte: Caesar, moriturus te salutat? Dieser philosophische Schematismus betrügt ja die Menschheit um ihre schönsten Zierden und die Seele um ihre höchsten Entschlüsse. Er erzeugt einen indifferenten Quietismus für die gegenwärtige Zeitlage und selbst wenn er richtig wäre, müßte man ihn bestreiten, weil er der Thatkraft die Sehnen zerschneidet.

Das zweite Unglück der constructiven Methode ist die Sackgasse. Wo hinaus? Welche Regeln gibt uns der Tag? Natürlich ist es eine weite Zeit, von der schon Plato träumte, wo alle Menschen Philosophen würden. Aber wie es mit der Wiederkunft Christi war, der Eine spricht von tausend Jahren, der Andere: über ein Kleines! Hegel selbst hat sich verleiten lassen, seine eigenen politischen und wissenschaftlichen Verhältnisse für den unmittelbaren Durchgangspunkt der Geschichte anzuerkennen, er hat an den Staat, welcher seine Verdienste belohnte, eine so entschiedene Mission ausgetheilt, daß man verführt wird, ein ziemlich nahes Ende der gedachten und geschehenen Dinge anzunehmen. Hegel fing alle historischen Strahlen zu jener Sonne zusammen, welcher der preußische Adler kühn entgegenfliegt und brachte dadurch seine Schüler selbst in Verlegenheit. Gans war lange damit beschäftigt, diesen Sack durchzubrechen und der freien, von der beigepflanzten Linné'schen Bezeichnung unabhängigen Geschichtsvegetation wieder Luft und Athem zu schaffen. Irr' ich nicht,

so ist Herr Gans ein Hegel'scher Socinianer. Er sucht den Moment, die Freiheit und vielleicht selbst den Zufall zu retten*).

Die Einwürfe gegen die Construction müssen desto schlagender werden, wenn sie im Stande sind, einige Inconsequenzen derselben nachzuweisen. Der Hegel'schen Philosophie der Geschichte schwebt das Bild einer auf- und herabsteigenden Linie oder vielmehr eines Nieder- und Aufganges vor. Das Christenthum ist ihr der mittlere Durchschnittspunkt, der Kreuzweg, wo sich die Bahnen brechen und alle Begebenheiten in eine neue Strömung gerathen. Wie aber, wenn es welthistorische Ideen gäbe, welche sich in der neuen Welt mit Energie geltend machten und aus der alten herüber kamen, ohne vom Christenthume tingirt zu werden? Noch bis zu dieser Stunde ist die humanistische Bildung die erweislich beste Mitgift, welche man dem Jünglinge für seine Vermählung mit dem Leben geben kann. Sie hat sich frei erhalten vom Christenthume, ja sie flieht das Christenthum, weil sie fürchtet, von dem linguistischen Apparate desselben barbarisirt zu werden. Oder um etwas zu nehmen, was keine Ueberlieferung, sondern in der That eine Institution ist. Wer kann nachweisen, daß das römisch-deutsche Kaiserthum eine Idee des Christenthums ist? Die Hierarchie und das Kaiserthum ist ein Widerspruch, der auf heidnische Verhältnisse zurückgeht. Daß am Weihnachtsfeste der Bischof Zacharias Karl den Großen salbte, hab' ich

*) Spätere Note. Dies Alles wurde geschrieben vor Ruge, vor Feuerbach und vor den Bauer. Nichtsdestoweniger haben die Hallischen Jahrbücher vornehm auf den Verfasser herabgesehen, der jungdeutchen Literatur unphilosophischen und prinzipienlosen Dilettantismus, abstraktes Literatenthum, wie sie es nannten, vorgeworfen. Feuerbach's Theorie, das Menschenthum in seiner Tiefe und Schöne zum Maßstabe unserer Gotterkenntniß zu machen, lag fünf Jahre vor dem Hervortreten der neusten Entwickelungen der Hegel'schen Philosophie in diesem Buche ausgesprochen. Ich sage das nicht, um mich zu rühmen, sondern lege nur ein Gewicht — in die Wagschale der Gerechtigkeit.

immer nur für eine Ueberraschung halten können, die der Kaiser, er, der Harun al Raschid ebenbürtig grüßen ließ, von dem Priester als einen Dienst der Höflichkeit annahm. Das Kaiserthum sollte die unmittelbare Fortsetzung der Auguste, Trajane und Diocletiane sein. Dieser unveränderliche Gedanke, der das ganze Mittelalter erschütterte, schwebte allen deutschen Kaisern vor und beweist, daß die Form der Geschichte nicht Auf- und Absteigen, nicht der concentrische Kreis oder die Spirale ist, sondern der epische Parallelismus, bald congruirend, bald divergirend. Nichts macht namentlich diese Form so einleuchtend, wie der Islam, den die constructive Methode nicht erklären kann. Schon in meiner Skizze über das Leben des jetzigen Sultans führt' ich an *), daß diese Methode den Islam für wildes Fleisch, für ein Ueberbein, den sich der stürmende Geist der Geschichte getreten habe, halte und noch jetzt wüßt' ich nicht, daß irgend ein Theolog oder Philosoph aus der Hegel'schen Schule den Islam anders behandelt hätte, denn als ein zufälliges Corollarium der neueren Geschichte. Wir wollen sehen, wie in dreihundert Jahren vielleicht ein türkischer Gelehrter die Historie construiren und welche Dinge er für wildes Fleisch ausgeben wird.

Bevor ich endlich die neuen Gesichtspunkte angebe, unter welchen ich die Philosophie der Geschichte künftig aufzufassen empfehle, mögen hier einige zur Sache gehörende Bemerkungen über den Geist der modernen Literatur ihren Platz finden.

Nach den Systemen eines Spinoza, Descartes und Leibnitz brach über die europäischen Literaturen eine Art philosophischer Dilettantismus herein, welchen man mit dem Na-

*) Gesammelte Werke, Bd. II. S. 206.

men der Encyclopädistenperiode zu bezeichnen pflegt. Jede Literatur stockt, wenn das System über sie die Autorität hat. Der Gedanke, welcher aus dem Systeme kommt, ist todt und welk wie die Blume des Herbariums. Styl und Abwechselung geht beim Siege des Systems verloren. Emancipation vom Systeme ist Fortschritt.

Welches sind die schlagendsten Ideen? Diejenigen wahrlich nicht, welche aus dem Systeme hervorbröckeln. Spinoza war ein größeres philosophisches Genie als Lessing; aber keine Idee Spinoza's ist so lebendig, so schöpferisch und so vieler Consequenzen fähig, wie eine Idee Lessing's. Dies ist ein Gesetz der Literaturgeschichte: nach der Blutstockung der Systeme springen die subjectiven Adern. Einzelne Köpfe arrondiren sich dann gerade so weit im Systeme, als es nöthig ist, um einen gewissen Zusammenhang in seinen Ideen zu haben; das weitere Band ist der Charakter, die Laune, der subjective Einfall, kurz alle Tugenden und alle Fehler des Encyclopädismus.

Einige junge Doctrinäre in Deutschland wollen unserer neuesten Literatur den Vorwurf machen, daß sie auf die bezeichnete Tendenz hinauskäme. Ich glaube, daß die Thatsache richtig ist, nur ist es unrecht, sie eine Nachahmung zu nennen. Ich glaube, daß unsere deutsche Literatur einen ganz neuen Charakter annehmen wird, der aber zunächst in nichts anderem bestehen dürfte, als in der Emancipation von der Schule und vom System. Man sollte die Geburtswehen dieser Literatur erleichtern helfen, da es sich um die Garantie unserer literarischen Zukunft handelt.

Zersetzende, verneinende, trennende Principien! Von Principien war noch nicht die Rede, sondern nur von einer neuen

Integration unserer Literatur durch einzelne Köpfe, welche die mumienhaft von den Systemen umwickelte Wahrheit aus ihren Gräbern wecken und zwischen der Schule und der eigenen Individualität die Straße des Lebens halten wollen. Und wenn auch die Poesie dieser Periode einen eigenen Charakter tragen sollte, so wäre es billiger, ihn erst zu studiren, als ihm die Merkmale des achtzehnten Jahrhunderts aufzuzwingen. Ich finde in einigen neuen Productionen weit mehr Positivität, als in den Spielen der romantischen Schule und glaube überhaupt, daß alle Poesie das Werk einer Ueberlegung ist, wie sie sich in Pindar's Oden trotz ihres dithyrambischen Schwunges findet. Denn welche Schönheit ist die vollendetste? Die plastische. Alles, was aus der Form gegossen wird, glüht nur während des Gusses. Will es dauern, muß es sich abkühlen.

Diese Abschweifung macht' ich, um meine Gleichgültigkeit zu beweisen, wenn mein Werk etwa der Vorwurf der Verstandsabstraction trifft und die Schule, immer des Systemes gewohnt, von einem Conglomerat einzelner Thatsachen sprechen sollte. Ich ziehe es vor, in der Philosophie lieber ein Virtuose, als ein bloßer Schüler zu sein.

Der erste Fehler, in welchen der construirende Geschichtsphilosoph zu verfallen pflegt, ist das lange Verweilen bei der Schöpfung, bei der Erde und bei der Urwelt. Die Geschichte beginnt nicht mit dem ersten Menschen, sondern mit dem ersten Charakter. Ihr Signal ist die erste That. Was ist historische That? Was ist Begebenheit? Die Erweislichkeiten der alten Geschichte liegen vor uns, die mittlere Zeit ist gelichtet, in der neueren Geschichte leben wir. Eine Philosophie der Begebenheiten oder auch das, was der Geist Geschichte genannt wurde, ist ein Nachweis der innern

Analogieen, welche sich in den historischen Facten finden. Philosophie der Geschichte ist die vergleichende Anatomie der Ereignisse. Der Gegenstand dieser Philosophie ist in weit höherm Grade der handelnde, als der leidende Mensch, immer aber der Mensch in der Autonomie seiner Freiheit und schwächer oder so stark wie sein Wille. Man wird die göttliche Assistenz nicht läugnen können, aber doch einräumen müssen, daß die Geschichte zunächst des Menschen wegen da ist und daß eine Philosophie derselben die innere Dialectik der Begebenheiten ist. Die Physiologie z. B. entwickelt die innern Bestandtheile des thierischen Körpers, das Verhältniß des Fleisches zu den Muskeln, der Muskeln zu den Knochen, die Physiologie lehrt nicht, wie Gott den Menschen schuf, noch weniger, wie er ihn erhält, sie überläßt jenes der Theologie oder Naturwissenschaft, dieses der Medizin und Diätetik. Ebenso ist das Objekt der Historiologie nichts als der moralische Mensch, der Mensch in seiner einmal bekommenen Ausstattung, in seinen Beziehungen zur That und zum Ereigniß. Die Geschichte kann ein Problem sein; aber dann stünd' es nur der Theologie zu, es zu lösen. Unter Philosophie der Geschichte sollte man nur eine Wissenschaft verstehen, welche ihre drei Theile hat, einen anatomischen, einen physiologischen und einen dialectischen. Der erste gäbe den Thatbestand dieser Wissenschaft, die historischen Factoren unter dem Gesichtspunkte der Vereinzelnung aufgefaßt, der zweite eine Philosophie des historischen Menschen, und der dritte eine innere Verknüpfung, Analogie und Verwandtschaft der Begebenheiten und den Versuch, das in allen Zeitlagen Gemeinsame und Gleichartige nach kritischen und mathematischen Gesetzen zu entwickeln. Man hat so viel paränetische, fromme und rührende Zwecke

in die Geschichte gebracht, daß ihre Philosophie statt einer Erklärung eine Adelserhebung derselben geworden ist. Geschichte ist jener tausendjährige blutige Kampf zwischen Recht und Unrecht, zwischen Natur und Geist, sie ist eine Abwechselung von Sonnenschein und Ungewitter. Was will hier die Philosophie? Ausglätten, richten, versöhnen? Die kalte Geschichte erwärmen und das Grausame behaglich machen? Nein, hat die Philosophie der Geschichte eine Methode, so ist es die der erleuchtenden Fackel, hat sie ein Ziel, so ist es dies, das Aehnliche zu verknüpfen, und hat sie eine Folge, so ist es die, daß wir auf unserer Hut sind.

Dieser Auffassung gemäß dürfen zuerst die Klammern der beliebten Zeiträume nicht länger bleiben. Alles, was uns schematisch vor Augen steht, ist Hinderniß unseres Verfahrens. Das Christenthum muß als die größte Thatsache der Religionsgeschichte verehrt werden, als ein welthistorisches Ereigniß, wo aus kleinen Anfängen die großartigsten Schlußfolgen entsprangen; aber aufhören muß es, jene Scheidewand der Begebenheiten zu bilden, welche wohl das ästhetische Gefühl der Symmetrie, desto weniger aber die historische Wahrheit befriedigt. Kann z. B. etwas diese unmittelbare, vom Christenthume unabhängige Vermischung und Fortsetzung der Zeiten deutlicher beweisen, als die heutige Griechennation? Die Thatsache (nicht mehr die Hypothese) weiß von diesen Griechen, daß sie Slaven sind, daß Namen, wie Bozaris und Zavellas nur aus den asiatischen Steppen kommen konnten, und doch halten sich diese Enkel der Barbaren für die Enkel des Miltiades und Epaminondas und leben nicht im Bewußtsein der Lüge und Adoption, wenn sie an Marathon erinnern, sondern im Bewußtsein ihrer ächten hellenischen Herkunft.

Da floß alte und neue Zeit ineinander. So wenig sicher sind jene Grenzpfähle, welche die Historiker und Philosophen für die Geschichte aufgesteckt haben.

Sodann vertauschte man das Reagens der logischen Idee mit dem Reagens des Zufalles. Man verstehe mich recht! Die Geschichte soll nicht das Werk des Zufalles, sondern der Zufall soll der Prüfstein der Ereignisse werden. Die Ereignisse haben immer etwas an sich, was ihnen erlaubt hätte, auch etwas Anderes zu werden, als sie wurden. Nachzuweisen, daß die Dinge gerade nur das wurden, was sie sind, ist wahrlich nicht philosophisch! Umgekehrt, der zweite Keim, der negative, gehört der Speculation an, denn ist eine einzige That ihres Zusammenhanges wegen gethan? War der Gedanke an den Augenblick nicht früher da, als der an die Ewigkeit? Ich sollte glauben, die Geschichte ist allgemein genug; es käme jetzt darauf an, sie zu individualisiren.

Jeder, der noch nicht von einem neuen Systeme zu sprechen wagt, wird wenigstens über die Methode desselben ein gebildetes Urtheil haben. Mein Buch ist keine Philosophie der Geschichte, aber es sind Vorstudien dazu. Wenn es sich hier um ein System der Moral handelte, so würde ich sagen, ich will in meinem Buche zunächst nur auf die Gesinnung wirken. Man hat so viel Glaube, Liebe und Hoffnung auf die Geschichte ausgegossen, daß meine salbungslose Darstellung jedem kräftigen Geiste willkommen sein wird. Ich glaube an den Gott mit der Geschichte, an die Perfectibilität unseres Geschlechts und an jede Frage der Humanität; doch geht es mir dabei wie mit dem menschlichen Auge. Man sieht nur dasjenige gerade und aufrecht, was auf die Pupille verkehrt fällt.

## I.

# Ueber die todten Kräfte der Geschichte.

Jean Paul hat in seiner Sonnenrede jenen eiskalten, vernichtenden Gedanken gewagt, den Uebergang der Zeit in die Ewigkeit zu belauschen. Alles, was wir denken und fühlen können, wird durch die beiden unsichtbaren und doch nicht weniger vorhandenen Bänder von Zeit und Raum zusammengehalten. Wie niedere und höhere Luftschichten fließen beide ineinander. Sie sind der eigentliche Athem unsers Daseins, ja Jean Paul hätte bedenken sollen, auch der Athem der Poesie. Denn niemals läßt sich jene wirre Phantasie, welche Zeit und Raum überflügelt, vor ästhetischen Gesetzen rechtfertigen. Dante mischte immer noch etwas Historie, Milton immer noch etwas Mythe in die Einbildungskraft. Jean Paul gefiel sich in jenen Zeit und Raum überspringenden Gestalten, welche den fürchterlichen Unthieren gleichen, die man in einem Glas Wasser durch microscopische Vorrichtungen wahrnimmt.

Also eines haltet wenigstens fest, den Raum, diesen flüssigen Aether, der nichts ist, als unser Gedanke. An die Gestirne und die Erde, von denen sich die Phantasie doch niemals losreißt, klammert Euch; nur dies versucht einmal

einen Augenblick, die Anschauung der Zeit in Euch zu tödten.

Saturn hat seinen riesigen Arm um die Welt geschlagen. Im Stundenglase, das auf seinem Schoße steht, rieseln lautlos die Jahrhunderte. Noch ist sein Auge wach: sein Auge ist die Zeit selbst, der Augenblick ein Jahrtausend.

Nun aber schliche über diese ermüdeten Wimpern die leise Dämmerung des Schlafes. In dieses helle, mit buschigen, weißen Brauen behangene Auge zöge die Nacht ein mit ihrer lösenden Kraft, die Nacht mit ihren gaukelnden Gestalten und der greise Gott der Jahrhunderte wäre gefesselt von der unbesiegbaren Macht des Traumes.

Nun wäre freilich, im unendlichen Raume schwebend, die Erde da. Aber die Unterschiede der Zeiten irrten phantastisch durcheinander. Keine Epoche ist mehr eingeklammert, keine Thatsache mehr gefesselt, die Völker und die Jahrhunderte mischten sich zusammen. Der Germane stünde lauschend an jener Säulenhalle, in deren innerem Hofe unter säuselnden Platanen der Grieche seine Weisheit hört. Napoleon läge über den Schultern Macchiavell's und blickte lächelnd in den Fürsten, an dem der große Staatssecretär schreibt. Friedrich nähme aus dem Munde des Epaminondas jene Regeln der schiefen Schlachtordnung, die aus Collin ein Leuktra hätte machen können; und Raphael zeichnete nicht die Bäuerin auf dem Felde, um Kirchen zu schmücken, sondern die süße Königin des Himmels selbst mit ihrem ernsten Kinde.

Genug des Bildes! Ich möchte von meinem träumenden Saturn eine philosophische Anwendung machen. Welche Fäden spinnt das Alterthum in die neue Zeit? Ist unsere Zukunft die Rückkehr einer endenden Schlange in

ihren Anfang? Welches sind die schlummernden Kräfte der Geschichte?

Schon in des Orients alten Sagen lebten die im Christenthum verklärten Ideen. Auch bei den Persern war im Anfang das Wort und das Wort war Gott und wurde in Mitra Fleisch, das Wohnung auf der Erde machte. Noch heute lebt in Tibet jene ewige Fleischwerdung Gottes, eine permanente Idee, in welche sich fromme Knaben hineinstudiren, um die sichtbaren Träger des Unsichtbaren zu werden. Im fernsten Indien gestaltet sich dreifach die Epoche der Offenbarung; in den blühenden Gärten, wo Krischna wandelte, ist Christus schon einmal angebetet worden. Sollten jene drei Weisen, die aus Morgenland kamen mit ihren Geschenken, nicht das Symbol dieser Identität der Zeiten, das Traumsymbol Saturns gewesen sein? Ja, flimmert in der griechischen Mythe nicht auch Herkules als Sonnengott, der in der Erde die Hölle bezwang und, von seiner eigenen Liebe verrathen, sich auf dem Oetaberge opferte? Auch zwischen Orient und dem Norden weben sich geheimnißvolle Bänder. Die Walkyre, welche in der Schlacht würgt, und die Keren, welche ihre Todesloose auf die scamandrische Ebene schütten, die Mören im Hause des Meleager und die Nornen am Herde der Asgardischen Helden, sind in ihrer Verwandtschaft phantastische Zusammenwürfelungen des Zeitengottes. Man sollte glauben, daß die Menschheit nur ein einziges Individuum wäre, welches sich in den ach! so schmerzlichen Illusionen dieser Welt millionenfach widerspiegelt.

Diese Verwandtschaft fehlt in der Historie selbst nicht minder. Denn hatte Rom nicht seinen Berg und seine Gi-

ronde, wie einst Paris? Ostrazisirten die Florentiner nicht die Verdienste ihrer Bürger, wie die Athener auch? Und lag in dem, was in den Schluchten des Taygetus die rauhe Dorische Philosophie erzeugte, nicht schon Alles, was später St. Simon und Fourier über Frauen, öffentliche Erziehung und gemeinschaftliche Mittagsmahlzeiten gelehrt haben?

Die Geschichte ist demnach eine ewige Regeneration. Ihre Erscheinungen sind elastisch: sie geben nach und dehnen sich wieder aus. Eine Epoche restaurirt sich durch die andere. Das Alterthum und die Griechenwelt sind nicht verloren. Wo war das Christenthum im sechszehnten Jahrhunderte? Die classischen Studien hatten es verdrängt und Luther mußte wieder an den alten Born der Bibel zurücktreten, um eine neue Religion zu stiften. Das Zeitalter der Revolution warf die Menschheit noch weiter zurück, in die lallenden Anfänge der Kindheit, in die Experimente einer Philosophie ohne Voraussetzungen. So wirren sich die Zeiten durcheinander und eröffnen uns eine Ahnung in jene Ewigkeit, wo keine Partei, keine Autorität mehr gelten und die Geschichte daliegen wird, offen und nackt, wie der Boden eines Teiches, von dem man das Wasser ablieg. Wie erhaben jener Tag, der nicht mehr Tag ist! jener Moment, wo das unsichtbare, dünne Gewebe unserer Anschauungen, diese Kategorie der Zeit, von dem Ewigen, nämlich dem menschlichen Geiste und seiner That, herabfällt, wo man Euch überraschen wird in den Armen Plato's oder sitzend im Schoße Christi, wo sich Brutus und Cäsar begrüßen werden und Robespierre erschrickt, vor den gewaltigen Schultern Danton's zu stehen!

Aber nicht nur die schlummernden, sondern auch die todten Kräfte der Geschichte verdienen Beachtung, jene zeitlosen über die Erde ausgestreuten Möglichkeiten, jene an alles Leben ausgetheilte historische Dynamis. Same der Geschichte fiel überall hin, auf den Weg, auf den Stein und das fruchtbare Feld war oft nur dasjenige, wo zufällig ein Geschichtsschreiber die Ernte sammeln konnte. Ich will hier einige Momente hervorheben, denen man geschichtliche Rechte nicht streitig machen sollte und welche hinreichend beweisen, daß es unnöthig ist, für unsere Entwickelungen den Conflict mit großen Begebenheiten als nothwendig anzunehmen.

---

Im östlichsten Asien blüht seit Jahrtausenden die Blume des Weltalls China, der Mittelpunkt der Erde. Beweist irgend ein Land, wie unwesentlich die westlichen Begebenheiten an und für sich den Zwecken der Menschheit sind, so ist es China's in graueste Vergangenheit sich verlierende Cultur, das noch heute ist, was es zu den Zeiten seines Messias, Foschon war. Höhere und niedere Künste, practische und theoretische Wissenschaften blühen ohne historischen Anfang in jenem Lande der Mitte, das Schießpulver und die Buchdrukkerei kennen die Chinesen lange vor den Europäern. Was bleibt von unserer mit so viel Plan und Nothwendigkeit gezeichneten Geschichte noch übrig, wenn diese Erfindungen, welche für uns Epoche machen, schon um tausend Jahre früher von einem Volke gekannt waren, welches man immer als außer dem Bereiche der universalhistorischen Entwickelung befindlich darzustellen pflegt? Die Constructionsphilosophie nimmt z. B. China nur für den Ausdruck

der leeren, wesenlosen Abstraction der Bildung und erkennt diesem Lande nur eine einzelne in der Geschichte von ihr repräsentirte Idee zu, nämlich die patriarchalische Staatsform. Aber was kann die innere Natur China's matter ausdrücken, als dieser Begriff des Patriarchalischen, den wir in jeder andern Phase der asiatischen Cultur, nur nicht in der chinesischen antreffen! Das chinesische Princip ist ein durchaus künstliches, weit aus dem Naturleben hervorgerücktes, ja, fast möchte man sagen, bureaucratisches Princip. China hat namentlich in Betreff seiner Bevölkerung Institutionen, die mit den schwindelhaften Theorieen Law's und anderer moderner Staatswirthe mehr Aehnlichkeit haben, als mit der Naturweisheit eines Abraham, der weiße Ziegen und schwarze Böcke zusammen that, um buntes Vieh zu erzielen. Dies chinesische Problem wird uns die Philosophie nimmermehr lösen, wenn sie auf ihren Kategorien der Nothwendigkeit besteht. Denn was ist selbst der Einwurf, daß China kein Gemüthsleben habe, anders, als eine Unbekanntschaft mit chinesischer Literatur? Wahrlich, ich glaube, daß die Herzen auch ohne das germanische Princip warm werden! Die chinesische Poesie ist das zarteste, was der Orient hervorgebracht hat. Diese sinnige Betrachtung der Blume, diese sanft ausgesponnenen Seufzerfäden des Schmerzes, diese Klagen der verkauften Braut des Harems um ihren fernen Geliebten, diese rührende Polemik gegen die bestehenden Sitten- und Staatsgesetze, — ist dies alles darum weniger empfindungsvoll und tief, weil es nicht die germanische Gefühlsprobe überstanden hat?

Auch mag es nicht Fabel sein, daß in entlegenen Gegenden der Erde politische und moralische Organisationen

existiren, welche von unserer adoptirten Weltgeschichte unabhängig Höhengrade erreicht haben, die wir nur gewohnt sind, in den Strömungen der bekannten Geschichte zu finden. In Abyssinien soll es einen jüdischen Staat geben, den einige Flüchtlinge nach der Zerstörung Jerusalems bildeten. Jedenfalls enthält das Innere von Afrika Völkerexistenzen, die mehr als nomadisch sind, die dem Löwen und Tiger die Herrschaft des Strandes ließen und sich selber die der Oasen sicherten. Die Geschichtsconstruction spricht der africanischen Race alle Geschichtsfähigkeit ab und nennt auch Amerika das wiedergekäute Europa. Der Neger und Indianer sollen nur auf jenen Stufen stehen, welch die europäische Bildung überwunden hat; ihre Bestimmung soll die Verflüchtigung in die caucasische Race sein, als wenn es jemals gelingen könnte, so zu sagen, einen Neger weiß zu waschen! Zur Prüfung jener abfälligen Urtheile empfehle ich Beobachtung der Negercolonie Liberia. Sie wird noch lange eine Treibhausanstalt sein, wo der auf den Neger geimpfte europäisch-amerikanische Stoff kümmerlich sich entwickeln wird. Doch Nichts sagt dafür gut, daß sich nicht in den Enkeln schon wieder das alte hyrkanische Blut regt und die Geschichte jener Colonie Beobachtungen zuläßt, welche beweisen, ob irgend eine menschliche Individualität für die Geschichte absolut ohne Prädestination ist.

---

Auch den asiatischen Völkern will die Philosophie kein Zugeständniß machen, ob in den Europäern gleich die Ahnung lebt, daß der Orient sich einst noch auf den Occident werfen und Kosaken mit den edelsten Blüthen der Cultur ihre Gäule

füttern würden. Hier fühlt die Ahnung der Völker vielleicht tiefer, als die Philosophie und nur dies ist ungewiß, ob diese Reaction ein Glück oder Unglück für Europa ist. Hier ist eine todte Kraft der Geschichte, die mit dem Donnertone der Kanonen zum Leben erwachen wird! Doch glaub' ich, nur die ersten Vorpostenlinie ist ein Verlust für die Cultur. Hinter Rußland liegen die Hochsteppen Asiens und werden bewohnt von frommen und in Sitten strengen Völkern. Kämen sie in Eure Städte, sie würden wieder die fromme Einfalt der Wüste mit sich bringen, Worte, die so viel als ein Mann sind, Tugenden der Mäßigung, Zucht im Verkehre der Geschlechter, eine Sprache mit offnen und ungeschminkten Ausdrücken. Jede Nation, welche das Pferd liebt, hat historische Prädestination.

Und wäre diese Lüftung unsrer verstockten und verschimmelten Gefühle, diese frische, gesunde Integration unsrer gesellschaftlichen Extravaganzen und Raffinaden kein Glück oder nur ein humoristischer Traum; so bliebe noch die eine Erklärung des nothwendig auferstehenden Orients übrig, welche in den unauflöslichen Schwierigkeiten des europäischen Statusquo läge. Dieser heutige Statusquo bleibt, ich seh's mit prophetischem Blicke. Diese Wirren und Gegensätze lösen sich nicht durch eigne Kraft. Die europäische Revolution ist durch die französische für ewig eine unmögliche geworden. In einer so künstlich gesteigerten Existenz, wie die jetzige Europa's ist, in dieser allgemeinen Noth, um die seufzende Natur und die disparatesten Interessen zur Effectuirung des Augenblickes und der Luft, die man athmen muß, zu benutzen, ist an Resignation, an demokratische Aufopferung, an eine demokratische Stimmenmehrheit nicht zu denken. Europa wird viel Tumulte,

aber aus sich selbst keine Revolution mehr haben. Wie nun, wenn das asiatische Princip, das sich durch Rußland auf uns werfen wird, zuletzt seinen eignen Zweck verfehlte? Wenn für die religiöse und politische Freiheit Europa's die asiatische Maxime der unermeßlichen Staatendistricte eine glückliche Chance wäre? Ich meine dies: das theilende Princip ist das herrschende, das bindende, das befreiende. Wär' es möglich, Europa in ein einziges, unter einer Controle stehendes ungeheures Khanat verwandelt zu sehen, so müßte der Tag der Freiheit ein allgemeiner sein und der Jubelruf am Tajo sein Echo an der Newa finden.

---

Welches ist in der Geschichte der rechte Moment? Man sagt, die providentielle Nothwendigkeit. Doch könnte man nicht auch sagen: der Conflict der Umstände? Die Ungerechtigkeit der Vielheit gegen die Einzelheit oder wie man diese Bevorzugung des Einen vor dem Andern durch Glück, Stellung, Geleit und sonstige Umstände nennen mag? Viriathus konnte so groß wie Sulla, Spartacus so groß wie Marius werden. Man sagt, für Luther sei die Zeit reifer gewesen, als für Huß, doch hätte Luther nur in Prag leben und statt nach Worms nach Konstanz berufen werden dürfen, so hätte ihm selbst das sechzehnte Jahrhundert jenen Scheiterhaufen gebracht, den Calvin noch für Servet anzuzünden wagte. Gottes Wille kann es wahrlich nicht gewesen sein, den trefflichen Huß fallen zu lassen, um Luthern den Sieg zu geben. Die pädagogische Geschichtsansicht, dies ewige Manövriren mit der Hand Gottes, kommt zuweilen auf Trivialitäten heraus.

---

In einem und demselben Menschen kann das Entgegengesetzteste schlummern. Der Mensch ist immer das, wozu ihn seine Lage macht. Die bestgearteten Menschen geriethen in den Strudel der französischen Revolution, und wurden, wozu sie die Vorsehung wahrlich nicht prädestinirt hatte, Henker. Ich bin heftig erschüttert, wenn ich an einen Charakter jener Zeit denke, über den Charles Nodier eine vielleicht zu romantische Skizze geschrieben hat, Eulogius Schneider. Dieser Unglückliche war ein deutscher Geistlicher, ein Weltpriester, der sich Rhetorik und schöner Wissenschaften befleißigte. Schneider lebte in Bonn, schon während des Ausbruches der Revolution, und lehrte an der dortigen Hochschule Poesie und Beredtsamkeit, so weit der Katholicismus erlaubte. Ich besitze seinen in Bonn gedruckten Leitfaden der Aesthetik, dessen Dedication im naivsten und unbefangensten Tone an den Curator der Universität, den Grafen Spiegel zum Desenberg, gerichtet ist. Wie schwärmt der junge Docent über die Quellen der Schönheit, über das Vorstellungs- und Empfindungsvermögen, über die Erhabenheit eines Klopstock und die Theorieen von Sulzer und Eschenburg, wo es ihm eine heimliche Freude zu machen scheint, sie in den Katholicismus einzuschwärzen! Mit pedantischer Gewissenhaftigkeit gibt Schneider alle rhetorischen Wendungen an, das Zeugma, die Hendiadys, die Metonymie; keine Sylbe verräth den spätern Advocaten der Guillotine. Schneider ist ein empfindsamer Schwärmer für die Musen und Grazien und eine einzige Straßburger Reise macht ihn zum Apostel des Schreckens, zu einer Furie, welche St. Just an das Tribunal in Paris überliefert. Mittelglieder zwischen der Definition über die Hendiadys und dem Schaffote fehlen;

denn ein böses Herz? Die Manie des Jacobinismus beweist noch immer kein böses Herz.

---

An die harmlos vegetirenden Völkermassen, an die stille Existenz auf dem Lande möcht' ich fast sagen und an abgelegene Daseinskreise legt Euer Ohr und lauschet auf das geheimnißvolle Rollen der Räder, welche kein Auge sieht, auf dies Sprühen und Glühen electrischer Funken, die aus unsichtbaren Stoffen springen! Gott säete auf jeden Fleck der Erde die Möglichkeit der Geschichte und noch sind ihre ergreifendsten Momente immer da ausgebrochen, wo von ihnen die geringste Ahnung war. Die feuerfangende Materie ist überall. Ein zufälliger Funke, der hineinfällt, gibt die Entscheidung der Jahrhunderte. Ich habe Scheu vor jeder Scholle, auf der ich stehe; denn der Erdgeist gleicht dem Geist im Hamlet und nimmt mit seinem dunklen Schwöre! bald hier, bald dort eine Existenz oder ein Individuum in den geheimnißvollen Dienst der Jahrhunderte.

---

## II.

# Die natürlichen Voraussetzungen der Geschichte.

Ob die Erde allmälig aus dem feuchten Aether herabtröpfelte, ob diese Masse breiiger Verschlammung durch das kosmische Gesetz der Bewegung eine runde und haltbare Form bekam oder ob aus dem Gedanken Gottes die electrische Weltmaterie blitzte (der Electricismus bildet den Uebergang von dem Unsichtbaren in's Sichtbare), und die Schöpfung das Werk vulkanischer Zerstörung war; dies geologische Problem liegt außerhalb der Geschichte. Auch jene riesigen Ungeheuer der Urzeit, welche den Grund des Meeres bewohnten, jene entsetzlichen Cüvier'schen Quadrupeden, welche in den baumhohen Farrenkräutern schlummerten, diese Mammuthe, deren letzter Rest der fromme, kluge, von sechstausendjähriger Weisheit so plumpe schwerfällige Professor der Thierwelt, der Elephant, ist. Das ist eine Belustigung des Witzes und der Neugierde; aber kein Gegegenstand der Geschichte. Und zuletzt selbst der Mensch, diese letzte Zusammennahme der natürlichen Kräfte, diese letzte Feierstunde der fast verbrauchten Zeugungsfähigkeit der Materie, dieser Ehrenwein, den die Natur so lange hatte gähren und reifen lassen und dann

beim verklärten Lächeln der Sonne mitten in die erstaunte Schöpfung stellte, als Letztes, Bestes und Gelungenstes — auch an den ersten Menschen knüpft sich der Anfang der Geschichte nicht. Adam und Eva gehören der Philosophie und der Dichtkunst an.

---

Die menschlichen Fähigkeiten sind eine Mitgift; aber die Natur hatte den größten Antheil an ihrer Verwendung. Wer vermag in Betreff der Sprache schon das Mehr oder Weniger ihrer primitiven oder secundären Einflüsse zu bestimmen? Die Annahme einer Ursprache ist ein Problem der Philosophie; aber jene zahllos verzweigten Sprachwillküren, jene Originalitäten der Bezeichnung, welche das Gemeingut ganzer Völker wurden, sind ein Factum der Geschichte, das auf die Rechnung der Natur kommt. Die Natur sprach ihre Töne dem sprechenden Menschen vor; ihre Donner, ihre Blitze, ihr Waldsäuseln, ihr Wogenbrausen, ihr Wallen der Kornähren, ihre zahllosen lauteren oder sanfteren Stimmen, mit denen sie aus der Pflanzen-, Thier- und Steinwelt spricht, gaben den Nationen die Themata, welche sie mit gelehriger Zunge nachschnalzten und nachzwitscherten. Der ganze Charakter dieser oder jener Sprache ist der Abdruck der Natur des Landes, wo sie gesprochen wird. Die griechische Sprache ist der griechische Himmel selbst mit seiner tief dunklen Bläue, die sich in dem sanft wogenden ägäischen Meere spiegelt. Hier ist der Einfluß der Natur ein fast unwillkürlicher und von dem Volke mit der Luft eingesogener während in den semitischen Sprachen die ängstliche Nachahmung der Natur waltet, eine Nachahmung, die sich in

Gurgellauten durch die Kehle quetscht, die mit Lippe, Zunge und Nase die vorsprechende Lehrerin zu imitiren sucht. Und zuletzt ist dort, wo die Natur kalt, öde und stumm ist, wo nur zuweilen ein Eisvogel über schneeige Gefilde flattrrt, die Sprache arm und unbeholfen und der Ton in ihr, so wie in den nordischen Sprachen, singend und klagend oder, wenn noch höher hinauf, fast der Ausdruck des Schreckens und Zusammenzuckens vor einem kleinen Geräusche neben der Hütte, die der Lappländer in die Erde gräbt, um sie vor der Wuth des Nordwindes zu schützen.

---

Die Scholle beherrscht den Menschen. Ihre Mißgunst macht ihn zum Nomaden, ihr Wohlwollen zum Ackerbauer. Sie leitet ihn zu Erfindungen an und lockt ihn sogar in ihren Schoß, um die Metalle an den Tag zu fördern. Jedes Phänomen der Natur kann für die Geschichte zum Hebel werden. Ein Fluß, der Nil, ist seit erdenklichen Zeiten die Pulsader des ägyptischen Lebens. Die Aegypter sind noch immer mit ihrem Glauben und mit ihren Sitten in dem Schlamm des Nil verwickelt. Ihre Religion ist ein Vogel, der aus diesem Schlamm das Ungeziefer frißt. Der Nil überschwemmte nicht nur das Land dieses Volkes, sondern auch seine Begriffe, seine Philosophie und Andacht. Hat der Glaube an die Seelenwanderung nicht seine Quelle im Nil? Man hielt die Thiere dieses Flusses für heilig, man hielt es für eine Belohnung seines Glaubens, dereinst zu irgend einem Ibis oder Krokodil „versammelt“ zu werden und göttlicher Ehre zu genießen. Wenn den Aegypter eine verzweifelte Scheu vor dem Verwesen beherrscht, wenn ihm

Alles daran liegt, seinen Todten die Möglichkeit der Metempsychose zu verschaffen, so haben selbst die Künste und Wissenschaften in jenem Lande der Räthsel ihren Grund in dem Räthsel des Nil. Sie erbauten unermeßliche Steinkolosse nicht für die Masse, wie die Römer, dies Volk des Universalismus, sondern für ein einziges Individuum, für irgend einen Cheops, dem sie die Ehre sichern wollten, unversehrt in den Leib einer Katze zu fahren.

Ohne Furcht, mit einem Schematiker in der Geschichtsphilosophie verwechselt zu werden, nenn' ich Indien das Land der Geburt, Aegypten das Land des Todes. Es ist bekannt, welche Parallelismen beide Länder verbinden. Nicht nur die indische Einwanderung von Aegypten wird für historisch gehalten, sondern auch die Eintheilung in Stämme und Kasten ist ein Gemeingut beider Länder. Aber in Indien sind alle Symbole, alle Beweise für Volksbegriffe auf die Idee der Geburt und der Zeugung gerichtet; weil, wie der Schematiker sagen würde, Indien der Uterus und Asien die Wiege des Menschengeschlechts ist. Gesetzt, diese Erklärung wäre mehr als ein witziger Einfall, wie käme Aegypten zu der correspondirenden Rolle des Todes? Ging vielleicht die indische Kolonie nach Aegypten, um auszudrücken, daß der Blüthenstengel des Lebens auch immer schon der Nagel zum Sarge ist? Wenn auch; warum aber für Aegypten diese Rolle? Warum nicht für Thule? Was gab Aegypten der Geschichte? Nichts. Die ägyptischen Todesgedanken sind unläugbar; aber sie kommen aus der Seelenwanderung, diese kommt aus der Verehrung des Thieres und die Thiere kommen aus dem fruchtbaren, segensreichen Schlamme des Nil. Der Nil ist die Offenbarung der Aegyptier.

Die Philosophie und das Christenthum nennen die Natur ein mürrisches, böses und willkürliches Princip. Gott halte die Natur nur so beim Nacken, im Ganzen und Großen, nieder, doch winde sich und ringe der schwarze Fürst der Erde, die weißen Zähne bald hier, bald dort fletschend. Der aber vergifte die Gewässer und schlage mit den Ruthen der Pestilenz über die Erdstriche, welche verdorren. Der schwarze Tod mäht im Mittelalter alle Straßen der Städte öde und Satan lacht, daß eine Religion entsteht, welche Gott mit dem blutig gepeitschten Rücken des Flagellantismus verehrt. Diese schadenfrohe Natur springt unvermuthet über jeden Calcul und zerstört den Schematismus der Geschichte, wenn er vorhanden ist. Sie treibt auf dem unruhigen Meere zu den Füßen des sinnenden Columbus Muscheln, Pflanzen, Baumrinden, ja selbst den Leichnam eines rothgezeichneten Menschen und lockt mit diesen verführerischen Wahrzeichen einer fremden Welt den ehrgeizigen Genuesen. Wenn es im Plane der Geschichte gelegen hätte, dies Amerika mit seinen Sonnentempeln und Goldadern sich selbst entwickeln zu lassen, damit einmal eines Tages dem Bräutigam Europa die Braut Amerika zugeführt würde, so kuppelte eine Grille der Natur sie vor der Reise zusammen und gab der reichen Erbin, dem frommen Ynkakinde, statt Küsse die Umarmung des Krieges, grausame, blutige Freiwerber und das Loos einer zitternden, gefesselten Sclavin. Ist das Alles göttlich oder dämonisch?

---

Es scheint, daß immer, wenn sich die moralischen Gesetze der Geschichte erschöpft haben, die Natur an ihrer Stelle neue giebt. Wie welterschütternd und geschichtserzeu=

gend sind seit den letzten drei Jahrhunderten jene Entdeckungen gewesen, welche man in der Benutzung der chemischen Naturgesetze machte! Die Natur kehrt Seiten heraus, welche immer dämonischer und geheimnißvoller werden. Jene Explosion, die zusammengeschüttete Kohle, Schwefel und Salpeter erzeugten, brachte eine Revolution des Kriegswesens hervor. Der electrische Funke mit seinen Schlußfolgen über den Magnetismus schafft eine Methode der Heilkunst, ja sogar eine neue Gemüthsstimmung und die ergreifendsten Rückwirkungen auf den Glauben und die Poesie einiger Nationen. Eine Spiegelfechterei der Hölle wird die Jakobsleiter der Visionen und der hereinragenden Geisterwelten. Und zuletzt wird in jenen Dunstwirbeln, von welchen die Alten nur wußten, daß sie die Laune der Götter anzeigten, und die Neuen, daß sie als Regen wieder zu uns kommen, ein Expansionsgesetz entdeckt, dessen Anwendung auf Schifffahrt und Handel unserm Zeitalter eine ganz neue Physiognomie gegeben hat. Sind die Nationen nicht wieder in die Macht der Natur gefallen? Ist dies Erhabenheit über die Natur, wenn ein Engländer oder Amerikaner alle seine Combinationen wie ein Uhrgehäuse aufzieht und getrieben von der industriellen, durch unsere Lage verschuldeten Erfindungsmanie die Natur segnet, beschwört und um Erbarmen anfleht! So sitzet jetzt die Menschheit und drückt und reibt an der harten Materie, ob sich nicht ein neues Gesetz von ihr ablösen wolle. Von dem Cultus dieser Experimente sind die Nationen beherrscht, man knieet vor der Natur und hat sich längst daran gewöhnt, den Stein der Weisen aus einem gewöhnlichen Kieselhaufen hervorzusuchen.

---

Der Einfluß des Klima's auf Sitte, Charakter und Geschichte des Volkes ist beinahe ein Gemeinplatz geworden. Man sagt, die Kanäle machten die Holländer und Chinesen zu Brüdern, in die englischen Nebel und Steinkohlendämpfe hülle sich der Lebensüberdruß und die kalte Resignation eines ganzen Volkes und im Thrane spiegle sich der Geist des Lappen. In solchen Analogieen wird es immer eine Grenze geben; denn das Komische verträgt sich kaum mit der Wahrheit. Helvetius hat sich sogar verleiten lassen, Ursachen angeben zu wollen, welche das Genie erzeugen. Erstens sagt er, das Klima, zweitens die Nahrungsmittel, drittens die Erziehung und viertens nicht selten der Zufall. Erlaubt eine philosophische Definition eine drolligere Anwendung, als diese? Goethe wurde mithin nach Helvetius ein Genie, zuerst durch den milden Luftzug, der aus dem Rheinthale strömend sich am Taunus bricht und an die Höchster Warte pocht. Er wurde es zweitens durch jene grünen Gemüse des Sachsenhäuser Verkehrs, durch die Brodsuppen Frankfurt's und die eigenthümlichen Leistungen der dortigen Metzgerei, er wurde es drittens durch die Kosten, die der kaiserliche Rath auf dem Hirschgraben zur Erziehung seines Sohnes anwandte und zuletzt durch etwas, was vielleicht der Zufall und nicht unwahrscheinlich die Hauptsache ist.

Die beste Anwendung, welche sich von jener klimatischen Entdeckung machen läßt, besteht in einer Darstellung der eigenthümlichen Beiträge, welche die Nationen seit erdenklichen Zeiten zu der Geschichte gegeben haben. Es genügt nicht, die welthistorischen Entwickelungen und ihre Gesetze philosophisch zu entwerfen, sondern auch die Durchgangspunkte müssen charakterisirt werden, welche sie nehmen müssen, durch die

Individualität der Völker. Es ist leicht hingeworfen, daß hier und dort ein erschütternder Stoß die Ordnung der Jahrhunderte angab; man muß auch die Bedingungen vorzeichnen, welche bei den verschiedenen Nationalitäten die Ideen zu überstehen haben. Wenn Europa die Bestimmung hat, aus seinem eignen Schoße seine Zukunft zu gebären, wenn keine fremde Paralyse den gegenwärtigen Kampf der Parteien und Interessen abschneidet und die Discussionen in ganz neue Gebiete wirft und sie dadurch aufhebt, so läßt sich aus Vorangegangenem in Europa leicht auf Zukünftiges schließen. Jedes Volk unseres Welttheiles scheint eine eigenthümliche Mission, eine besondere Stellung und Beamtung für die Frage der Geschichte bekommen zu haben, so daß man leicht berechnen kann, welche Metamorphose dies oder jenes Problem überstanden hat, wenn es aus der Hand Frankreichs in die Hand Englands übergegangen und zuletzt auch an Deutschland gekommen ist.

Natur und Geschichte wirkten für diese historische Rollenaustheilung ineinander. Weder die Natur allein, noch die Annahme einer providentiellen Absicht sind hinreichend gewesen für den Charakter, den z. B. Spanien in der Geschichte behauptete; es mußte die sogenannte zweite Natur, die Gewohnheit, eine ernste historische Schule zu den rein physiologischen Voraussetzungen hinzukommen. Denn warum sind die Charaktere, welche die europäischen Staaten gegenwärtig behaupten, so verschieden von denen des Mittelalters? Deutschland, jetzt nur noch die Balancirstange, das Hypomochlion Europa's, stand unter seinen thatkräftigen Kaisern in der ersten Reihe, Frankreich und England dagegen, für die spätere Politik so hinausgreifend über seine Grenzen, zogen sich in

ihr Gehäuse zurück und drohten, sich an kleinen feudalistischen Fragen aufzureiben. In einem halben Jahrtausend konnten sich alle diese Verhältnisse umwerfen.

Jetzt wird für jede ergreifende Frage der Geschichte Frankreich die Initiative haben. Es schöpft den ersten Schaum der Gährung ab. Es hat die Frage nicht durchgesprochen, sondern die kleinste Handhabe, welche sich an ihr krümmt, ist für Frankreich schon genug, sie factisch zu ergreifen. Ueber die unumschränkte Monarchie hatten englische Hofphilosophen weit gründlichere Untersuchungen angestellt, als sich deren in den schmeichlerischen Versen Racine's und Boileau's und in den Abhandlungen der Academieen finden. Doch Frankreich gab die Mode an, welche die großen und die kleinen Könige nachahmten, die Mode des l'état c'est moi. Seither ist Frankreich der Puls des europäischen Staatslebens geworden und das Land der Symptome. Es hat die Bestimmung, auch in seiner Einseitigkeit immer über das Ziel hinauszugreifen und in allen seinen Unternehmungen eben deßhalb, weil sie die Folgen einer blos aufblitzenden Ueberlegung sind und nicht immer positive Grundlagen haben, um eben so weit zurückgetrieben zu werden, als die Wahrheit immer zwischen ihren beiden Extremen schwebt. Frankreich hat die Initiative unserer Zeit, aber keinen seiner Anträge und Processe wird es bis mehr als zur Hälfte durchsetzen und gewinnen.

Die für die Geschichte reflective Nation ist die englische. Fast alle Ideen, welche in der neuen Geschichte Epoche gemacht haben, waren fünfzig oder hundert Jahre vor ihrem thatsächlichen Ausbruche daselbst umfassender Gegenstand der gründlichsten Debatte. Die englische Debatte hat immer et-

was für alle Nationen Anwendbares. Die französische nicht, selbst wenn sie die gründlichste ist, wie z. B. der Kampf der Parlamente und des Jansenismus gegen die Regentschaft, eine Debatte, die den Ausbruch der französischen Revolution allerdings erleichterte, die aber mit der Enthauptung eines Malesherbes und Gleichgesinnter für die Zukunft der Ereignisse ganz verloren war. Weit weniger die Hautoberfläche reizend, weit systematischer war die Entwickelung des öffentlichen Lebens in England. England wird jeder in Frankreich aufblitzenden Idee eine Thatsache seiner Geschichte als Spiegel vorhalten und in dem Stolze, entweder schon alles selbst erlebt zu haben oder nichts ohne eigenen Antrieb beginnen zu wollen, der französischen Initiative die sprödeste Widerpart halten können. Ein schmaler Streifen Wassers trennt zwei Länder, welche ganz entgegengesetzte Berufungen haben. Die Praxis, die Erfahrung und die besonnene Ueberlegung kann hier in die Theorie, in die Jugend und den sorgenlosen Enthusiasmus mit einem Fernrohre hinübergucken.

Und wo sind auf der pyrenäischen Halbinsel die durchgreifenden Erscheinungen, welche nicht längst das natürliche Gewand mit dem historischen vertauscht hätten? Der Spanier glüht, wie die Frucht aus dem Granatbaume brennt; aber fast möchte man sagen, daß die gewöhnlich für spanisch ausgegebene Eigenthümlichkeit sich auf Haus und Hof zurückzog und nur noch dazu dient, dem Leben auf dem Lande, überhaupt den Sitten des Privatumganges eine besondere Färbung zu geben. Alles Andere, was in Spanien sich Luft zu machen sucht, die Interessen, die sich politisch äußern, sind modernen Ursprunges und aus Frankreich geborgte Begriffe.

In Spanien vertauschte sich die Sehnsucht nach unklösterlicher, freier Geistesbildung mit einer einseitigen Frucht dieser Bildung, mit dem französischen Liberalismus, wie fast bei allen Naturvölkern der Fall war, die lange im Druck des Aberglaubens gehalten wurden, den Polen, den Griechen. Spanien hat keine europäische Mission mehr, wenn nicht die, in die einmal von ihm adoptirten Ideen die dunkle Gluth seiner angebornen Leidenschaften zu mischen. Spanien war das letzte Zucken des Mittelalters. Es läßt sich fast so an, als würde es noch auf lange Zeit die letzte Ueberlieferung der französischen Revolution bleiben.

Ich will auf Italien nicht übergehen, ohne den Zweck dieser Charakteristiken genauer zu bezeichnen; denn es kann scheinen, als widersprächen sie meinen eigenen Behauptungen. Ich begann diesen Abschnitt mit einer Apologie der Natur und scheine jetzt die Natur wieder fallen zu lassen. Es ist aber dies: Die Natur ist ein Begriff, den jeder Freibeuter in der Geschichtsphilosophie für sich erobern kann. Sie ist eben so sehr das Zufällige, wie das Providentielle; und ich suche nachzuweisen, daß in der neuern europäischen Geschichte die Factoren, die Völker und Individuen, sich zum großen Theile ihrem primären und naturwüchsigen Anfange überhoben fühlen und in der Schule der Erfahrung sich mit einer neuen Haut bekleidet haben. Ich wollte eine besondere Erklärung über meinen Satz am liebsten an den schlagendsten Beweis derselben, Spanien, anknüpfen.

Der Italiener hat vielleicht die untergeordnetste Stellung zu den Aufgaben der Geschichte. Er erfaßt sie schnell, sein Temperament beschleunigt den ersten Anlauf, aber sei es nun, daß der Charakter nicht für die Dauer ist oder daß

seine politische Lage ihm die Kraft der Masse und Verabredung versagt, die Ideen werden unter seiner Bearbeitung bald hohl, äußerlich und verflüchtigen sich. Es liegt eine Zähigkeit im Italiener, welche an ihm die Tapferkeit ersetzt. Er fällt sobald nicht in der Schlacht, sondern wirft sich auf der Flucht gleichsam wie todt hin, um seinem Nachfolger in den Rücken zu kommen. Er schießt zagend seine Flinte ab, ist aber unermüdlich, aus seinem Versteck sich wieder hervor zu wagen und das Glück an einem Haare zu erwischen. Mißlang es, so verhinderte eine wundervolle Natur den Italiener, Gedächtniß zu haben. Der Groll pflanzt sich schwer fort; seine Ursachen verflachen sich in die Phrase. Im Uebrigen sind die Italiener die Nachzügler, Maraudeurs und Ausreißer der Geschichte.

Die Slaven stürzen hastig auf alles Neue. Der Ungar! Ah, die neue Idee wird ihm eine goldene Troddel am Czako geben, sie wird ihm zwei Pistolen in den Gürtel stekken, sie wird ihm auf einen stolzen Renner helfen und ihn zum Helden einer Geschichte Teremtemtem! er weiß selbst nicht welcher machen. Die Combinationen des Polen sind glühender; das demüthige Zwinkern der Brauen über den feurigen Augen ist schon die Garantie, daß er mit einiger Umsicht zu Werke gehen wird. Der Pole, wenn er auf freiem Fuße steht, ist der nordische Franzose. Er stürzt sich blind in die Gefahr und harrt aus so lange, als mit der Ehre noch das Herz pulsirt. Ja selbst der Russe im langen Rock und mit dem Gürtel um den schlotternden Leib lächelt neugierig zur Frage des Tages. In seine gesunden Geisteskräfte redet sich das Natürliche und Einfache leicht hinein, er macht, wie sein großer Czar Peter, alles mit eigener Hand

nach und hat eine angeborne Ehrfurcht vor jeder Meinung, die von gewandten und ihm überlegenen Manieren unterstützt wird. Und welch ein merkwürdiges Phänomen ist es, daß gerade diese schnell entzündeten Völker diejenigen sind, welche gegen die Besorglichkeiten des neuernden Principes zuerst verwandt werden.

Scandinavien repräsentirt das germanische Princip heut vielleicht reiner, als Deutschland selbst, welches seit dem Wiener Congresse einen in sich abgeschlossenen und gerundeten Charakter bekommen hat, seit einer Zeit also, wo noch keine großartigen Ereignisse das welthistorische Verhalten des deutschen Bundes haben erproben können. Wenn der germanische Norden für uns zeugen kann, so werden die neuen Ideen bei uns immer erst Gesetze werden müssen, um die Massen binden zu können. Norwegen mit seiner aufrichtigen Demokratie, Schweden mit einer bürgerlichen Aristokratie, Dänemark endlich mit einer milden und humanen Monarchie drücken in der That einen vollständigen Begriff aus, einen ebenso freimüthigen, wie gerechtigkeitsliebenden und besonnenen. Die Empfänglichkeit zur Neuerung fehlt nirgends, wie der Ursprung der jetzigen schwedischen Dynastie und die dänischen Preßvereine bezeugen; aber das Neue würde sich dort in seinem tumultuarischen Rechte nirgend lange erhalten. Entweder muß es widerlegt oder zum Gesetze erhoben werden.

Wie sich Deutschland in Zukunft für die Geschichte bewähren wird, ob als Neutralisirung oder als Widerstand — darüber urtheilen zu können, fehlte es bisher an Veranlassungen. Dürfen wir annehmen, daß in Deutschland sich Altes wiederholen wird, dann sind wir durch unsere Niederlagen die Sieger, durch Uneinigkeit unter uns selbst die Ver-

söhner der Fremden, jedenfalls aber ein schwerer Stein des Anstoßes für Alles, was geschehen kann und soll, da wir in unsern Enthusiasmus immer nüchterne Vernunft mischen und das Mangelhafte unserer Handlungen gern durch große Worte zu ersetzen suchen. Vor allen Dingen wird jeder unserer historischen Schritte durch die Bildung gehemmt werden, welche uns so viel Selbstgenügsamkeit gegeben hat. Wir sind die größten Denker unter den Nationen, aber die Mannichfaltigkeit und Bruderfeindschaft unserer Gedenken macht sie unwirksam für unsere Entschlüsse. Vielleicht, daß sich zu der politischen Einheit, welche wir jetzt besitzen, auch die Einheit des Geistes findet und Deutschland endlich lernt, von seinem Reichthume den würdigen Gebrauch zu machen. Die Einheit der Idee ist einer unserer stolzesten Gemeinplätze, aber ich glaube, daß die Idee noch wie Kadmeersaat gegen sich selbst wüthen wird, während uns die politische und materielle Einheit vielleicht längst gerettet hat. Aus Deutschlands jetziger noch junger Verfassung ein besonderes Moment für die Geschichte zu entwickeln ist unmöglich. Doch glaub' ich, daß Deutschland aus seinen eigenen Mitteln keine Hypothese mehr aufstellt, sondern daß es bestimmt ist, alles historisch Solide und Practische von England zu borgen.

---

So liegen die Coefficienten der Geschichte da! Nun trete ein Genie oder ein Abenteurer auf und werfe einen Einsatz auf den grünen Tisch! Frankreich begehe eine Thorheit, Deutschland eine Schwärmerei, England mache eine Erfindung — der Wurf ist ein göttlicher — wir Philosophen zittern nicht; wir klagen nur über das Eine, nicht selber

wirken zu können und werden unsern Trost finden, sinnend in einem einsamen Stübchen zu sitzen, wo ein grüner Schirm die züngelnde Flamme mildert und mit gestütztem Haupte auszurechnen, was heute noch genial, morgen schon verbrecherisch, heute ein Zufall, morgen eine Nothwendigkeit ist. Wir werden cirkeln wie Archimed und in demselben Momente, wo wir den Schluß machen, wird das Ereigniß selbst als Mittelpunkt im Sande unserer Kreise stehen.

---

## III.

## Der abstracte und concrete Mensch.

Rousseau rupfte dem Menschen, wie Diogenes seinem Hahne, die Federn aus und warf ihn nackt und hülflos in die Arme der Philosophie. Der Rousseau'sche Mensch ist in der Historie eine Chimäre, nur die Erziehung konnte aus dieser weichen Masse Emil's etwas Compactes bilden. Es ist rührend, den zärtlichen und zerknirschten Philosophen zu sehen, wie er trotz einer Kindsfrau dem abstracten Menschen die Pocken impfen läßt, ihm den Milchbrei einstopft, ihn ohne Fallhut gehen lehrt, ihn deutlich und articulirt nachsprechen läßt, was ihm sein Mund vorspricht; aber für die Geschichte ist Emil nur ein Heischesatz, der eine Theorie, keine Thatsache beweisen kann. Der abstracte Mensch war in dieser rasirten und entblößten Nacktheit niemals ein Coefficient der Geschichte.

Eine Tendenz zur Abstraction ist unläugbar. Aber sie ist nicht absteigender Natur, sie liegt nicht dem Anfange, sondern dem Ende der Geschichte zu. Je weiter wir zurückgehen, desto tiefer ist der Mensch in natürliche und politische Verhältnisse verstrickt, desto concreter, unfreier und durch Vorurtheile

gebundener ist seine Erscheinnng. Jene Vorstellung des Menschen, wie er gleichsam die Schale des Eies bricht und nichts als die Möglichkeit von Allem ist, ein Vehikel von zahllosen latenten Energieen der Seele und des Gemüthes, ist moderner Natur und schwebte selbst der alten Philosophie nicht in dieser Ausschließlichkeit und Reinheit vor. Die alte Philosophie war immer eine, die nur auf Griechen und Römer als solche ihre Anwendung hatte.

Um uns von der geschichtlichen Anthropologie eine Vorstellung zu machen, werden wir nur nöthig haben, die Gründung der Staaten alter und neuer Zeit und besonders jene Gesetzgebungen, welche sich an bestimmte Namen knüpfen, zu beobachten. Hier wird man immer finden, daß das Alterthum, indem es etwas Primäres, wie Gesetze und Staat sind, gründen wollte, immer zu viel concrete Begriffe, die neuere Zeit immer zu viel abstracte in ihr Verfahren mischte. Den alten Gesetzgebern schwebte eine Erhebung der Natur zum Geiste eben so wenig vor, wie sich die neueren entschließen können, in ihre abstracten Verflüchtigungen der Begriffe über Staat und Gesetz etwas aus der Natur und dem concreten Leben Genommenes zu mischen. Wir werden diese Betrachtung genauer durchführen, weil es uns daran liegt, die Ungereimtheit einer sogenannten Erziehung des Menschengeschlechtes nachzuweisen.

Das größte legislative Genie des Alterthums war unstreitig Moses. Seine Gesetzgebung weicht so entschieden von der Solonischen, Lycurgischen und römischen ab, daß sie sich sogar Begriffen nähert, welche wir so eben der neuern Zeit vindizirt haben. Wenigstens gingen bei ihm die beiden Begriffe einer abgesonderten und eigenthümlichen Nationalität

mit der Idee einer kindlichen, erinnerungslosen und bildsamen Generation Hand in Hand. Während Moses die Juden mit ehernen Ketten an den Himmel schmiedete und Jehova zur unmittelbarsten Gegenwart aller die Nation hetreffenden Ereignisse, jedes hebräischen Wortes und jeder israelitischen That machte, ließ er doch diejenigen, welche er mit sich aus Aegypten führte, in der Wüste aussterben, um einen besser erzogenen Stamm in die Verheißung des gelobten Landes einzuführen.

Sollte Moses mit seiner vierzigjährigen Tergiversation das Aussterben der Leidenschaften bezweckt haben, so suchte Lykurg sie durch eine strenge Erziehung, durch das Verbot des edlen Metalles, durch die Heloten zu zähmen, auf welchen er mit weiser Berechnung die Schmach des Thieres ließ, um sie sowohl zum Bilde dessen zu machen, was die Spartaner verachten sollten, als auch zu einem verfolgten Sündenbock für die zuweilen aufspringende Zügellosigkeit seiner Bürger. Aber Menschen im abstracten Sinne, Menschen, die einem philosophischen Staatszwecke untergeordnet wären, schwebten Lykurg nicht vor. Man muß hier eine durch die neuere Alterthumswissenschaft (besonders durch die genialen Studien von A. Böckh und O. Müller) ans Licht gestellte antike Maxime nicht übersehen, daß nämlich die Alten gern die vereinzelten Thatsachen langer Zeiträume zusammenfassen und sie an einen einzigen Namen anknüpfen, der nicht einmal in jedem Falle ein historischer ist. So ist namentlich die lykurgische Gesetzgebung kein Werk einer langen Vorberathung, keine theoretische Ausführung nach Grundsätzen und Maximen gewesen; sondern das eben so dankbare wie doch wieder nachlässige Gedächtniß der Nachkommen übertrug auf einen einzigen

Mann, auf Lykurg, eine Reihenfolge von Institutionen, die in Sparta wahrscheinlich länger als ein Menschenalter bedurft haben, nicht nur, um sich zu befestigen, sondern auch, um mich so auszudrücken, sich zu erfinden. Die Sage scheint selber andeuten zu wollen, daß Lykurg keinen Calcul machte; denn sie verschreibt seine Weisheit aus Creta, aus einem Lande, das der griechischen Weisheitsquelle, Aegypten, ziemlich nahe lag. Sie drückte jeden Falls damit sehr richtig aus, daß Lykurg historische Erfahrungen, die Erfahrungen einer Reise, für Lacedämon accommodirte und statt seiner eigenen Combinationen es vorzog, Natur zu geben, Nationalität und concrete Erfahrungsthatsachen.

Noch bei weitem weniger abstract war die solonische Gesetzgebung. Drako gab doch wenigstens Criminalgesetze; aber die Gesetze, welch Solon gab, waren wenig mehr, als eine Maßregel der Noth, welche von Clisthenes schon wieder anders bestimmt wurde. Solon hatte weder Menschen, noch Griechen, nicht einmal Athener vor Augen, sondern nur Schuldner und Gläubiger, von welchen jene die Herabsetzung des Zinsfußes, diese die Bezahlung oder politische Rechte verlangten. Es war ein kritischer Augenblick in Athen, als Solon aus Salamis kam, im zerlumpten Rock und sich mit verstelltem Wahnsinn auf die Rednerbühne begab und zuerst seine Schmerzberuhigung, seine Seisachthie verkündete. Alle spätern Einrichtungen des Weisen wurden auf die Grundlage der innern finanziellen Zerrüttung gebaut. Die Aristokratie erhielt Privilegien und die Masse einige Vorrechte, welche von der Art waren, daß Solon ihre Anwendung vielleicht niemals für möglich gehalten hat, z. B. den Ostrazismus, Vorrechte, welche dennoch bald den ganzen Charakter jener

Gesetzgebung umwarfen und Athen zu einer reinen Demokratie machten.

In der römischen Geschichte ist vielleicht die Gesetzgebung des Numa die einzige, welcher ein Nachdenken über die ursprüngliche Natur des Menschen vorangegangen ist. Denn während alle übrigen sich nur mit den Abwägungen bürgerlicher und polizeilicher Verhältnisse beschäftigen, während sogar die berühmten juristischen Begriffe der Römer sich erst in ziemlich später Zeit ausbildeten, war die Gesetzgebung des Numa eine religiöse. Indem sie sich mit dem Reize des Wunderbaren umgab, hatte sie den Hang des natürlichen Menschen zum Geheimnißvollen berechnet. Dieß ist vielleicht der einzige Fall in der alten Geschichte, wo sie an psychologische Phänomene, an das Studium der Menschen, Institutionen anknüpfte. Sonst hat Rom den concreten Menschen bis zur entschiedenen Einseitigkeit cultivirt. Der Mensch war nur Bürger, Pflichten und Rechte waren die der Convenienz, der Erbschaft, des edleren oder gemeineren Blutes. Das Alterthum wußte nichts Anderes und selbst die politische Philosophie, welche zum großen Theile die Staatseinrichtungen der Kolonien des untern Griechenlands traf, konnte sich von den Begriffen der Aristokratie nicht trennen. Das Höchste, was ihre geistige Bevorzugung hervorbrachte, waren jene pythagoräischen Geheimbünde, welche in der Begünstigung des Cosmopolitismus der Freimaurerei gewiß nicht geglichen haben.

Endlich, wenn man auch nicht läugnen kann, daß Aristoteles die Psychologie in seine Politik mischte und den Mangel eines bestimmten von ihm angegebenen Staatszweckes durch eine Menge empirischer, von mannichfachen Gemeinwesen abstrahirter Bemerkungen ersetzte, so ist doch Plato's

Republik ein ganz antikes Werk. Allerdings, die Gerechtigkeit leitet seinen Entwurf ein; Plato vergißt nicht, die Tugend zum Fundamente desselben zu machen; aber der obere Bau, die Construction seines Staates, dessen Dimensionen und letzte Kuppel sind Typen, die sich in Athen, Sparta und Syrakus schon abgenutzt hatten. Im Begriff des Lebens bleibt selbst das größte Genie seiner Zeit unterworfen und wird in der Absicht, die Fehler der politischen Existenzen zu verbessern oder zu umgehen, doch immer wieder in sie verstrickt werden. Die Kategorie, die Anschauung, die Erfahrung selbst mußte eine andere werden, ehe auch Plato sich von seiner Zeit hätte losreißen können. Nicht durch die politische Praxis ragt Plato in die moderne Zeit, sondern durch den Schlüssel des himmlischen Geheimnisses, den Athem jener Weltseele, welche in seinem tiefsinnigen Timäus weht.

Erst die neue Welt strebt nach dem Ziele der reinen Humanität. Menschen, welche kein Gesetz haben, als ihre Mäßigung, keinen Glauben, als ihre Ueberzeugung, Menschen ohne Vorurtheile sind die Ideale der mordernen Philosophie. Auch die Staaten von der Natur frei zu machen, dem Eigennutz und der Tyrannei die historische Begründung zu nehmen, ja sogar in Sitten und Gewohnheiten das Herkömmliche zu modeln oder zu vermeiden, das ist Zweck und Ziel derselben Philosophie. Sie löst Erinnerungen, Ahnen, ja sogar das unvertilgbar Scheinende im Physiologischen, die historische Schale von der zarten, unbedeckten Nuß des innern Menschen, den sie darauf in alle Verhältnisse als einen Begriff a priori schleudert. Ich brauche die herrlichen Folgen dieses Verfahrens nicht aufzuzählen: aber verschweigen läßt sich nicht, daß er auch oft Menschen und Staaten erzeugte, welche nur auf dem Papiere lebten.

Mit demselben Eifer der Neugier, welchen Aerzte und Naturforscher zu zeigen pflegen, wenn sie die Natur in ihren empfangenden, zeugenden und gebärenden Momenten belauschen können, tritt auch der Historiker an die Bildung neuer Staaten. Es gelingt selten, in diesen Prozeß zu blicken, weil die Thatsache nicht oft geschieht. Aber wir Neueren sind so glücklich gewesen, zu verschiedenen Malen Gemeinwesen durch rechtliche Uebereinkunft, ohne Usurpation und Gewalt sich bilden zu sehen. Die Staatsgrundgesetzgebung ist ein ganz ausgewachsener Zweig der neueren Politik geworden. Man hat sogar Schemata und eine Art von geburtshüflicher Praxis immer bereit, um in den neuerdings so oft eingetretenen Fällen schnell bei der Hand zu sein. Die englische und französische Philosophie haben für diese theoretischen Accouchements den ersten Unterricht gegeben, der von der modernsten Politik zuerst nur vervollständigt, späterhin aber beinahe wieder verworfen und durch Maximen eigner Empirie ersetzt worden ist.

---

Die englische Philosophie übergab dem Staate Virginien eine Verfassung, welche auf Urgesetzen gegründet sein sollte. Aber sie war eine abstracte in der Luft schwebende Chimäre, welche eben so wenig zur Anwendung kommen konnte, wie Rousseau's Entwurf einer polnischen Constitution. Der Detailhandel, den in neuerer Zeit Jeremy Bentham mit Staatsgrundgesetzen trieb, hatte schon eine practischere Unterlage. Seine Constitutionen kamen nicht in die Wildniß. Sie litten nicht an der wunderlichen Voraussetzung, daß der natürliche Mensch der abstracte wäre. Die Menschenrechte werden nur

von denen empfunden, welche glauben, von den historischen übervortheilt zu sein.

In Paris, nicht am Orinoco, konnten die Menschenrechte eine säculärische Jubelhymne sein. Mirabeau zog den mit feudalistischen Wappen und barbarischen Gesetzen beschriebenen Vorhang von dem Allerheiligthume der Menschenwürde zurück. Nur der an Vorurtheile, an Privilegien und seine Gläubiger gebundene Mensch der laufenden Geschichte konnte dieser Befreiung zujauchzen. Spanien erlebte dasselbe Glück und selbst die jungen Freistaaten Südamerika's hatten viel Mittelalter, viel Aberglauben, viel Moos, das an ihnen wucherte, abzusetzen. Hier ist der abstracte Mensch eine Heilung gewesen.

---

Von neuesten Staatenbildungen ist die belgische unbedeutend; denn Belgien war eine vollständig organisirte Provinz, die sich isolirte und in die Reihe der Staaten aufnehmen ließ. Weit reicher an Objecten für die politische Philosophie ist dagegen Griechenland's Wiedergeburt. Der Aufstand geschah hier, um zu gleicher Zeit etwas Menschliches und etwas Historisches zu retten. Der langwierige Kampf selbst warf die tapfere Nation wieder in neue Entwickelungsphasen, die man wohl Verlegenheiten nennen kann. Denn es regten sich die wilden, in den Bergen verschlossen gewesenen Leidenschaften, alle Nachwehen des Barbarismus, in welchen die Moral des griechischen Volkes unter türkischer Herrschaft verfallen mußte. Und in diese Gährung edler und unreiner Elemente trat dann die europäische Politik, entschieden, offiziell und darum siegreicher, als der philosophische Humanismus, die Begeisterung aller Gebildeten, als die Rathschläge uneigennütziger

Theilnahme für ein neu zu schaffendes Gemeinwesen. Den Griechen bot sich der abstracte Mensch nicht an, sondern neue Vorurtheile wurden auf alte gepfropft, Verbrauchtes sollte Verbrauchtes heilen; hier war es ein Unglück, daß Jeremy Bentham nicht an die Tugend der Mäßigung, die Uneigennützigkeit, die Aufopferung, die Resignation, an alle Tugenden des philosophischen Menschen erinnern konnte. Ein wenig Abstraction, ein wenig mehr rasirte und schematische Begriffe hätten Griechenland retten können und ihm eine Stellung unter den europäischen Staaten gegeben, welche weniger besorglich wäre. Herr Klüber hat in seinem neuesten Werke über Griechenland's Wiedergeburt eine sehr gründliche, historische und staatsrechtliche Arbeit geliefert. Doch schwingt sich dieser vortreffliche Gelehrte, dessen großes Verdienst in unbestochener Ehrlichkeit besteht, selten zu einem philosophischen Gesichtspunkte seiner Gegenstände auf. Klüber's Manie der Citate, seine pedantischen Eintheilungen und die Schwerfälligkeit seines Styles ziehen ihn in ein immerwährendes Ringen mit der Fülle des Stoffes hinunter. Sein neues Werk kann die Grundlage eines andern bilden, welches die Psyche der Klüber'schen werden und auf unsre Frage zurückkommen müßte.*)

*) Spätere Ereignisse haben gezeigt, daß in Griechenland das Volk nachholte, was seine Gewalthaber versäumt hatten.

## IV.

## Mann und Weib.

---

Mystiker werden in eine seraphische Entzückung verfallen, wenn ich sie darauf aufmerksam mache, daß Eva umgekehrt der Gruß an den Stern des Meeres ist, Ave! Eva und Maria sind die beiden berühmtesten Mütter der Geschichte, jene, welche den ersten Sünder, diese, welche den göttlichen Mittler gebar. Und doch blieben sie untergeordnet; doch rief Jesus aus: Weib, was hab' ich mit Dir zu schaffen?

Wenn irgend etwas beweist, daß die Geschichte nur der Triumph der zufälligen That, daß ihre Ergebnisse die Resultate menschlicher Willensfreiheiten und göttlicher Befähigungen sind, so ist es das historische Loos der Weiber. Schwebt über der Geschichte ein Plan, warum sind die Frauen nicht in ihn aufgenommen? Ist der absolute Mensch das Problem der Geschichte, warum ließ die Geschichte überall die zweite Person des absoluten Menschen fallen? Warum machten nur die Männer Geschichte?

Im Alterthume wohnte das Weib in abgelegenen Erkern des Hinterhauses, zu welchen man auf versteckten Treppen

gelangte. Selbst Helena und Andromache treten nur aus ihren Gynäceen hervor, wenn Greise eine Augenweide auf den Zinnen Troja's suchen und wenn Hector sein Vermächtniß macht. Die griechischen Weiber haben die Gabe der Weissagung, aber die Becken im Haine von Dodona verstummten bald und Pythia wurde nur die Vermittlerin von Hexametern, die unter ihrem Dreifuß von Männern componirt wurden. Die spartanischen Frauen haben einige historische Berühmtheit errungen, aber immer nur durch das, was sie der Geschichte thatlos lieferten, durch ihren Heldenmuth im Schmerze, durch ihr stoisches und kaltes Dulden. Die Mutter der Gracchen glänzte im Gedächtnisse Rom's. Aber sie trat nicht auf das Forum, sondern rief ihre Söhne von ihm ab und trocknete die heiße Stirn vom Schweiße des Tribunates. Das Alles steht ziemlich einsam und läßt sich dem Charakter der Begebenheiten jener Zeit nur auf's Tiefste unterordnen.

Man sage doch nicht, daß das Christenthum die Stellung der Weiber revolutionirte! Sie bekamen Rechte des Umganges; aber durfte ein Weib in der Gemeinde auftreten? Sagte nicht selbst Paulus, daß es gut sei, zu heirathen, — ledig zu bleiben, aber besser? Eine Folge dieser Ansicht mußte die Sclaverei der Frauen sein; und wenn sie nicht in sie geriethen, so ist dies nur die Dankbarkeit für das große Unglück, welches die Weiber in den Christenverfolgungen erduldeten, eine durch Gott vermittelte Dankbarkeit für den Eifer und die Inbrunst, mit welcher namentlich die Frauen am Christenthume hingen. Die Chevalerie war eine Methode, diese Dankbarkeit abzustatten. Die Ritter trugen die Farben ihrer Damen und tjosteten für sie auf Leben und Tod. Aber

wie Vieles kommt hier schon auf die Rechnung der ausschmückenden alten und neuen Poesie! Wenn man erwägt, daß jene Burgherren in ihrer Bildung doch kaum dasjenige erreichten, was man heute in den Bauernhöfen antrifft, so wird man leicht begreifen, wie viel poetische Blumen von dem Minnethum abzuziehen ist. Auch war diese trovadorische Mode weit entfernt, für die Geschichte von Einfluß zu werden. Die Männer stehen in der Schlacht, im Rathe, zu Gerichte. Hier ist die Hälfte des Menschengeschlechts also immer dem Zufalle, der Laune und der Barbarei preisgegeben, bis auf den heutigen Tag. Ich sehe nicht ein, wie die Geschichte dazu bestimmt wäre, die Offenbarung einer ganz besonderen Idee zu sein. Wenn ihren Wechselfällen ein normaler Totalangriff der absoluten Menschen zum Grunde läge, warum dann die Frauen nur immer als Zugabe obendrauf genügen und ihr Loos zu allen Zeiten dasselbe sein sollte? da es doch Beispiele genug gibt, welche die Geschichtsfähigkeit der Frauen beweisen, Beispiele von kühnen und besonnenen Thaten, von der Judith an bis zur Charlotte Corday, Beispiele von Regenten- und selbst Gelehrten-Tugenden von der Sappho an bis zur — Karschin, ja sogar von kriegerischen Eigenschaften. Kurz, ich habe zuviel Ehrfurcht vor den Frauen, als daß ich sie in den Zweckbestimmungen der Geschichte zu übergehen wagte.

Die Geschichte hat nur einen Zweck: das ist das Leben. Leben ist kein Genuß, Leben ist eine Aufgabe. Ob wir durch unsere Thaten etwas bewirken, liegt immer auf einem unsicheren Brette. Das Ewige ist nur dies, ob wir recht thaten und Niemand scheuten. Der Zweck der Geschichte ist der moralische Lebenszweck, die Tugend oder

das Laster. Alles Uebrige, was Ihr in die Geschichte hineinlegt, dient nur dazu, Euern Willen zu lähmen und die Moral desselben zu beschönigen. Geschichte ist ein ganz relativer Begriff, der so viel ausdrückt, als Komplexus der Bedingungen, unter welchen das Leben möglich ist. Die Hebel, Formen und Voraussetzungen des Lebens, ich meine jener moralischen und bewußten Existenz des Einzelnen, nutzen sich ab und verlangen durch die Geschichte nur Veränderungen. Es kann Zeiten geben, wo die Tugend eine so schwere Aufgabe ist, daß die äußern Umstände ihr müssen zu Hülfe kommen. Ich werde auf diese Frage zurückkommen, wenn ich von den Uebergängen der Geschichte spreche.

Jeder Moment der Geschichte ist in sich abgerundet und vollständig. Fehlt ihm etwas, so ist es gerade das, was das zeitgenössische Individuum aus den Hülfsmitteln seiner Tugend und seines Genies ersetzen soll. Wenn diese ruhenden Momente im Vergleiche von hundert oder tausend Jahren, die dazwischen liegen, sich unähnlich sehen, so ist es, weil die Ordnung der Geschichte eine moralische, weil die Moral das Gesetz der Freiheit ist und weil die Nachahmung die göttliche Originalität der Tugend nicht erzeugen kann *). Der Zusammenhang, welcher in den objectiven Begebenheiten, die von der Chronik verzeichnet werden, liegt, ist ein relativer; ein Zusammenhang, der unter der Nothwendigkeit der menschlichen Freiheit steht. Die Freiheit ist der einzige große Factor der Geschichte. Was uns die Geschichte bringt, ist die gute oder böse Saat unserer Handlungen.

---

*) Der Zweck des Menschen ist das moralische Leben, nicht die Geschichte. Die Verschiedenartigkeit der Sitten und der Zeiten dient nur dazu, die höchste Vollkommenheit der Tugend möglich zu machen, nämlich, daß sie nicht auf Nachahmung beruht. Darum geschieht Geschichte.

Ich legte diese Ansicht am liebsten bei einer Gelegenheit nieder, wo es mir daran lag, die historische Bedeutung der zweiten Hälfte des Menschengeschlechts zu retten. Wäre die Erde darum zwischen die Ellipsen und Parabeln der übrigen Himmelskörper und der Mensch auf sie selbst geschleudert, damit jene Ereignisse, welche wir Geschichte nennen, einen bestimmten Zweck hätten und die Ausführung irgend einer göttlichen Idee wären, so sähe dies einer despotischen Grille weit ähnlicher, als einer weisen Fürsorge. Es gibt keine höhere Offenbarung, als die, welche an unser Herz spricht. Und es spricht nichts zu uns, als der Unterschied des Guten und Bösen. Der Zweck der Erde ist kein historisch-metaphysischer Gesammtzweck, sondern der einzelne Mensch, wie er geboren wird und stirbt mit dem Bewußtsein, in seiner Weise das Räthsel des Lebens gelöst zu haben. Was gäb' es denn noch, das über die Gerechtigkeit eines Aristides und die Unsündlichkeit eines Jesus hinausläge? Wäre die Geschichte zu etwas Anderm bestimmt, als daß wir Gutes thun, ich wollt' es Jedem verdenken, der es thäte.

Erst mit dieser Ansicht, welche das Geschehene für das in der Geschichte durchaus Unerhebliche erklärt, wird die Bestimmung des Weibes zu ihrer Würde erhoben. Ist der Geschichtszweck das Leben, so ist es, durch die Familie, die Erziehung, kurz durch Alles, was dazu dient, dem Menschen Raum zur Entfaltung seiner natürlichen Anlagen zu geben, Raum zur Prüfung seines Herzens, Raum endlich zu Thaten, welche, wenn sie auch über Haus und Hof nicht hinausgingen, vor Gott doch gleichen Werth haben, wie irgend eine große Handlung von draußen, die der Historiker aufzeichnet. Das gemeinsame historische Band, welches Mann und Weib

zusammenkettet, sind: die Liebe in der Jugend, die Freundschaft im Alter und einst bei der Trennung vom Leben das Gewissen. Das Weib ist der ewige Widerspruch gegen die erschütternden Begebenheiten der Geschichte. Wessen Dasein kann die moralische Aufgabe der Schöpfung besser bewähren? Ich denke, der Ausgang der Geschichte wird der der beruhigten Leidenschaften und der Sieg des weiblichen Principes sein. Die Geschichte wird sich in kleines Detail verlieren und das Wohlgefallen Gottes wird ebenso zu jenen unscheinbaren Thatsachen der Idylle lächeln, wie es zu den gespreizten großmännischen Verrenkungen der welthistorischen Kothurntragödie lächelte.

Die Unbequemlichkeit, daß man bei der teleologischen Geschichtsansicht den Begriff des Weibes nicht recht entwickeln konnte, schuf jene tolle Emanzipationsidee der Frauen, welche in unsern Tagen noch immer in einigen Köpfen spukt, ob sich ihre Erfinder, die St. Simonisten, gleich schon lange an den Nil zurückgezogen haben. Wer könnte verlangen, daß des Aristophanes' Ekklesiazusen auf Eure Rathhäuser stürmten und daß schwangere Weibspersonen als Polizeibeamte die Pässe der wandernden Handwerksburschen visirten? Die Emanzipation der Frauen ist die albernste Idee, welche unser Zeitalter ausgeheckt hat und schon deßhalb, als wenn es Wunder ein Glück wäre, in die Maschinerie der Staaten als ein kleiner Stift gebraucht zu werden!

Die Emanzipation der Frauen wurde vielleicht an einem nebeligen Winterabende ersonnen, wo sich eine zahlreiche Männergesellschaft bei einer reizenden Pariser Dame versammelt hatte. Die Kronenleuchter blitzten, die Kamine verbrannten Sandelholz, er war eine Feerie, dieser Salon. Man

sprach von Zenobia, von Elisabeth und Madame Roland und irgend ein Schwärmer warf den Göttergedanken der Emanzipation hin, der am folgenden Morgen schon die Reise um die Welt antrat. Die St. Simonisten waren überwiegend verrückt.

Das Weib kann als solches niemals in der Geschichte auftreten, weil es keinen Instinct der Masse hat und seine Sympathieen nur dem Einzelnen gelten. Das Weib wird von einer angebornen Feindschaft gegen sein Geschlecht beherrscht und selbst am größten und in der Geschichte glänzenden Manne liebt es niemals allein den Ruhm, sondern das Negligé des Ruhmes und ihre Vertrautheit mit demselben. Das Natürliche aller weiblichen Begierden geht auf den Alleinbesitz; aber das Herrschenkönnen, welches einige Weiber in der Geschichte vortrefflich entwickelt haben, ist keine historische Kraft. Die Staaten sind zu allen Zeiten so willkürlich manipulirt worden, daß sie es selbst ertragen konnten, wie ein Strickzeug behandelt zu werden. Sonst ist der Zug der Frauen immer ein aparter und ich zweifle, ob selbst eine Rahel, im Besitze eines Portefeuille, nicht eine Menge zerstreuter Maschen hätte fallen lassen.

Das Weib schützt die Geschichte vor der Verwilderung. Es wird den Mann allmälig von den Begebenheiten abziehen. Die Liebe wird immer mächtiger sein, als der Haß.

## V.

# Die Leidenschaft.

Zügellose Leidenschaften würden die Geschichte bald zum Stillstand bringen. Wenn Alle wüthen, so vernichten sie sich wechselseitig. Ein Einzelner, ein asiatischer Despot, der nur seinen natürlichen Eingebungen folgt, löscht Thaten und Begebenheiten aus, seine Herrschaft ist auch geistig wie über Stumme und Verschnittene. Es ist dafür gesorgt, daß zu allen Zeiten die Leidenschaften in der Geschichte einen Zaum tragen, oder daß sie sich doch unter einem Gesichtspunkte sammeln, wo das Transcendente gefangen genommen und für die Gesellschaft weniger verderblich gemacht wird.

Das Temperamentum der antiken Leidenschaften war der Staat. Nicht in dem Sinne, daß der Staat polizeiliche Verordnungen dem Ausschweifenden entgegen hielt; sondern der Staat war ein Abzugskanal, er war eine erlaubte Entschuldigung für Alles, was an und für sich dem natürlichen Menschen gehört. Der Ehrgeiz fesselte alle Begierden und zwang jeden üppigen Auswuchs der Sinnlichkeit sich an Bestehendes anzuschmiegen. Die heftigsten Leidenschaften verstummten, wenn sie dem versammelten Volke gegenüber traten und zogen

sich still in jenen versteckten Winkel zurück, wo der Ehrgeiz über politischen Ehrenämtern brütete. Das Alterthum ist reich an Beispielen, wo Menschen von dem begehrendsten und einem von Natur immer excentrischen Temperamente dennoch einen hohen, fast philosophischen Grad von Vollkommenheit in der Selbstbeherrschung errungen haben.

Das Christenthum verwarf sogleich diese eigenthümlich gebildeten antiken Charaktere und griff das Alterthum bei seinem Heiligsten, dem sittlichen Stolze, an. Das Christenthum polemisirte gegen die eigne Gerechtigkeit, wie dieser Stolz von ihm genannt wurde, gegen das Höchste im aristotelischen Sittengesetze, gegen die Autarkie. Das christliche Gebot an die Menschheit war die Herabsetzung ihrer selbst und die Demuth. Die Tugend wurde von der Gnade abgelöst. Und dieß war für die Geschichte in der That ein Fortschritt. Denn wie schwer wurd' es den Männern der sinkenden Römerzeit, das Steuerruder ihres Charakters in den stürmischen Epochen des Unterganges der alten Welt zu regieren! Das Temperamentum der Leidenschaften des Mittelalters wurde die Religion.

Es währte aber lange, ehe die stolzen Charactere ihr Knie beugten. Dem Christenthume war es selbst nicht oft Ernst genug mit seiner Predigt. Welche Indulgenzen gestattete es nicht dem Kaiser Constantin! Dieser von der Schmeichelei und dem Glücke um alle innern moralischen Haltpunkte gebrachte Fürst mordete seinen Sohn, dessen Mutter, seine Vettern, lebte in dem weibischen Prunke des Orients, duldete nur die Creaturen des Despotismus in seinem Umgange und doch priesen ihn die Bischöfe und suchten ihn durch elende Nachgiebigkeit gegen seine Verbrechen zur Taufe zu bewegen,

die er erst einige Tage vor seinem Tode nahm, um von ihr eine große Wirkung zu erhalten. Wie weit wird dieses Beispiel von Theodosius dem Großen und dem heiligen Athanasius überstrahlt! Jener geistvolle Fürst ließ in einem Anfalle seiner Leidenschaftlichkeit dreitausend Seelen in den Circus von Thessalonich locken und zur Strafe für einen Aufruhr ermorden. Er kömmt nach Mailand. Athanasius hält ihn vor der Thür des Doms zurück. „That David nicht mehr denn ich?" sagte der Kaiser. „Berufst Du Dich auf David, so thue auch Buße, wie David!" erwiederte der Bischof und Theodosius betete und fastete acht Monate lang. Canossa und St. Just lieferten Nachahmungen dieser ergreifenden Scene.

---

Ich kann hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Rollen, welche man in der Darstellung des Mittelalters gern den Leidenschaften der Völker zutheilt, fast immer zu groß sind. Es ist wahr, das Christenthum hatte viel Barbarismus an die Kette des Rosenkranzes und die Kirchenbuße zu legen, aber die Verderbtheit der Massen ist fast immer ein falscher Schimmer, der von der Verderbtheit der Einzelnen auf jene fällt. Wenn irgend eine Zeit beweist, daß die wahre mittelalterliche Leidenschaft nur der Despotismus war, so ist es die, aus welcher das Mittelalter allmälig in seinen stabilen Hauptgruppen hervorging, der Untergang des römischen Reiches. Man ist hier immer gewohnt, von den negativen Leidenschaften, der Demoralisation und Feigheit der Völker zu sprechen, welche bald eine Beute der Barbaren werden sollten; aber waren nicht frische und gesunde Naturvölker, die Gallier, die Britten, die Hispanen, ja selbst die Franken und später die Gothen, dem römischen Reiche einverleibt?

Lieferten nicht Stilicho und Aëtius entscheidende Schlachten? Das Unglück und die Ursache des Verfalls war allein politischer Natur. Es war nicht die Demoralisation, sondern die öffentliche Calamität, welche das abendländische Reich stürzte. Die Ursache der Calamität war der Despotismus. Der Despotismus ist in den meisten Zeiten eine Möglichkeit; aber in dem verarmten und hungernden römischen Reiche war er es kaum mehr. Der Staat konnte keine Beamten mehr finden. Jemand, der die Nachricht hatte, daß man ihm eine Anstellung geben wollte, floh in die Wildniß oder unter die Sclaven eines Landbesitzers, um sich vor einer Ehre zu retten, die ihn um sein Leben brächte. Denn wer konnte Steuern zahlen? Und der Beamte sollte doch die Steuern an bestimmten Terminen den Behörden ausliefern. Die Folgen dieses Zustandes waren fürchterlich. Das abendländische Reich ging mit blutigen Schrecken, mit hoch zum Himmel lodernden Städten, mit dem Ruine aller Civilisation unter, aber man klage nicht immer die „rohen" Leidenschaften der geängsteten Völker an, sondern den Despotismus und den Uebermuth jener Kaiser, von denen die früheren Pferde zu Consuln machten und die spätern den Erdkreis für die Beute eines Kriegers hielten, über welche sich mit drei Würfeln auf einer Feldtrommel im Lager entscheiden ließ!

---

In neuer Zeit wurden die Leidenschaften durch die Erziehung gefesselt. Aus der Religion hatte sich die Furcht verloren, seitdem die Religion zum Gegenstande des allgemeinen Nachdenkens erhoben wurde. Der natürliche Mensch wird nun durch die Schule abgestreift und eine Masse von Lehrgegenständen, welche Surrogate der Erziehung wurden,

seitdem man die Erziehung mit dem Unterrichte verwechselte, fesseln und verwischen die Leidenschaften so sehr, daß das innerlich Angeborne und von der Wissenschaft im Menschen Zurückgedrängte sich höchstens in privaten Beziehungen Luft macht. Die moralische Gediegenheit ist durch den großen Umfang des Wissens geschwächt worden. Die Arbeit des Kopfes verhinderte den Erguß des Herzens. Aber jene weit ausschweifenden, historischen Leidenschaften drohen unsern neuen Zuständen nicht mehr; denn sie sind von der Bildung und der Erziehung aufgerieben worden.

Nur für eine moderne Leidenschaft, die Neuerung, sollte es weisere Abhülfen geben. Ich habe über den eigentlichen Ursprung dieses Triebes nachgedacht und finde, daß man ihn nur in der Erziehung angreifen und überwinden kann. Aber welche großartige Reform müßte dann die moderne Erziehung erleiden! Das Uebel ist die Ueberfülle unserer Zeit an Ideen. Diese wird sich immer mehr steigern, unsere Nachkommen werden nicht die Ungerechtigkeit haben und die großen Philosopheme der drei letzten Jahrhunderte als eine Antiquität betrachten. Im Gegentheil ergreift alle Tendenzen der Nationen ein besonders ideeller Zug, wie ihre Literaturen hinreichend ausweisen. Diese Ueberfülle kann an und für sich kein Unglück sein, aber sie wird es dadurch, daß sie nicht geordnet ist und auf die Erziehung wie ein wildes Chaos losstürmt. Erziehung ist ja heutiges Tages weniger Receptivität als Spontaneität. Erziehung ist nicht mehr Annahme, gläubige Annahme angebotener Bildungsmittel, sondern Gährung des innern Menschen. Und diese Gährungen, diese einzelnen Momente in den Bildungsprozessen der moderne, Jugend, sind so gefährlich geworden für den Staat nrwüe

die Familie. Was sie erzeugen will zunächst, das ist ein Individuum. Sie will zu früh die Zeit und die Menschen verstehen und greift zu diesem Zwecke jeden der ihr gebotenen Wissensstoffe schnell auf und sucht ihm sogleich eine practische Handhabe zu geben. Die Frühreife des Selbstbewußtseins ist das moderne Unglück, denn der Jüngling ahnt nicht, daß seiner jetzigen Ideenstaffel noch höhere folgen werden, daß in einem Jahre alle seine Begriffe eine andere Wendung genommen haben, er wartet diese Zeit nicht ab, sondern beginnt sogleich, seine erste ihm klar gewordene Idee auf die positiven Verhältnisse überzutragen. Ein Glück für ihn, wenn diese Verfahrungsweise nicht verbrecherischer Art ist; aber was ihn umgibt, seine Familie und wär' es nur seine Liebe, muß heftig unter diesem frühreifen Wahne, der immer von dem reformatorischen Terrorismus der Ueberzeugung begleitet ist, leiden. Man nehme nur in Deutschland, wie lange währt es, ehe man die Tendenzen eines Arndt und Jahn, dann diejenigen eines Görres, Tieck und Arnim, darauf die eines Steffens, endlich die Hegel's oder Schelling's überstanden und zuletzt sich selbst gefunden hat! Bei diesen vier Metamorphosen hat man auf jeder schon hundert Thorheiten begangen und kann sich, seine Familie, den Staat, seine Zeit an den Rand des Abgrundes gebracht haben. Hiermit ist der wahre Feind der modernen Gesellschaft gezeichnet und ich fordere alle Staatsmänner auf, diese merkwürdige Erscheinung mit philosophischem Nachdenken in's Auge zu fassen.

Es kann eine Rettung gegen die Gährungsprozesse der Jugend geben. Nicht, daß man Schriften verbietet oder der Jugend etwas entzöge, was zur Nahrung ihres Geistes dient. Das ist ein sehr trügerisches Mittel. Nein, man sollte durch

großartige, die ganze Nation ergreifende Acte, durch Institutionen, die nichts von Privilegien haben, sondern auf der philosophischen Höhe unseres Jahrhunderts sich erhalten müßten, Etwas erfinden, was den ideellen Selbstvertilgungen im Schoße der Nationen dadurch endlich ein Ziel setzte, daß es weit größer wäre, als aller jugendlicher Stolz, weit größer, als jugendlicher Enthusiasmus, größer endlich als Alles, was wir aus uns selbst glauben schaffen zu können. Das machte die Alten so groß. Wenn man die Schule verließ und die Academie, so waren die Jünglinge, wie heute, nicht erhabener, als das Leben, weit hinaus ragend mit ihrer eingesogenen Bildung über diese miserable Wirklichkeit, sondern sie fanden immer etwas vor, was ihnen unerreichbar dünkte, die Archontenwürde, daß das Jahr nach ihnen benannt werde, den olympischen Segeskranz, ein Urtheil des delphischen Orakels, wie Socrates es bekam, der von ihm für den weisesten der Griechen erklärt wurde. Wenn ebenso auch großartige, meinetwegen pädagogische Institutionen der modernen Jugend sichtbare Stufen für ihre Gedankenleitern anböten, so würde die Jugend die Masse der Ideen, welche sie um ihrer selbst bewußt und in sich klar zu werden verarbeiten muß, weit leichter überwinden. Es ist gar nicht damit gesagt, daß unser politisches Leben eine radikale Aenderung bekommen müßte. Es wäre möglich, zu diesem Zwecke schon mit pädagogischen Mitteln auszureichen, mit einer Umgestaltung unserer Schulen und Universitäten, vor allen Dingen aber mit einer Reform unserer ganzen Unterrichtsmethode, die jetzt nur dazu da scheint, den jugendlichen Kopf gegen das Leben recht störrisch und widersetzlich zu machen. Wenn Methode, Unterrichtsstoff und die Schule in allen ihren Zweigen verändert würden

und auch im Organismus des Staates eine neue Stellung bekämen, wahrlich, das moderne Ich würde sich mit weit weniger Nachtheil sowohl für die öffentliche Sicherheit, wie für die Ruhe der Familien produziren und entpuppen. Fraget Euch selbst, ihr jungen Männer aus dieser Zeit, wie viel Herzen ihr verwundet habt, ehe Ihr so weit gekommen waret, Euch als ein haltbares Glied in der Geisterkette des Jahrhunderts zu fühlen!

---

Hier ist der Ort, wo auch die Literatur erwähnt zu werden verdient; denn wenn sie auch oft am weitesten entfernt war, Frieden in den Streit zu bringen, so hatte sie doch auch in allen Zeiten zu den Gemüthern eine Stellung, welche sich für die Milderung der Sitten und Empfindungen benutzen ließ. Namentlich war die Literatur der classischen Zeit ein entschiedenes Versöhnungsmittel der Leidenschaften. Die Krieger horchten den Gesängen der Homeriden. Die dramatische Literatur der Griechen war sogar eine Sache der Religion, sowohl ihrem Gegenstande, wie ihrer Veranlassung nach. Selbst die kriegerischen Römer gaben sich ihren Dichtern gefangen, ob deren Leier gleich in älterer Zeit ein wenig schartig und mehr in der Weise des Hackebretts klang. Der ältere Scipio verkehrte mit Ennius, der jüngere mit Terenz. Ja es gelang sogar der alten Literatur, freilich nicht mehr in ihrer Blüthezeit, die erschlaffende historische Energie der Völker zu fesseln und ihnen zum Ersatz für verschwindendes öffentliches Leben eine neue Welt, das Privatleben und die Verwickelungen bürgerlicher Convenienzen, zu erschließen. Die griechische mittlere Comödie und die römische Pantomime

lenkten auf frische und ergötzliche Weise die Zuschauer von öffentlichen Calamitäten ab und milderten die Leidenschaften, welche das Unglück in Unterdrückten zu erzeugen pflegt. Die ganze alexandrinische Literatur nahm diese bürgerliche und idyllische Richtung und war selbst in ihren kritischen Streitigkeiten geeignet, die Ungeduld der Köpfe auf eine unschädliche Weise zu beschäftigen. Selbst die verheerenden Leidenschaften der römischen Rednerbühne verloren sich in die beginnende Blüthe der juristischen Literatur, wo der Begriff der Weltherrschaft allmälig von dem des Mein und Dein abgelöst wurde.

Die christliche Zeit hatte ihre Bibel, ein Werk zufälliger Zusammensetzung, aber eine unschätzbare Richtschnur für Zeiten, welche eine unmittelbare Verbindung mit der Ewigkeit zu haben glaubten. Die Bibel wurde nicht nur Gesetzbuch für das streitsüchtige alexandrinische Element der Kirchengeschichte, sondern auch Bildungsbuch für die Nationen, welche allmälig in die große christliche Gemeinschaft aufgenommen wurden. Indem man ihr eine abergläubische Verehrung schenkte, bekam sie, wie das Kraut Reseda oder Nepenthes, eine zauberhafte Wirksamkeit. So wie der Teufel vor diesem Buche wich, so die Leidenschaft der Nationen. Das Christenthum selbst, eine Religion, wo das Unsichtbarste für das Heiligste gehalten wird und wo ein visionäres Princip die verworrensten Phantasieen rechtfertigte, das Christenthum hatte selbst seinen Zügel in der Bibel. Das Mittelalter ließ ihn schießen, bis Luther in den Weg trat und die stürmenden Rosse des Ezechiel, die phantastische Planlosigkeit der katholischen Kirche wieder in die kanonischen Gleise der Vergangenheit einlenkte und mit der Bibel ihren Inhalt rettete.

Man muß es schmerzlich bedauern, daß die neue Zeit kein Buch besitzt, welches für das moderne Princip dieselbe Wichtigkeit erhielte, wie die Bibel für das Christenthum. Wie sicher und gediegen würden die Fortschritte der neuen Aufklärung gewesen sein! Wie beruhigt könnten wir einer Zukunft entgegensehen, welche vielleicht durch das Zufälligste und Leidenschaftlichste ihr Gepräge erhält! Hätte der Liberalismus ein Gemeingesetz, wie die Bibel, ein Werk der Berufung, eine gemeinschaftliche Auslegungsquelle, so lägen die modernen Zustände mit weit lachenderen Aussichten da. Luther appellirte vom Papste an die Bibel: könnten die Nationen jetzt von den Regierungen an irgend etwas gemeinsam Anerkanntes appelliren, könnte diesselbe Gemeinsame die Grundlage unserer Erziehung und eine Fibel von der Art werden, daß man Buchstaben und Geist zu gleicher Zeit aus ihr lernte; wie heiter würde das Auge des Menschenfreundes in trübe Momente blicken! Wie unantastbar wäre das Vermächtniß des Vaters an den Sohn, welches jetzt nur aus fragmentarischen Traditionen besteht. Wir bringen es niemals zu einem Codex der Neuzeit und ich werde nicht der letzte sein, der die Gründe, warum wir zu ihm nicht kommen, wenn sie ein Anderer ausführen will, ohne Widerspruch, obwohl mit Schmerz, unterschreibt.

Im Gegentheil ist die moderne Literatur eine fortwährende Anreizung zur Leidenschaft geworden. Die moderne Literatur hat keine Selbstzwecke mehr, sondern dienet den Interessen der Parteiung. Während ein classisches Werk die Parteien beschämte, bildet sie ein modernes. Einzelne geniale Köpfe reißen das vormundschaftliche Recht über die Masse an sich und schleudern aus ihren eigenen Wolkenthro-

nen entzündende Blitze in die brennbaren Interessenstoffe. Nur zwei Epochen in der modernen Literatur hat es gegeben, welche eine antike und classische Physiognomie hatten und einen Hauptzweck zu behaupten suchten, das Zeitalter Ludwig's XIV. und die Periode von Lessing bis zum Tode Schiller's in der deutschen Literatur. Sonst ist alle moderne Literatur Dilettantismus des Genies und der Dreistigkeit. Sie beruhigte die Leidenschaften nicht, sondern schürte sie an.

Das Publikum und die Kritik, beide sind von derselben Tendenz ergriffen. Ist man nicht so weit gegangen, das Genie nach seinem Glaubensbekenntnisse in der Religion und in der Politik zu rangiren und selbst den Ruhm eines halben Jahrhunderts anzugreifen, wenn die Tendenz der folgenden Zeit mit der der früheren in Widerspruch lag? Die Folge dieser Maßstäbe mußte sich in einem immer pamphletartigeren Charakter der Literatur aussprechen und auf die Neige, wo sich die öffentlichen Leidenschaften beruhigt haben, mußte sie in eine spröde Gleichgültigkeit gegen Geistesthätigkeiten, von welchen man sich keinen unmittelbaren Nutzen mehr versprechen konnte, ausarten.

Ich glaube, daß man die europäische nächste Zukunft aus den gegenwärtigen Literaturen signalisiren kann. Ich glaube daß fast alle Literaturen auf einen Selbstzweck zusteuern, der zu gleicher Zeit die Garantie jener apocalyptischen „kleinen Stille,“ die Garantie einer längeren Friedenszeit ist. England's Reise-, Memoiren- und Sittenschilderungsliteratur berührt nur die Oberfläche der Nation und das ungefähre Lesebedürfniß. Kein Gebildeter in England macht von Bulwer, Marryat u. s. f. ein solches Aufheben, wie die deutschen und französischen Uebersetzer. Diese Autoren sind im Aus-

lande weit berühmter, als in England selbst. Es ist charakteristisch für den vortrefflichen Geschmack dieser Nation, daß sie zu keiner Zeit ihre Literatur überschätzt und daß sie selber niemals daran gedacht hat, z. B. einige Autoren des achtzehnten Jahrhunderts, unter Andern Pope, so zu erheben, wie es das Ausland that. Es ist nicht unmöglich, daß die englische Literatur von einer Seite aus wird bestimmt werden, wo es ihre jetzigen Modeschriftsteller nicht ahnen lassen.

Frankreich scheint sich eine idealische Welt in seiner Literatur aufbauen zu wollen, die sich in den Gefühlen wenigstens, in den moralischen Handlungstriebfedern zu verwirklichen beginnen kann. Diese Zusammenwürfelungen conventioneller Verhältnisse, diese poetische Opposition gegen das in Sitte und Gesetz Herkömmliche kann ohne Zweifel schmerzhafte Reactionen auf die Wirklichkeit ausüben, doch ist zuletzt ihr Rest immer nur eine Verfestigung jenes Kittes, welcher das ewig Unzertrennliche in der Tugend und in der Liebe zu allen Zeiten zusammenhalten wird. Dabei spielt in den französischen Literaturkämpfen die Form und das ästhetische Gesetz eine so entschiedene Rolle, daß ich auch von ihr annehmen möchte, die Zeit einer Erhebung zum Selbstzwecke werde nicht mehr lange ausbleiben.

Von Deutschland endlich ist es entschieden, daß es seine Literatur von der Debatte zu befreien sucht. Ueberall herrscht die Sehnsucht, die Literatur von Zuständen abzurufen, welche durch anderweitige Hülfe müssen gewendet werden.

## VI.

## Der Staat.

---

Für die Geschichte beweist der gesellschaftliche Vertrag nur eine sehr späte Richtung des Zeitgeistes auf veränderte Principien des Staatsrechts, für ihren Anfang selbst ist sie eine unanwendbare Hypothese. Alle Staaten des Alterthums und der mittleren Zeit sind entweder Uebergänge der patriarchalischen Gewalt über die Familie, auch auf den Staat, oder militärische Usurpationen gewesen. Der Begriff einer steuerpflichtigen Menge, die zu einem Gewählten, Besten und Ausgezeichnetsten sagte: do ut facias, dies obligatorische Verfahren ist modernen Ursprungs und beweist für die alte Geschichte nichts. War denn selbst die mosaische Staatsbegründung ein Vertrag? Waren nicht verpflichtende Traditionen der Vergangenheit da, die Genealogie des Jakob, welche als etwas Positives und Unumgängliches jeder juristischen Auseinandersetzung wechselseitiger Verpflichtungen natürliche Fesseln anlegte? War die Bevorzugung des Priesterstandes nicht Etwas, was sich hier unter jeder Bedingung von selbst verstehen mußte?

Die Theorie aller natürlichen Staatenbildung ist zunächst die zufällige oder absichtliche Usurpation, darauf Befestigung derselben und zuletzt Widerspruch aus dem Schoße des Staatskörpers selbst oder wie ich es besser nennen möchte, die innere Heilkraft der Natur. Dieser Moment des Widerspruches ist der historische, und da wir von ihm allein Kunde haben, so verführt er unser Auge und läßt uns eine Folge des Anfangs, den historischen Anfang, für den Anfang selbst nehmen. So ist z. B. der erste Blick auf die Ursprünge der römischen Geschichte gleich auf verschiedene und oft blutige Abwägungen juristischer Gegenseitigkeiten gerichtet. Aber diesem zweiten Momente ging ein erster voran, eine unmittelbare Tradition aus Albalonga, eine von dort herstammende Genealogie, welche bei der ersten Grundsteinlegung Rom's für diesen neuen Staat etwas Verpflichtendes hatte. Ebenso war der Verlauf in den feudalen Staaten, wo namentlich die germanischen zunächst auf einen gesellschaftlichen Vertrag gegründet zu sein scheinen. Doch werden wir unten genauer ausführen, daß dem germanischen Staatsprincip das Hauptsächlichste mangelte, nämlich die Garantie der Dauer. Diese Gemeinwesen waren immer nur für den Moment berechnet, für den Krieg, für eine Gerichtssitzung. Wenn der Feldherr ein Schwert in die Scheide stecken oder der Richter seinen Stab senken mußte, so hatte der Begriff des Staates aufgehört, weil Staat bei unsern Voreltern in der That nur ein momentaner Auftrag war. Alles nun, was sich über die Dauer dieser Bevollmächtigung hinaus erhielt, war Usurpation, selbst der Glanz und das Andenken gut geführter Kriege und weise gehaltener Gerichtssitzungen. Das Regiment entstand bei den Germanen erst durch einen Gebrauch

der übertragenen Gewalt, der länger, als gesetzlich war. Entweder eine schweigende Zustimmung oder ein dreistes Wagniß kam hier der Usurpation zu Hülfe. Nächst der Usurpation regte sich der Widerspruch, ob ihn die Geschichte verzeichnet hat oder nicht. Man muß annehmen, daß alle constituirten Staaten der älteren und mittleren Zeit ihren Ursprung haben aus jener rechtlichen Abfindung des Widerspruches nicht mit der freien Wahl, wie der gesellschaftliche Vertrag lehrt, sondern mit einer Gewalt, welche schon immer so weit gediehen war, daß sie einen beinahe sichern Rücken hatte und auf ihren Forderungen mit einigem Trotze bestehen durfte. So entwickelten sich die griechischen Staaten, so besonders Rom und die feudalistischen Gemeinwesen der germanischen Welt.

Neuere Ansichten, welche von Haller in Umlauf gebracht und von der Originalität eines Heinrich Leo noch jetzt unterstützt werden, versuchten es, die Politik zu einem Zweige der Naturwissenschaften zu machen. Für die Staaten sollten die Schriften eines Linné von größerem Werthe sein, als die Montesquieu's. Hier werden die Gemeinwesen Producte der Natur, Vegetabilien von zarter und philosophischer Sinnigkeit. In der That haben die alten Sachsen eine Tradition gehabt, nach welcher ihre Vorvordern ursprünglich Baumfrüchte gewesen sind. In nämlicher Weise ergaben sich hier auch die Institutionen als Erzeugnisse der willkürlichen, freiheitlosen Materie. Mit dieser Physiologie wollte Haller das historische Unrecht rechtfertigen. Leo will nur die organischen Staaten von einer Verwechselung mit den mechanischen retten.

Die Geschichte widerspricht auf jedem ihrer Blätter diesem gemüthlichen Entständnisse der Staaten. Sie lehrt, daß

alle Gemeinwesen in Folge des Widerspruches organisirt und daß die Uebergänge aus der patriarchalischen in die politische Existenz immer von einer scharfen, oft — geschliffenen Grenzscheide auseinander gehalten wurden. Das germanische Staatsprincip zunächst ist von Hause aus nichts als Bevollmächtigung, also ein Act der Willensfreiheit, der die Natur ausschließt und die Verjährung immer als Usurpation und Unrecht bezeichnen wird. Wäre das germanische Staatsprincip etwas Naturwüchsiges, so müßte es dauerbarer, bindender und universaler sein. Im Gegentheil ist der germanische Staat über fortwährenden Fluctuationen in der Geschichte anzutreffen, die nur in einer unbeschränkten Freiheit, also in einem Widerspruche gegen die Natur, ihren Grund haben können. Das germanische Staatsprincip ist integrirt von der Individualität, es ist nichts, als die Individualität selbst, die sich entschließt, sich ein wenig zu regeln: wo ist hier wachsende, fesselnde und verjährende Natur? In der That das Hallerisch-Leo'sche Princip, wenn es seine Anwendung in der Geschichte irgendwo finden kann, eignet sich höchstens für die schnell improvisirten arabischen und tartarischen Militärherrschaften, wo die Unterdrückung nicht widersprach, und die man leicht mit steil aufgeschossenen Bäumen vergleichen kann, wo sich oben die Herrschaft palmen- oder pinienartig an das Volk so indifferent ansetzt, wie der Federbusch an einem Helme flattert.

Man pflegt den Staat für den Culminationspunkt der Bildung auszugeben und doch sanken seine Formen oft so schnell zusammen und mußten entweder an den Begriff der Natur übergehen oder verloren sich, wie das Hunnenreich, in eine plötzliche Unsichtbarkeit, die grauenerregend ist. Gibt es in

der Geschichte Sätze für die Dauer der Staaten? Untrügliche kenn' ich nicht, aber ein annäherndes glaub' ich entwickeln zu können. Wenn es ein fast mathematisches Ansehen hat, so will ich damit nicht sagen, daß es so sicher ist, wie Euclid.

Jeder Staat muß Radien haben, historische Blitze, welche sein Wesen und seine Bestimmung, wenn auch nur für einen Augenblick, erleuchten. Diese sammle man! Man suche für sie den Mittelpunkt zu finden und beschreibe darauf mit Halbmessern den Umfang des Gemeinwesens. Die Peripherie, welche sich durch dies Verfahren ergibt, ist die ungefähre Zweckbestimmung und Idee des Staates und läßt einen Schluß auf die Dauer desselben machen. Man merke wohl: die kleinste Peripherie kann oft die Garantie der längsten Dauer sein!

Beobachtet man dies Verfahren, so wird man alle Staaten, welche in der Geschichte auftauchten, in excentrische und concentrische getheilt finden, excentrische in dem Sinne, daß sie gar keinen Mittelpunkt haben, concentrische in dem Sinne, daß sie über die Länge ihres Diameters nicht hinausgehen.

Staaten der ersten Art haben keine Wahrscheinlichkeit der Dauer für sich. Die Hast ihrer Tendenz erhält sie eine Weile. Darauf werden sie sich erschöpft haben. Alle schnell zusammengefundenen Staaten der Völkerwanderung mußten eben so schnell ausathmen, weil sie nur Anlauf, nur Tendenz in's Vague hinaus waren. Das Hunnenreich zerstob in Nichts. Besonders sind es die arabischen Staaten, welche den obigen Satz beweisen; das muhamedanische Prinzip ist an und für sich selbst unvertilgbar, weil es Propaganda über die ganze Welt heißt. Der Koran will von den Nationen entweder Glauben oder Tribut. Hier gibt es keine Grenze: hier ist ein excentrisches Princip, das an sich niemals sterben wird, das

aber alle die Staaten, welche aus ihm entstehen, einer kurzen Dauer weiht, weil diese Staaten nur Feldlager und Stationen und einstweilige Ruhepunkte sind, weil ihr Prinzip immer über die Grenzen hinausfahren wird. Wenn sich das türkische Reich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, so ist dies eines Theils die Folge der sehr ernsten Angriffe, welche bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts der Occident von ihm zu leiden hatte, anderer Seits jener Umstand, daß die jetzige Türkei eine organisirte Eroberung war. Die spanischen und afrikanischen Reiche der Araber gingen schnell unter, weil sie aus dem Nichts geschaffen waren. Die Türken aber trafen eine Civilisation an, deren Resultate sie adoptirten, und Völker, welche sie namentlich in Europa sich selber einverleiben konnten. Wenn diese Integration des türkischen Reiches aber verbraucht ist, so stirbt es, denn der Koran gibt keinen Haltpunkt, kein Gesetz der Ruhe und der Resignation an und das zerstörendste „Gesetz der Trägheit" wäre doch wohl die Trägheit selbst.

Staaten dagegen von centralen Zwecken sind approximativ in ihrer Dauer berechenbar. Von Rom's primitivem Universalismus nicht zu reden, erinnere ich nur an die Handelsrepubliken der alten und mittleren Zeit. Der Handelsgrundsatz ist kein absoluter, wie der der Eroberung, sondern abhängig von Erfindungen, Entdeckungen, geographischer Lage und Absatzwegen. Der Handelsgrundsatz kann immer nur sporadisch sich etabliren und Tyrus, Karthago werden so schnell abgeblüht sein, wie Venedig und Genua. Ein Gemeinwesen mit dem Grundsatze des Zwischenhandels erhält sich länger, weil es von den großen Ereignissen in der Handelswelt weniger empfindlich berührt wird. Augsburg, nicht zum

deutschen Reiche gehörig, hätte sich so lange erhalten können, wie es Holland wird, dessen einträglichster Handlungszweig Vermittelung ist. Ein Gemeinwesen, wie Hamburg, wenn es nicht der physischen Gewalt weichen muß, sie ist durch seine Idee unvertilgbar.

Die Dauer des englischen Staates ist weit prekärer; denn welches ist seine Peripherie? Die Alleinherrschaft zur See. Ist diese Idee mehr als das Monopol des Zufalls und des Glückes? Kann sie nicht jene andere Nation und wird sie nicht Nordamerika streitig machen? Wir wollen einen Schritt weiter gehen. Die Herrschaft zur See ist unmöglich Selbstzweck: denn der Ruhm ist kein ausschließliches Motiv des englischen Lebens. Diese Herrschaft ist nicht nur ein bloßes Mittel zu jenem trügerischen Zwecke des Handels, sondern sie ist sogar eine Art Fontanelle, um staatsrechtliche Schäden im Körper der Nation selbst abzuleiten. Diese verschiedenartigen Zwecke in eine Harmonie zu bringen, erfordert es eines künstlichen Mechanismus und das ganze historische Leben England's ist auf diesen Mechanismus gegründet. Eine mechanische Idee aber ist kein historisches Präservativ und ich denke mir eine Revolution für England nothwendig, wenn es nicht plötzlich einmal als politisches Glied in der europäischen Staatenkette zerbrechen will. Hier sieht man deutlich, wie verschieden sich der historische Zweck eines Staates von der Bestimmung des Volkes, das ihn bildete, herausstellen kann. Die Völker werden zuletzt immer den Staat regeneriren müssen.

In Frankreich ist Volk und historischer Staatszweck weit inniger verschwistert und garantirt diesem Lande eine unver-

wüstliche Dauer. Frankreich ist das Land des Ruhms und dem Ruhme wachsen in der Historie noch die dichtesten Lorbeerhaine, so lange Europa's Politik die der Interessen ist. Frankreichs Idee ist ein vaguer Begriff, der sich aber in allen Zeiten realisiren kann und wo der Schatten schon hinreicht, eine leere Schelle, um Millionen zu electrisiren. Ich glaube wohl, daß der unveränderliche Gedanke Louis Philipp's ein ganz anderer, als der Ruhm ist; aber die Nation hat den ihrigen fest im Auge und wird mit ihm sterben, da in Frankreich Staat und Volk niemals auf die Dauer zweierlei sein kann. Der Ruhm ist etwas, was man nicht theilen kann, das sichert Frankreich vor Zerstückelung. Der Ruhm ist etwas, das sich vererbt; dies versichert Frankreich seine Integrität, selbst wenn es neue Schlachten von Roßbach in seine Bücher aufzeichnen müßte.

Spanien ist eine Beute, wenn auch eine gefährliche. Spanien ist vom Glück in der Geschichte bald begünstigt, bald so mißhandelt worden, daß es an ein Centrum und eine Garantie der Dauer nicht denken konnte. Welch' ein Sprung von Karl's V. Universalmonarchie bis zu dem fast gänzlichen Verluste von Amerika und von einer Silberflotte bis zu einem finanziellen Bankerutte! Bei solchen Schicksalen in so kurzen Fristen stellen sich in dem Staate kaum unverwüstliche Ideen heraus und wie auffallend es bei der Zähigkeit des spanischen Charakters erscheinen mag, ich glaube, diese Nation kann getheilt und will dann nur gescheut regiert werden.

Alle rein germanischen Staaten tragen, wie die Geschichte beweist, immer den Keim des Todes in sich. Denn das germanische Staatsprincip ist kein Rechts-, sondern nur ein Regierungsprincip. Man erstrebte hier immer die Einheit

durch die Einzelheit; man wollte Totalität und Individuum neben einander bestehen lassen. Der Fürst war Gewählter und Bevollmächtigter, aber nur primus inter pares, kurz die Deutschen sind von Natur Feinde des Staates als einer perennirenden Gesammtheit. Die Centralideen dieses Volkes waren immer nur solche, welche durch eine Fiction galten, es waren unsichtbare Widersprüche gegen das überall Sichtbare. Das Princip der Vereinzelung und Absonderung garantirt in der That keine Dauer. Und will man, was die deutsche Geschichte auf jeder Seite lehrt, mit einem Worte sagen, so haben die Deutschen politische Methode, aber keine politischen Principien, sie haben das Repräsentativsystem seit undenklichen Zeiten, aber nur als etwas Modales. Der Irrthum aller germanischen Staaten war, das Repräsentativsystem zum Selbstzweck erheben zu wollen und aus einer Form ein Wesen zu machen. Repräsentation ist nichts Absolutes, in natürlichen und organischen Staaten wenigstens nicht, sondern immer etwas, was auf bestimmten, geordneten und wenigstens polizeilich sicheren Institutionen und Thatsachen erst aufgebaut werden kann. Alle die germanischen Völker, welche so frühzeitig das Opfer ihrer Gemeinwesen wurden, begingen diesen Fehler, den Sattel für das Pferd zu halten, da der Sattel doch nur das Reiten erleichtert. Sie waren immer rasch mit ihrem constitutionellen Principe zur Hand, das sogleich eine angeborne Staatsunfähigkeit zum Gesetze erhob. Die Deutschen sind nur als Volk mit dem ausgedehntesten Republikanismus groß; so wie sie der Staat einfängt, siechen sie und reiben sich an dem Kampfe gegen eine Fessel auf, die sie von Natur den Instinkt haben, nur zuweilen, in Zeiten der Gefahr, wo Einheit des Verfahrens gelten muß,

sich aufzulegen. Staat ist den Deutschen nur etwas Temporäres, eine Erleichterung der Methode, und an dem Unbehagen, Jahrhunderte hindurch mit dem Kopfe verkehrt zu gehen und statt auf dem Hals, auf dem Schweif des Pferdes zu sitzen, ruinirte sich diese Nation und konnte eine Beute schon vor zweihundert Jahren für Frankreich werden, wenn dieses Land damals im Stande gewesen wäre, einen Napoleon über den Rhein zu schicken.

Das germanische Princip hat sich aus dem Sturze des deutschen Reiches nach Preußen und Oesterreich geflüchtet, und ist namentlich in jenem ersten Staate zu den größten Ehren gelangt. Wir müssen von beiden ausführlichere Berichte geben.

Oesterreich wurde früh von einer weisen Einsicht geleitet, welche dessen Fürsten und Staatsmänner über das germanische Princip gewonnen hatten. Oesterreich, mit der deutschen Kaiserwürde bekleidet, hatte keinen Mittelpunkt für dieselbe und begann die Mühe, ihn zu suchen, sogleich mit der Resignation, ihn zu finden. Oesterreich gewann seinen Schwerpunkt dadurch, daß es früh auf seine deutsche Superiorität verzichtete. Es hat das germanische Princip freilich gänzlich aufgegeben und nur das behalten, wozu seine Lage die Veranlassung gab, nämlich das Centrum, und dieses zudem für Staaten, welche die sonderbarsten Widersprüche zu sein scheinen und die österreichische Staatskunst beinahe zu einer Equilibristik machen. Dieses großartige Reich beweist einen Satz der Geschichte, welcher neu ist, wie Alles, das nicht natürlich scheint. Für natürlich hat man es bisher immer gehalten, daß Staaten heterogenen Ursprunges nicht von dauerndem

Zusammenhange sein könnten. Die Verschiedenartigkeit der Zunge räche sich; der Staat befestige sich allein, je mehr er sich der Natur nähert.

Feuer und Wasser freilich, den Sultan und Venedig vermählen, oder, wie die Alten sagten, Greifen und Rosse zusammenspannen, wird sich immer schlimm verlohnen. Hier ist selbst das Gleichartigste oft unvereinbar, wenn statt der Natur z. B. die Religion oder auch nur ein Provinzialhaß, der sich in der Geschichte nährte, dazwischentritt. Wie spröde ist das Band, welches Irland und England verbindet! Wie eigensinnig sind die Antipathieen Belgiens und Hollands, Norwegens und Schwedens! Aber schon zwischen Russen und Polen schürt den Haß doch weniger die Natur, als die Geschichte. Jenen Erfahrungssatz von der Heterogenetät mildert die Erfahrung selbst. Denn es wird bei jenen verschiedenen, unter einem Scepter vereinigten Nationalitäten immer darauf ankommen, ob sie ein in sich concentrirtes nationales Bewußtsein haben. Wenn Oesterreich noch Jahrhunderte lang über Böhmen, Ungarn und Italien herrschen wird, so ist es, weil Böhmens Glanz in die deutsche Geschichte hinüberstrahlt, weil Ungarn immer nur eine flüchtige, zufällige und von allen Seiten gedrängte historische Existenz hatte und weil Italien nur ein einzelner Landstrich ist, der in allen seinen Conspirationen niemals gefährlich werden kann, weil sein Ideal Centralisation ist und das Centrum immer über die Grenzen der Lombardei hinausdringen wird. Will man demnach die Dauer des österreichischen Staates bestimmen, so sind die entgegengesetzten Nationalitäten desselben von unerheblichem Einfluß auf eine Berechnung, die, wie ich glaube, mit den jeweiligen Capazitäten des Wiener Cabinettes zu-

sammenfallen und das Centrum des politischen Verstandes auch zur Peripherie der politischen Dauer machen wird.

Preußen, obwohl nicht völlig ächt germanischen Blutes, scheint dennoch die Bestimmung zu haben, das germanische Prinzip für die Geschichte zu erhalten. Dieser jugendliche Staat, hervorgegangen aus den Trümmern jenes heiligen römisch-deutschen Widerspruches, hatte die Erfahrung dieses Prinzipes als Lehrmeisterin für sich und fand in ziemlich autokratischen Herrscherperioden Zeit genug, eine innere feste Gliederung seiner einzelnen Theile zu versuchen und seinen mehr improvisatorischen Ursprüngen ein sicheres und andauerndes Fundament zu geben. Der preußische Staat ist eine Idee und wird selbst, wenn er entweder auf den kleinsten Länderumfang herabgesetzt oder seine gegenwärtigen Gebietstheile mit ganz andern vertauscht werden sollten, doch niemals sterben können, es sei denn, daß Deutschland die Einheit bekäme, die es wohl nie bekommen wird. Preußen muß in protestantischer Weise die Garantie des germanischen Prinzips in seiner modernen Umgestaltung bleiben und ich glaube, bei der Lage Deutschlands, wie sie nicht anders sein kann durch die leidige Souveränetät der Bundesstaaten, müßte man ein Preußen erfinden, wenn es nicht da wäre.

Wie ich schon bewiesen habe, das germanische Prinzip an und für sich, wie es sich bei der Vielzahl unsrer Fürsten auch niemals wieder offenbaren kann, ist kein Moment der Geschichte. Es kann von diesem geschlossenen Bundesvereine kein Gewicht in die Wagschale der Ereignisse gelegt und nicht die leiseste Tradition der alten Eichenwälder gerettet werden. Für das unvermischte germanische Prinzip sind die Voraussetzungen nicht da. Preußen nahm sich desselben an, aber es

mußte mit Zuthaten versetzt werden. Es mußte eine breite Basis vorhanden sein, auf welche sich das Germanische, welches nur Methode ist, aufführen ließ. Das Bewußtsein der Gleichheit aller Freien ist natürlich auch in Deutschland untergegangen, aber Deutschland hat kein Terrain, das groß genug wäre, den Bau imposant zu machen. Preußen hat es, Preußen hat einen bildsamen Stoff, mit welchem es seine Schöpfungen machen kann. Brauchen wir an die Städteordnung, die Volksbewaffnung und die Aussicht einer allgemeinen Vertretung politischer Rechte zu erinnern, um die Hochachtung, welche Preußen vor seiner Mission hat, auszudrücken? Preußens Lebensdauer ist eine ewige Wechselwirkung Deutschlands. Preußen ist eine Idee, unzerstörbar, so lange die kleinen deutschen Staaten nicht in der Verfassung sind, die historische Größe Deutschlands für sich zu repräsentiren. Hier wird einer des Andern Unterpfand. Die Zeit erkennt es und die Vorurtheile zwischen deutschem Nord und Süd fallen, wie die Barrieren unseres merkantilischen Verkehrs.

Ich kann diese Betrachtungen nicht schließen, ohne die Frage aufzunehmen, ob der Staat das höchste und letzte Vehiculum der menschlichen Existenz ist? Die Hegel'sche Philosophie lehrt, daß man über den Staat als das vollendetste Kunstwerk nicht hinausgehen könne und daß alle Ideen bestimmt wären, am Staate ihre philosophische Wahrheit zu finden.

Ein Kant oder irgend einer der Philosophen, denen es mehr um die Menschheit als um die Geschichte zu thun ist, hätte ein solches Axiom niemals aufgestellt. Es muß eine sonderbare, jedenfalls eine sehr glückliche Lage gewesen sein, welche einen Philosophen bestimmen konnte, den Staat für

die Blüthe der Cultur und die Wissenschaft, ja die Cultur selbst nur für Blätter und Stengel dieser Blüthe auszugeben. Ich will aber etwas hochherziger von diesem Philosophen denken und mir einbilden, daß ihm eine antike Idee vorschwebte und er etwas sagen wollte, was vom classischen Alterthum freilich sehr glorreich bestätigt ist.

Die Alten machten aus Kunst und Wissenschaft eine Sache des Staats und sogar über den Cultus und die Religion, über Anerkennung neuer Gottheiten gaben die Römer Senats- und Volksbeschlüsse. Doch schon Plato und Socrates lehrten eine Wissenschaft, welche nicht mehr am Staate ihre Wahrheit hatte, die jenen um den Ruf eines guten Bürgers und diesen um das Leben brachte. An welchem Staate hatte wohl die Philosophie des Spinoza ihre Wahrheit? Oder was heißt es, am Staate seine Wahrheit haben? Vielleicht dachte der Erfinder dieses Ausdruckes an das practische Element, welches in jedem speculativen und künstlichen Ergebnisse liegen soll. Oder an Verhütung vager Theorieen, welche dasjenige, was in den Dingen ist, gern über ihnen suchen. Darum dünkt mich, liegt der erste Anstoß dieses Axioms nicht in einer verdächtigen Gefangengabe seiner Freiheit, sondern in einem zu hohen Begriffe vom Staate, dessen Dauer wahrlich nicht das Zeichen fortschreitender Gesittung, sondern eine ewige Mahnung ist an das, was aus der menschlichen Natur weder durch die Furca des Horaz noch durch die immer mehr um sich greifende Civilisation kann ausgetrieben werden. Selbst dann, wenn man mit Schmerz das Zugeständniß machen muß, daß die Fortschritte der Aufklärung fast in allen Ländern mit einer Zunahme der Verbrechen verbunden sind, selbst dann, wenn man mit tiefster Wehmuth auf die statisti-

schen Tabellen blickt, welche allen unsern humanitären Träumen Hohn sprechen, soll der Staat von der Philosophie niemals als etwas Absolutes, als ein Culminationspunkt der Cultur angesprochen werden, sondern als eine von der leidigen Nothwendigkeit gebotene Maßregel wechselseitiger Sicherheitsleistung. Was wird der Staat, an welchem Kunst, Wissenschaft und Religion ihre Wahrheit haben, doch immer thun? Er wird Socrates wegen Blasphemie zum Tode verurtheilen und seine Angeber, Menschen, wie Miletus und Anytus, mit einer Bürgerkrone beschenken.

---

## VII.

### Krieg und Friede.

Die griechischen Sophisten hatten die Fertigkeit, wie die Alten sagten, aus einer schlechten Rede eine gute, das heißt aus einer ungerechten Sache eine gerechte zu machen und in Rom traten mit umsichgreifender Bildung Griechen und Unteritalier auf, welche heute für das Eine, morgen für das Entgegengesetzte gleich entscheidende Gründe zu entwickeln wußten. Ein gutes Thema für diese Zungenvirtuosen müßte Krieg und Friede gewesen sein. Denn wer kann in Abrede stellen, daß hier das Widersprechendste Beziehungen auf die Wahrheit hat?

Das Glück des Friedens ist in zahllosen Hymnen von Horaz bis Rammler besungen worden. Aber auch der Krieg findet seine Vertheidiger; denn er ist eine Blutausleerung der Menschen, er macht die Herzen, selbst der Alltägigen, höher schwellen, er bringt die Nationen in einen gewaltsamen Verkehr, der wenigstens besser ist, als gänzliche Unbekanntschaft, kurz es fehlen nicht Gründe für und gegen Krieg, obschon unter letztern jener Satz der Griechen eine entschie-

dene Wahrheit sagt: Der Krieg macht eine größere Menge schlechter Menschen, als er deren hinwegrafft.

Ich bin nicht im Stande, in den Abwechselungen zwischen Krieg und Friede die Bestimmung des Menschengeschlechts zu erkennen. Es giebt einige sehr harte und am Blute sich gern sättigende Phantasieen, welche den Eros und Anteros zum Prinzip der Geschichte machen und das, was sie den Geist der Geschichte nennen, als eine Vernichtungstheorie für halb titanische, halb cannibalische Menschen darstellen. Ihr sehet einen großen Plan der Weltgeschichte zum Grunde liegen und lehrt, die Menschheit sei zu etwas Anderem bestimmt, als zum Gutthun; wo diente aber je eine Schlacht diesem Plane? Und wenn es Kriege für die Religion, für die Ideen der Zeit gab, war über ihnen nicht immer Mars, welchen man den linken, schwebenden und ungewissen nennt? Ich möchte wohl behaupten, daß die Ideen vielleicht auch ohne die Waffen gesiegt und daß das Schwert, welches Christus verhieß, in seinem Sinne mehr das Schwert war, welches Maria im Herzen fühlte, da sie am Kreuze stand, daß es Noth, Elend, kurz mehr die Spitze, als den Griff des Schwerzes bedeuten sollte*).

Seit Anbeginn der Geschichte fühlten die Nationen, daß es etwas über das Recht des Krieges Hinausliegendes gäbe. Die Alten nannten es Recht der Völker. Aber keineswegs

*) Es ist eine Streitfrage, ob das Christenthum durch Missionarien solle verbreitet werden? Schleiermacher löste diese gern so, daß er sagte: Ist das Christenthum von Gott, so wird es selber seine Wege finden. Schleiermacher wollte, daß die Heiden nur durch das allmälige Ausströmen der eignen innern Kraft des Christenthums gewonnen würden, durch ein geographisches selbsteignes Umsichgreifen, nicht daß Ströme und Meere überschifft würden, sondern, daß der Nachbar seinen Nachbar berufe und zur Taufe ermahne. Dies bei Gelegenheit der Verheißung Christi.

verstanden sie darunter jene Practiken, welche von Vatel, Schmalz, Klüber u. A. in ein System des Völkerrechts redigirt wurden, sondern ihr Völkerrecht war Naturrecht. Es war eine Verpflichtung gegen Alles, was Athem und Leben hat, sogar Verpflichtung gegen das Thier. Das Recht des Staates, um so viel höher auch den Alten der Bürger über dem Menschen stand, war ihnen menschlichen, das Recht der Völker göttlichen Ursprunges. Denn sie empfanden sehr tief eine heilige Scheu vor der schaffenden Natur und ihren wunderbaren Gebäuden im Animalischen. Sie konnten sich bei allem Stolz auf ihre politischen Vorrechte denoch jener Religion nicht entziehen, welche alles Lebendige aneinander knüpft und den Alten selbst gebot, die Culte fremder Gottheiten zu ehren, gleichsam als wäre Alles Gott, was die fromme Andacht dafür umfängt und als könnte jeder Begriff eine Allmacht haben, der von einem gläubigen Gefühle unterstützt wird. In den Sprüchen der alten Philosophie und in den poetischen Offenbarungen des Sophokles weht eine Sehnsucht nach Erlösung, die nicht empfunden werden konnte ohne die Schauer vor der Natur und ohne den Ekel an diesen gemachten und tyrannischen Thatsachen der Wirklichkeit, von welchen Dichter und Philosophen geknechtet waren. Am offensten aber sprachen die Römer diese Achtung vor Allem aus, was die Natur den Menschen gemeinsames gab: das göttliche Recht war eine wirksame Formel für die öffentliche Beredsamkeit, wie sie denn auch über Unverletzlichkeit der Gesandtschaften, über die Ursachen der Kriege, über die Bundesgenossenschaften, über Heiligkeit der Waffenstillstände, Friedensschlüsse und Verträge ernstere Ideen hatten, als die gemüthsflacheren und gewissenloseren Griechen.

Selbst das tyrannische Mittelalter konnte diese Begriffe vom Recht des Natürlichen und der Völker nicht in der Brust der Menschheit tilgen. Es gibt noch immer ein gewisses Fluidum einer ewigen Rechtsidee, welche, an kein menschliches Gesetz gebunden, überall ist, wo die Natur in ihren Anblicken, die Natur in ihrem nackten Kleide lehrt, was das Unvergängliche ist selbst nach tausend Herbsten und Wintern. Der Frühling kehrt immer wieder und der Gesang des Vogels; es wird ewig eine Weltgeben, die sich nicht religiös einfangen und politisch beherrschen läßt, eine ewige Garantie, daß die Natur etwas Anderes lehrt, als die Wirklichkeit. Und dies ist auch in den meisten Völkern so unzerstörbar, wie das Gewissen. Sie appelliren für alle ihre Handlungen, die das Urtheil herausfordern, an die Volksstimme der öffentlichen Meinung, welche für Gottes Stimme gilt. Ihre Manifeste werden sich immer auf das Ewige und Allen Gemeinsame berufen. Wer eine Insel entdeckt, läßt das Wappen seiner Nation auf einem Pfahle zurück. Das Meer ist nicht Eigenthum derer, die es bewohnen, sondern man sagt: es ist unser so weit der höchste Gipfel unserer Berge seinen Schatten wirft, oder so weit die Kugel trifft, welche man am Strande aus der Kanone abschießt. Kurz, man ahnet die heilige Grenze, welche die Natur der Usurpation stellt und wird auch bei Krieg oder Friedee niemals unterlassen, die öffentlichen Grundsätze zu beschwören.

Die Philosophie sollte diese Grundsätze aussprechen. Hugo Grotius hat es nicht gethan. Sein berühmtes Werk ist eine philologische Arbeit zur Jurisprudenz; auf die Stirn des Autors, als er es schrieb, warf die Sonne der Humanität keinen rosigen Abglanz. Erst Kant erhob sich über das Ge-

schichtliche zum Rechte, „das in uns wohnt". Sein Entwurf zum ewigen Frieden ist ein frommes Frühlingsopfer auf den Altar der Menschheit und selbst in seinen unhaltbaren Nebeln und Wolkenträumen steigt es empor zum Wohlgefallen Gottes. Kant, in die Ecke seines Museums gebannt, schwärmend über die Zukunft des Menschengeschlechts, ist ein rührender Anblick und doch stellte die Zeit schon manches von seinen Abstractionen zurecht. Unter dem Donner der Napoleonischen Kanonen ließ es sich über jene Weltweisheit lächeln, welche den Staaten Gesetze vorschreibt, Gesetze friedlicher Vermittelung; und doch wiederholt sich in der Geschichte immer wieder die Anschauung, welche Kant von der Politik gehabt zu haben scheint. Kant blickte auf Staaten, welche in sich abgestorben, den Krieg in der That mehr als eine Laune und als ein Spiel des Ehrgeizes, wie als Hülfsmittel trieben, um großartigen und weithistorischen Ideen die Geburt zu erleichtern. Kant sah die morschen verfaulten Monarchieen des achtzehnten Jahrhunderts, welche sich wechselsweise zu überlisten trachteten und das Gleichgewicht Europa's zu ihren Gunsten herunterzudrücken, welche Krieg führten einer Ode wegen, die darauf gemacht werden sollte, oder um eine Anleihe zu maskiren, die nur dazu diente, die Verlegenheiten des Fürsten zu decken. Konnte es einen größeru Widerspruch geben, als Friedrich der Große, um die Gunst der französischen Kritik buhlend und Frankreich selbst bekriegend? Es ist aber gewiß, daß sich Erscheinungen dieser Art immer wiederholen werden. Die Bildung wird nicht begreifen können, wie die Staaten im Widerspruche liegen, es wird Nacht und Stille immer wieder eintreten, um den Traum des ewigen Friedens träumen zu können. Der Entwurf von Kant ist

seit der Pazification Europa's wieder sehr anwendbar geworden. Wenn ihn auch nicht der Verfall der Staaten oder irgend eine Aehnlichkeit unsrer Zeit mit dem vorigen Jahrhunderte begünstigt, so begünstigt ihn die Scheu vor dem Kriege.

Eine Hauptidee Kant's, das Weltbürgerrecht, scheint sich auch für die Wissenschaft wenigstens entschieden bethätigen zu wollen. Die Praxis kann nicht zurückbleiben. Denn der Begriff der Hospitalität, auf welchen Kant ein kosmopolitisches Recht baut, liegt in der menschlichen Natur und spricht sich überall in der Sehnsucht aus, endlich das Fremdenrecht einer Revision zu unterwerfen, an welcher ganz Europa Antheil nehmen sollte. Wir haben zwar das barbarische droit d'aubaine, das Recht eines Staates, jeden in seinem Umfange das Zeitliche segnenden Fremden zu beerben, mit der französischen Revolution verschwinden sehen, aber wie viele Bestimmungen gibt es noch, welche über das Strandrecht und dergleichen Unrecht hinausliegen und die Nationen freundlicher aneinander ketten dürften! Ich bedauere in dieser Rücksicht, daß die Schriften des Herrn Zachariä eben so wenig europäische Physiognomie tragen, wie die des Herrn Klüber. Denn meines Wissens ist Herr Zachariä der einzige deutsche Publicist, welcher die Kosmopolitik Kant's in ein wissenschaftliches System gebracht hat. Herr Zachariä scheute sich nicht, den sehr weisen und übergenialen neueren Rechtstheorieen gegenüber, eine alte, trockene und solide Kantische Idee zu entwickeln und der Menschheit etwas zu erhalten, woran sie mehr Freude hat, als an dem Dogma von den naturwüchsigen Staaten. Nur ist es, wie ich schon sagte, ein Unglück, daß sich Herr Zachariä von dem Kantischen Ausdrucke nicht befreien konnte, daß seine Schriften an einer bis in's Abschrek-

kende übertriebenen Definitionsmanie leiden und das Lebendige, Practische und Anregende unter seiner Hand zu eitel Paragraphen und Formeln wird. Herr Zachariä hat Geschmack, namentlich für das Originelle, Antithetische und Blizzende in den Meinungen der Franzosen und Engländer, Herr Zachariä kostet die Vortrefflichkeit des fremden Styles mit einer ästhetischen Gourmandise, welche an deutschen Professoren selten anzutreffen ist; aber er bleibt selbst so sehr hinter seinen Mustern zurück, seine Darstellung ist so monoton, pedantisch und deutsch, daß man es tief beklagen muß, wie dieser helle und denkende Kopf für die Nation keine größere Wirksamkeit bekommen mußte. Die Kosmopolitik Kant's liegt in seinen Schriften wie begraben.

Ich glaube, meinen Gegenstand nicht würdiger abhandeln zu können, als wenn ich das Andenken eines großen Geistes ehre. Ich will von dem Kantischen Buche: Zum ewigen Frieden eine kurze Analyse geben, sollte es auch nur sein, um einen Andern sagen zu lassen, was, käme es aus meinem Munde, weniger Gewicht hätte, oder wohl gar bedenklich wäre.

Kant gibt zuerst die Präliminarartikel seines ewigen Friedens, welche darin bestehen, daß kein Friedensschluß für einen solchen gelten solle, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden, daß sich Staaten weder erben, noch tauschen, kaufen oder schenken ließen, daß die stehenden Heere eingehen müßten, daß man für den Krieg keine Staatsschulden mehr machen dürfe, daß sich kein Staat in die Verfassung oder Regierung eines andern gewaltsam einmische und daß sich zwei feindlich korrespondirende Staaten nimmermehr darauf einließen, dasjenige,

was diesseits und jenseits ehrlos wäre, diesseits darum an das Ruder zu bringen, weil es dem Jenseitigen Schaden bringen könne; denn ich glaube, anders ist die Bitte Kant's wohl nicht zu verstehen, daß man doch keinen Meuchelmördern, Giftmischern oder Spionen im Staate eine Anstellung geben möchte!

Der ewige Friede ist eine Aufgabe und durch Lösung derselben erst ein Zustand. Noch weniger ist der ewige Friede eine Rückkehr zur Natur. Denn die Natur in menschlichen Beziehungen ist der Krieg. Daraus folgt, daß der ewige Friede ein Produkt der Vernunft und ein Ziel der Civilisation ist, daß er eben so wenig Chimäre ist, wie alles, was die Menschen durch den Gebrauch ihres Verstandes und Herzens erreichen können. Zweck der Geschichte ist demnach, Kant zufolge, die Stiftung des ewigen Friedens. Der Philosoph entwirft die Definitivartikel desselben, von denen der erste heißt, daß in jedem Staate die bürgerliche Verfassung republikanisch sein soll. Kant sagt, daß die republikanische Verfassung diejenige wäre, welche sich aus den Principien der Freiheit, der Abhängigkeit vom Gesetze und der Gleichheit von selbst ergäbe. Er verwirft mit wenigen Worten den Adel und setzt darauf hinzu: „In einer Verfassung, wo der Unterthan nicht Staatsbürger ist, ist es die unbedenklichste Sache von der Welt (weil das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigenthümer ist, und es an seinen Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten u. s. w. durch den Krieg nicht das Mindeste einbüßt), den Krieg wie eine Art von Lustpartie aus unbedeutenden Ursachen zu beschließen und der Anständigkeit wegen dem dazu allezeit fertigen diplomatischen Corps die Rechtfertigung desselben gleichgültig zu

überlassen." Man mißverstehe Kant nicht! Er will die Monarchie nicht ausschließen; er will nur von dem Principe, nicht der Form der Regierung sprechen. Kant wird immer die Monarchie der Demokratie vorziehen. Doch glaubt er, darauf bestehen zu müssen, daß den Völkern am Principe mehr, wie an der Form, an der Methode mehr, wie am Ceremoniel liegt. Methode ist ihm aber nicht Verwaltung; denn sonst müßte er den bekannten Spruch Pope's über die beste Staatsform unterschreiben, einen Spruch, den er grundfalsch nennt, wenn Pope sich hätte einbilden können, daß selbst die beste Manier des Gouvernements jemals den Völkern eine Verfassung ersetzen würde. Auf einen Titus kann immer ein Domitian, auf einen Marc Aurel immer ein Commodus folgen.

Kant gibt hierauf den zweiten Definitivartikel seines ewigen Friedens, der in einem Föderalismus freier Staaten bestehen soll. Ein Friedensbund, der nicht auf den Erwerb irgend einer Macht, sondern lediglich auf Erhaltung und Sicherung der Freiheit eines Staates für sich und die Andern ausginge, müßte alle Kriege beendigen. Wenn Kant der reinen Vernunft folgte, so meint er, könne es keine andere Art aus dem gesetzlosen, lauter Krieg enthaltenden Zustande herauszukommen, geben, als daß die Staaten ihre gesetzlose Freiheit aufgeben, sich zu öffentlichen Zwangsgesetzen bequemen und so einen Völkerstaat, der zuletzt in sich alle Völker der Erde aufnähme, bilden. Dies wäre die Weltrepublik, ein Ideal der Philosophie, das sich nie verwirklichen wird. Deßhalb sagt Kant, könnten nur negative Mittel helfen, abwehrende, und diese bilden die Idee eines Bundes. Wenn es in der Tendenz der Geschichte liegt, die reine Ver-

ehrung Gottes, dieses höchsten Begriffes der praktischen Vernunft, herzustellen, so muß der Krieg aufhören, bei welchem die Völker immer gewohnt sind, an Gott zu appelliren. Die Dankfeste über erfochtene Siege, die Hymnen an den Herrn der Heerschaaren (welches Kant eine gut israelitische Bezeichnung nennt) stehen mit der Idee Gottes im grellsten Contraste.

Drittens stipulirt der Philosoph, daß das Weltbürgerrecht auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein soll, woraus sich die großartigsten Reformen im merkantilischen, industriellen und selbst schon im zufälligen Verkehre der Völker ergeben würden. Es ist eine bescheidene Forderung und beweist, wie wenig Kant Chimärisches und Weitausgreifendes sich unter seiner allgemeinen und ewigen Pazification vorstellte. Kant braucht hier die schöne Wendung, daß er von dem „ungeschriebenen Codex des öffentlichen Menschenrechts" spreche.

Was garantirt aber diese Artikel? Die Natur: denn sie wollte provisorisch und hat veranstaltet, daß die Menschen in allen Erdstrichen leben können; sie hat die Menschen in die unwirthbarsten Gegenden getrieben, um sie zu bevölkern; sie hat sie endlich hierdurch genöthigt, in mehr oder weniger gesetzliche Verhältnisse zu treten. Wenn die Menschen gewohnt sind, ihre zerstörenden Kräfte gegen einander zu brauchen, so haben sie auch das Interesse, sie wechselweise abzustumpfen und sich, obgleich unwillig, zu Bürgerpflichten zu zwingen. Die Republik, sagt Kant, ist eine Staatsverfassung für Engel genannt worden: nein, entgegnet er, sie ist die passendste *selbst* für Teufel. Die Natur *will*, daß das Recht, nämlich das Uebereinkommen siege. Sie wird auch

immer den Föderalismus (nicht die Verschmelzung) begünstigen (weil diese, wenn nicht durch Religionen, doch durch Sprache gehindert wird). Zuletzt ist Handelsgeist und alles, was die menschliche Existenz betrifft, Organ der Natur und weist auf einen Zustand der Völker hin, der zwar immer den Eigennutz, aber ungern die öffentliche Fehde begünstigt. Kant legt in dieser Ausführung ein großes Gewicht auf den Ausdruck Natur und verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß man ihm nicht etwa die Vorsehung dafür unterschiebe. Die Vorsehung gehört in den Anfang der Welt, aber nicht in den Lauf der Geschichte; denn sie bringt uns sowohl um die Zurechnung, wie um alle Principien, den historischen Effect zu beurtheilen. Ueberall in der Geschichte den göttlichen Concursus zu sehen, ist eben so widersinnig, als wenn man sagte, dieser Kranke ist zunächst durch den Arzt, im Uebrigen durch Gott genesen. Diese Redensart hat immer nur Sinn, wenn man sagt, Gott schuf den Arzt und gab ihm Verstand, seine Kunst zu erlernen. Gott bei jedem Pulver, das dem Kranken eingerührt wird, mit einzurühren, bringt uns zuletzt um alle Standpunkte der gesunden Beurtheilung.

Kant reihet an diese Ausführung Betrachtungen über das Verhältniß der Moral zur Politik und sondert den moralischen Politiker sehr aufrichtig und tüchtig von dem politischen Moralisten ab. Als die Maximen des letzten bezeichnet er die drei alten Klugheitsregeln: handle erst und entschuldige dann! Was du thatest, läugne! Theile und herrsche! Der Triumph der Moral bei diesen Sätzen ist die Schlangenwendung, ist die Furcht vor dem, was unläugbar ist und der Schein der Gerechtigkeit, den sich das Unrecht zu geben sucht. Hieraus folgert Kant die transcendentale Formel des öffentlichen

Rechtes: daß jede Handlung ungerecht ist, deren Maxime sich nicht mit der Publicität verträgt. Kant nimmt also die Publicität als das öffentliche Gewissen, als den kategorischen Imperativ der Geschichte. Seine Folgerungen aus diesem Satze sind nicht verbindlich genug; denn was schützt hier vor der dreisten Stirn, mit der sich alles, selbst das Ungerechteste, zur Oeffentlichkeit drängt! Die Kunst der politischen Sprache, die wohlrednerische Publicistik unserer Zeit, konnte der Philosoph des schlechtesten Styles nicht ahnen, Pütter und Schlözer konnten ihm schwerlich einen Begriff von diesen Manifesten beibringen, welche in unsern Tagen die Armeen und die Cabinette verfaßt haben. Für unsre Zeit scheint nichts so gebrechlich zu sein, dem sich durch die Sprache nicht wieder aufhelfen ließe. Die Consequenzen, welche Kant aus seinem Grundsatze der Publizität ziehet, schweben in der Luft und ich weiß nicht mehr, von welcher Seite ich einen Grundsatz, wie den folgenden, ansehen kann: „Alle Maximen, die um ihren Zweck nicht zu verfehlen, der Publizität *bedürfen*, stimmen mit Recht und Politik vereinigt zusammen." Hier scheint es, daß Kant nach einer Brücke suchte, um sich aus seinen Alpenregionen wieder in die irdischen Thäler zurückzufinden.

Nur des „geheimen Artikels" zum ewigen Frieden erwähn' ich noch, obgleich ein Geheimniß öffentlichem Rechte widerspricht. Kant will, daß die zum Krieg gerüsteten Staaten über die Möglichkeit des Friedens immer erst die Maximen der Philosophen zu Rathe ziehen sollen. Kant dachte hierbei gewiß nicht an eine besondere Bevorzugung seiner Wissenschaft oder wie ein junger Philosoph des Tages von ihr und sich gesagt hat, seiner *Profession*, sondern ihm

schwebte entweder nur sein Ideal vor oder eine Nachfolge auf dem philosophischen Katheder, welche nicht zu Hofe ging oder den Satz aufstellte, daß das Himmlische erst am Staate seine Wahrheit fände. Diejenigen, welche Kant Philosophen nannte, mögen demnach jene einzelnen aufgeklärten Köpfe sein, welche sich zwar noch nicht zu Phalangen, oder wie Kant sagte, zu einer Propaganda schaarten, die aber zerstreut hier und dort gesäet, unter sich ohne es zu wissen eine geschlossene Kette bilden, welche Studium der Geschichte, Achtung vor Menschenwerth und der Genius des Jahrhunderts zusammenhält. Diese Männer wird Niemand berufen und sie fragen; aber der Verkehr zwischen ihnen und den Machthabern ist dennoch unsichtbar vorhanden. Man siehet Schriftzüge an der Wand, ohne den Griffel, der sie zeichnet.

---

Selbst auf die Gefahr hin, mein Thema nur zu verdächtigen, kann ich doch nicht verschweigen, daß auch — Rousseau über den ewigen Frieden geschrieben hat. Wo es etwas zu träumen giebt, wird Rousseau nicht fehlen. Sein Project zum ewigen Frieden übertrifft die Entwickelung Kants zwar nicht an Schärfe der Distinctionen, wohl aber an Enthusiasmus und Schmelz der Darstellung. Rousseau dehnt die Garantie dieses Ideals, welche Kant in der Natur findet, noch weiter aus, indem er das Natürliche genauer bestimmt. Er entwickelt die Tendenzen der europäischen Cultur, die Resultate der modernen Civilisation und legt dabei einen besonders scharfen Accent auf das Christenthum, welches eine Religion der Versöhnung und des Friedens wäre. Auch für uns're modernen Theorieen, welch mit dem alten Axiom: Krieg ist der Vater aller Dinge, die Nationen beglücken wollen und

die nur in der Rivalität derselben den poetischen Hebel ihres Flores sehen, hat Rousseau eine Antwort bereit, wenn er sagt, daß die Tapferkeit und die physische Entwickelung Europa's niemals ausbleiben würde: denn entweder wäre sie immer da, wenn die europäische Republik sich an ihren Grenzen vertheidigen müßte, oder wäre die Republik sicher, so bedürften wir jener physischen Ausbildung nicht. Doch was konnte Rousseau auszurichten glauben? Sein Project wurde schon in dem Journale, wo es erscheinen sollte, von der Censur unterdrückt und er schließt mit dem sarkastischen Ausspruche: „Ach, ich weiß, es ist auch eine Narrheit, unter hundert Narren der einzige Weise sein zu wollen!"

---

Dennoch gibt es Ideen, welche man lehren soll, selbst wenn ihre Ausführung unwahrscheinlich ist. Wem zu Liebe läßt sich denn der ewige Friede, das heißt, die allgemeine Herrschaft der Vernunft bestreiten? Der rohen Natürlichkeit und einer Interessenpolitik zu Liebe, welche seit fünfzig Jahren schon vom Liberalismus bekämpft wird. Jeder Sieg der Aufklärung, der in kleinen Bereichen gefeiert wird, widerlegt die Vorurtheile des Nationalhasses. Und sollte in der That das große philadelphische Fest der Nationen ein Traum sein, so wird es uns besser stehen, auf die Einheit, als auf die Sonderung zu zielen. Zuletzt, ist der ewige Friede keine Thatsache, dann muß er eine Tendenz werden.

## VIII.

## Die Uebergangszeiten.

Das nächste Kapitel wird den Revolutionen gewidmet sein: dieses spricht von dem, was ihnen voranzugehen pflegt. In der Geschichte sind einige Perioden, welche nur transitorischen Charakter tragen, aber reichen Stoff zu den mannichfachsten Erfahrungen darbieten. Die Uebergangszeiten suchen den straff angezogenen Zügel der Begebenheiten zu sprengen. Sie entschlüpfen allmälig jener stätigen Kategorie der Zeit und fliehen in abgelegene, beinah nur räumliche Existenzen, wo man fast in den Stand gesetzt wird, den Menschen außerhalb der Geschichte zu beobachten. Die Menschen drücken die Geschichte zurück, wie auf einer Wanderung durch's Gebüsch die Zweige, „die ihnen in's Gesicht schlagen." Sie fliehen wie vor dem Ungestüm eines seine Ufer übertretenden Stromes und bergen sich in die Schlupfwinkel ihrer Tugend oder auch nur ihres Characters. Die Uebergangszeiten sind die schärfsten Prüfsteine des historischen Menschen und werden immer beweisen, wie entgegengesetzt der Lärm von Begebenheiten, die nichts entscheiden, denjenigen Thatsachen ist, welche

zur Bestimmung des Menschengeschlechts die allernächste Stellung zu haben scheinen.

In allen Uebergangszeiten wird zunächst die Atmosphäre, in welcher die Individuen höherer Begabung sich noch zu athmen getrauen, von der Wirklichkeit abweichen. Das Ideal breitet seine goldnen Flügel über die beängstigten Zeitgenossen und man blickt nur noch in die Außenwelt durch den transparenten Flor poetischer oder philosophischer Illusionen. Alles was der Tag bietet, wird den Zeitgenossen das Fremdeste. Ihr Leben wird Traum, ihr Tod Erwachen. Ein geheimnißvolles unsichtbares Band legt sich um die Geister. Man ist eines gleichen Lebens inne worden und geht doch stumm, mit gesenktem Blicke an sich vorüber. Die Zeit an sich ist unerträglich; aber der Trost liegt in einer fingirten neuen Welt, deren stilles Athmen dem Lebenspuls noch einige Wärme giebt.

Rom's Größe sank; aber auf ihren Trümmern wehte eine Welt, die ich nicht die neue nennen möchte, weil sie kein Moment spätrer Ereignisse wurde und ich diesmal das Christenthum darunter nicht verstehe, sondern eine letzte Erinnerung des Alterthums, heiliger und verklärter Art, wie es Leichen giebt, welche phosphoresziren. Unabhängig vom Christenthume hatte die Heidenwelt kurz vor ihrem Ende ein tiefsinniges Schauen und Ahnen ergriffen, das ihnen Trost in den grausamen Ordnungen des Tages gewährte. Von Marc Aurel bis auf Julian war der Stoicismus eine heilige weltüberwindende Offenbarung geworden, so daß selbst die alte Welt im Schmerze eine Süßigkeit empfand. Reinigungen und Weihen fingen an, statt der seltener werdenden Opfer das religiöse Bedürfniß auszudrücken. Ja selbst Enthusias-

mus ergriff die Gefühle, löste die Zunge zur Weissagung und heiligte die Hand zum Wunderthun. Die alten Mysterien entdeckten sich dem Neoplatonismus und eine magnetische Exspiration der Seelen gab hier und dorthin Schläge, man wußte nicht von wessen Hand sie kamen.

Wie das Mittelalter sich erhellte, fehlte Aehnliches nicht. Die Zeitgenossen lebten in Welten, die außerhalb der Erscheinung lagen. Auf der einen Seite die weltliche Religion des wiederaufwachenden Alterthums, welche olympische Kränze um die Stirne der Gelehrsamkeit wand und von einer Entzückung begleitet war, die die Jünger dieses Glaubens verleitete, statt zu Gott, zum größten und besten Jupiter, statt zum Papste, zum Pontifex Maximus zu beten: auf der andern Seite die Mystik im Christenthume, das Lauschen auf die heimlichen Offenbarungen Gottes im Stein, in der Pflanze oder, wie der Pietismus wollte, in den Thatsachen des Gemüthes; und zwischen beiden wiederum das Band des Neoplatonismus, beschrieben mit den Characteren des Thierkreises, — welch' ein Träumen! Wußten die Bannerträger der geistlichen und weltlichen Herrschaft, welche wunderbare Welt ihre Fäden in die politischen Vorgänge verflocht und woher der Trost kam, der z. B. Savonarola zur Flamme des Scheiterhaufens lächeln machte?

Und um des Deutlichsten zu erwähnen, so hat auch das achtzehnte Jahrhundert, der Uebergang der neuen Zeit, die Geschichte und die Menschheit scharf gesondert, da die Interessen der einen vor denen der andern erröthen mußten. Die philosophische Speculation trug den Genius über die morschen Trümmer der Zeit hinweg und wem die Combination versagte, dem lieh der eigenthümliche antike und

schwärmerische Charakter der Poesie jener Zeit Flügel, um eine Wirklichkeit zu verlassen, die eben so unredlich wie unschön war. Ja, es fehlte nichts, was alle Uebergangszeiten charakterisirt, selbst das Geheimniß nicht, der Mesmerismus, Lavater's Pietismus, die Physiognomik und die Schädellehre.

Diese beiden letzten Wissenschaften namentlich bezeichnen etwas Wesentliches für die Zeiten des Ueberganges; denn die Uebergangszeiten sind diejenigen, welche die eigenthümlichsten Charaktere entwickeln. Wenn die Institutionen sinken, wenn die Masse in einem wirren und besinnungslosen Strudel fortgerissen wird, wenn die Gesetze für den Entschluß des Edeln nichts Gebieterisches mehr haben, woran hält der Edle sich? Die Geschichte jener Zeiten lehrt, eine wie schwere Kunst es wurde, so zu leben, daß man die Gefahren vermied, ohne die Achtung vor sich selbst zu verlieren. Auf einem kleinen Brette schiffte man über den stürmischen Ozean. Ja oft war es überall unmöglich, mit Würde zu leben, so daß es keine größere That gab, als den Tod. Diese schwere Kunst und wie viele an ihr gestrauchelt, lehren die Zeiten, die Tacitus beschrieb. Der Untergang des römischen Reiches ist eine Fundgrube dramatischer Studien.*) Nicht, daß die Dichtkunst ihre Stoffe aus ihr entlehnen sollte; eben die Aehnlichkeit der Verläufe ist hinderlich und die Staffagen sind selten erquicklich; aber für die Anatomie der Charaktere wüßt' ich kein besseres Theater, als worauf jene Zeit die unglücklichen Cadaver lieferte. Die Individuen schöpften alle aus sich selbst. Sie bauten sich wie Tempel ihres eignen Ruhmes auf, sie meißelten und feilten an sich herum mit

*) Eine solche ist des Verfassers Nero (Band I.)

einem Selbstbewußtsein, das Mitleid erregt, da die Zeit nichts, gar nichts für sie that. Schatten und Licht war berechnet, von jeder Bewegung der Hand wußten sie, wohin der Schatten fiel, die ganze Athmosphäre ihrer Existenz war künstlerisch und mit ernstem Schweiße belegt. Sie mußten den Eindruck jedes ihrer Worte berechnen und in ihr Stillschweigen sogar noch größere Vorsicht legen, als in ihre Rede. Denn die feindselige Zeit warf ihnen oft weniger vor, was sie thaten, als was sie zu thun unterließen. So lag allen ihren Bewegungen ein mathematisches Gesetz zum Grunde, wo ein Druck von dieser und ein Gegendruck von jener Seite die Wirkung immer auf einen dritten Ort hinschleuderte, wo der Verdacht umgangen und die Nachstellung stillschweigend entwaffnet werden mußte. Und wessen Benehmen nicht die Furcht regelte, den meißelte der Stolz aus dem groben Steine der Masse. Jene Zeit schuf, nicht durch ihre Kraft, sondern durch ihre Schwäche, starke Individuen, welche den Dunstkreis, der sie umgab, mit eignen Schöpfungen bevölkerten, welche ihre Phantasie über die Erde wie ein Zelt ausspannten und die kühnen Strahlen ihres Auges zur Sonne einer selbstgeschaffenen Welt sandten. Sie beschworen einen Glauben, der nicht mehr war und riefen Götter aus Gräbern auf, in welche diese sich zum ewigen Schlummer gelegt hatten. Julian gab den stummen Marmorstatuen Griechenlands wieder Sprache, Leben und Gottheit, so daß sie aus dem Epheu der Vergessenheit, der sie umrankte, eine Weile lächelten, daß der Satyr sein kluges Ohr spitzte, und deutlich jene Flöte klang, auf welcher Apoll den Marsyas besiegte. Julian ist der milde Abendstern des römischen Reiches, ein Charakter, erhaben und rührend noch bis auf die letzte Thräne, die er

in der Wüste, seines eignen Sterbens vergessend, um den Tod eines Waffenfreundes weinte!

Ich hänge mit Andacht solchen Erscheinungen nach, weil sie Glorie und Triumph der Menschheit sind und das Schönste an der Geschichte. Euer Handeln im Strom der Geschichte ist fast immer nur der Despotismus der Umstände. Was Ihr große Thaten zu nennen gewohnt seit, das ist selten mehr, als Facit vorangegangener Rüstungen. Fast alle sogenannten historischen Helden müssen ihren Ruhm mit Paladinen, welche einen Kranz um sie bilden, theilen; ihr Schatten fällt niemals weit über die Erde, sondern Kriegsgefährten und Minister fangen ihn auf. Göttlicher, weil menschlicher, sind jene Charakterimprovisationen, welche in der Zeit und im Raume einsam stehen und die man sinnend betrachtet und umgehet, wie ein Denkmal, das eben so sehr auf unsere Phantasie, wie auf unsere Nacheiferung wirken soll.

An diese Beweise, daß die Uebergangszeiten den Menschen vom Despotismus der Geschichte erlösen und dennoch Größeres erzeugen, als die straffangezogene Geschichte selbst, schließe sich noch eine Bemerkung politischer Art!

Es ist den in Rede stehenden Zeitläuften eigenthümlich, daß sich in ihnen die Mittelglieder der Gesellschaft auflösen und sich alle socialen Dimensionen in zwei große Parallelismen trennen: höchste Gewalt und Volk. Die Erfahrung von Augustus an bis Ludwig XIV. bestätigt diesen Satz. Der Despotismus reißt die Hebel der Geschichte fast alle an sich und diejenigen, welche etwa noch zurückbleiben, gibt er willig den Massen preis. Die Aristokratie ist in den Uebergangszeiten immer erdrückt worden. Welches war die Politik der ersten römischen Imperatoren? Jene

vornehmen Geschlechter zu demüthigen und auszurotten, welche seit länger als hundert Jahren den römischen Staat als eine Domäne ihres Ehrgeizes betrachtet und alle Institutionen desselben ihren patrizischen Rivalitäten geopfert hatten. Das Volk war schnell zur Hand, den Despotismus in dieser Tactik zu unterstützen. Dieser versteckte Kampf war sogar für die Moralität der Römer während der Kaiserzeit ein erfreulicher Hebel, der die Masse edler machte. Denn es ist durchaus nicht erwiesen, daß der römische Pöbel nach August den republikanischen an Demoralisation übertroffen hätte. Im Gegentheil stieg sein innerer Gehalt und sprach sich oft in einer Freimüthigkeit aus, welche für jene Zeiten Erstaunen erregt. Die Geschichtschreiber haben ausdrücklich jene Mißbilligungen aufbewahrt, welche sich das römische Volk zu verschiedenen Zeiten gegen die Tyrannen erlaubte. So werden die öffentlichen Unglücksfälle eine heilende Rückwirkung auf die Masse und die schlechtesten Zeiten mußten dazu dienen, die Empfindungen der Nationen zu regeneriren.

Ebenso schnitt auch das sinkende Mittelalter ziemlich die Mittelglieder weg, welche das Höchste und Tiefste auseinanderhalten. Die Autorität arrondirte sich in den Trümmern des Feudalismus freilich zur absoluten Monarchie, aber auch die Nationen rissen einen Theil der Verlassenschaft an sich und integrirten sich durch die allgemeine Zulassung Aller an die Quelle der Bildung und Aufklärung. Die unterste Existenz nimmt eine breite und solide Basis, der Bürgerstand pflanzt die Fahne der Unerschrockenheit auf, die Privilegien werden zerrissen, die Bastille fällt und die Revolution springt mit fliegendem Haar auf einen Tisch, von dem sie ihre rhetorischen Blitze auf die schnell entzündeten Gemüther wirft.

## IX.

## Die Revolution.

---

Wenn die Menschheit zuweilen ihre Brust lüften soll, wenn in den Revolutionen dieselbe Nothwendigkeit liegt, wie in krankhaften Reactionen des thierischen Körpers gegen das Krankhafte; so möchte diese Meinung schwerlich etwas Anderes seyn, als ein Hülfssatz für jene Geschichtsansicht, welche wir nicht theilen. Die Teleologie betrachtet die Geschichte als die Lösung eines Problems, genannt Mensch, und nimmt ebenso die Verirrungen ihres Gegenstandes in Schutz, wie natürlich die Hülfsmittel, welche jene wieder in das Gleis der pädagogischen Ordnung zurückführen. Hier ist der Mensch zuerst ein Kind, dann ein Jüngling, ein Mann, er stürzt seinen Leidenschaften nach, fiebert, leidet am Durchbruch des letzten Weisheitszahns, das Blut entzündet sich in irgend einem Theile und die Revolution tritt als Bader zu ihm heran um die Ader zu schlagen. Man weiß, daß die Physiologie einen Theil der Pädagogik bildet und hier ist eine Anwendung derselben.

Ich glaube aber, die Revolutionen haben eben so wenig wie die Kriege eine absolute Nothwendigkeit; sie werden im-

mer auf etwas zurückkommen, was menschlicher Entschuldigung bedarf, auf eine Uebereilung, am öftersten aber auf Despotismus, Gewalt, miserable Existenz, kurz auf Zustände, welche nicht länger zu ertragen waren. Keine Revolution darf sich dem moralischen Gesichtspunkte entziehen; es wird immer eine Verantwortlichkeit geben, welche bei ihnen auf eine freie Willenskraft fällt, auf eine Handlung, welche fast immer Verschuldung und Veranlassung in diesem Falle ist. Man will sogar die französische Revolution außer aller Zurechnung stellen. Man will nur Begriffe, nur dunkle Energieen der Schicksalsnothwendigkeit sehen, welche jenes schaudervolle Drama tragirten, man betrachtet die eine, wie die andere Partei als Schauspieler, welche eine vom Weltgeist einstudirte Rolle vortragen, als Marionetten, die von einer unsichtbaren Hand am Drathe des Begriffes wären gelenkt worden. Welche Gesichtspunkte bleiben hier übrig? Wie weit war Ludwig XVI. schuldig, daß er sein Haupt verwirkte, wie weit Robespierre, der es ihm abschlug? Wenn es eine zwingende Nothwendigkeit in der französischen Revolution gab, so war es nur die des Augenblickes. Diese trat nach dem Bilde des Horaz, mit Nägeln, Klammern und flüssigem Blei nicht an die Menschen, sondern an das, was sie thun mußten, heran und schlug blutige Gesetze an die Straßenecken. Das geronnene Blut war der Augenblick und die Nothwendigkeit desselben die, auf ihm nicht auszugleiten. Woran sich halten? Wie es vermeiden, daß man kein Opfer wird? Nicht anders, als daß man selbst Opfer macht, daß man heute das thut, was man morgen hätte leiden müssen. Die Noth des Augenblicks, nicht aber der Weltgeist entschuldigt die gräßlichen Thaten der französischen Revolution. Die

Menschen mußten über eine und dieselbe schmale Brücke, mußten es zu gleicher Zeit, und wehe dem, der an den Rand gedrängt wurde! Aber das war die Nothwendigkeit, die im Einzelnen, nicht im Ganzen lag.

Alle Revolutionen lassen sich unter einen moralischen und einen politischen Gesichtspunkt bringen. Dieser schließt jenen oftmals aus; aber der erstere ist niemals ohne den letzteren. Denn dasjenige, was man unter dem Namen einer moralischen Revolution, wenn auch nicht empfehlen, doch für weniger gefährlich ausgeben möchte, wird sich schwerlich, gleichviel, ob es aus den reinsten Triebfedern entsprungen ist, auf die Länge ohne Gewaltthat erhalten. Alle Religionsstiftungen waren moralische Revolutionen und keine nahm einen friedfertigen Gang: selbst die Reformation hatte ihre Märtyrer, ihre Excesse und zuletzt die Consequenz eines dreißigjährigen Vernichtungskrieges. Man kann die Ideen nicht potenziren, ohne die bestehende Wirklichkeit herabzudrücken. Man kann die Menschen nicht edler, strebender, selbst sittlicher machen, ohne daß sie anfangen, sich und ihre Lage zu beurtheilen und dasjenige, was sie äußerlich umgibt, mit dem, was sie innerlich hebt, in Einklang zu bringen. Wenn die gesteigerte Bildung auch nicht immer den Wunsch erzeugt, das Leben ihr nachzuziehen und conform zu machen, so verliert das Leben doch, wo es positiv ist, an seinem Werthe; eine Gleichgültigkeit über das, was die Wirklichkeit bieten kann, bemächtigt sich der Gemüther und der geringe Schmerz, etwas Altes zu verlieren, ist immer schon ein Schritt zu dem Wunsche, etwas Neues zu gewinnen.

Die moralischen Revolutionen haben ihre Gesetze wie die politischen; nur daß diese sich mehr im Verlaufe, jene mehr

im Beginne aussprechen. Welches ist eine moralische Revolution? Eine Aenderung der herrschenden Denkweise; aber sie ergibt sich nicht von selbst. Sie muß ihren Impuls, sie wird ihre Maximen haben. Den Impuls gibt das Genie, oft blos die Ueberzeugung, noch öfter das Genie des Irrthums, d. h. die Schwärmerei. Hier lehrt die Geschichte einen unumstößlichen Satz, dem der größte französische Demagog, Mirabeau, eine Weihe gegeben hat, daß man ohne die Menschen auch in den Dingen nicht reüssirt. Denn werft eine Idee hin! Ritzt Euch die Haut auf, welche Euer Herz verhüllt! Thut etwas, das groß ist, oder lehrt etwas, wovor selbst der Himmel erschrickt — Ihr werdet einsam stehen mit Eurer Idee, Euerm pulsirenden Herzen, Eurer großen That, Eurer titanischen Lehre, wenn Ihr an die Menschen nicht gedacht habt! Wie zahllose Ideen sind so hingeworfen über Nacht, wie man ein Findelkind an eines Vornehmen Thüre aussetzt, und verschwanden dann, stumm, vielleicht ein wenig schreiend in einer Pension, wohin man den Wurm zur Pflege gibt und wo es bald stirbt, weil es keine Mutter hat! Man kann nicht für alle Theorieen, die jetzt nur noch in der Wissenschaft eine Stelle haben, annehmen, daß ihre Urheber ihnen die practische Anwendbarkeit absprachen: alte und neue Philosophen geizten nach einer Berücksichtigung des Publikums und stellten selbst ihr Utopien, den atlantischen Traum eines englischen Kanzlers, nicht hin, ohne die Hoffnung, daß die Erfahrung etwas davon zu ihrem Nutzen verwenden möchte. Aber die Menschen hatten ihre Interessen, die Alten gingen ihrem Gewerbe, die Jungen ihrem Ehrgeize und ihren Liebeshändeln nach, und der Zündstoff — verblitzte.

Keine moralische Revolution gelingt ohne einen gewissen Aufwand von Demagogie. Luther fühlte dies wohl und zog ein Interesse in seine Ideen; er hatte die Fürsten durch die Säcularisationen bald gewonnen. Die Geschichte zeigt auch umgekehrte Erscheinungen, daß nämlich die Interessen sich der Idee bedienen. Den Kreuzzügen lag eine papistische Intrigue zum Grunde und dasjenige, was zu ihrer Ausführung dienen mußte, war der Fanatismus einer Idee. Ueber die Menschheit selbst sind die Menschen am wenigsten beunruhigt. Auf Kosten ihrer Interessen thun sie für die Humanität nicht viel. Sie werden niemals glauben, daß der Menschheit etwas nützen kann, was ihnen selbst Schaden bringt. Mein Stück Acker, meine neue Gartenanlage, die letzten hundert Thaler, die mir noch zu einer Million fehlen — ich wüßte nicht, was die Weltgeschichte oder die Philosophie oder deine moralische Revolution dagegen einzuwenden hat! So lautete das Raisonnement aller Zeiten.

Der Demagog verschweigt sich hierüber nichts. Er weiß daß man zuerst an die Bedürfnisse anknüpfen und daß, wenn sie nicht vorhanden sind, man sie schaffen muß. Der Mangel wirklicher Interessen läßt sich durch die Schöpfung künstlicher ersetzen. Gleichviel, ob die Uebel da sind oder affectirt werden, der Demagog braucht sie als den Vogelleim seiner Ideen, die sich von selbst nicht befestigen. Muhamed hüllte seine Offenbarungen in bestimmte Tendenzen und Vorstellungen seines Volkes. In drei Jahren hatte Muhamed, als er nur noch Prophet sein wollte, vierzehn Anhänger. Das war schmerzhaft! Eine Religion von vierzehn Bekennern! Muhamed gewann erst, als sein Leben historisch wurde und er die Feindseligkeiten der arabischen Häuptlingsfamilien für seine

Interessen benutzte. Dasjenige ferner, was an der französischen Revolution moralisch war, hätte schon dreißig Jahre vor ihrem Beginne ausbrechen können. Die Menschen und die Ideen waren reif; aber die Gegenwirkungen waren noch nicht ganz abgenutzt; die Interessen hatten sich noch nicht erschöpft. Der neue Sauerteig der Menschenrechte wurde erst verzehrt, nachdem man den Hungernden veritables Weizenbrod mit ihm gebacken hatte.

In allen Revolutionen gehen die Menschen auf dem Kothurn. Sie erheben sich über ihre eigene Gestalt, sie haben ein Maß, das über die Länge ihres Körpers hinausreicht. Denn gleichviel, ob das Interesse die Kohlen hergab, welche die Idee schüren konnte, oder ob der Gedanke in die Masse wie der Blitz schlug, haben sich einmal die Ereignisse eingefädelt, so schwellen die Adern, die Brust hebt sich, die Stimme hat ein schallendes Echo und redet Dinge, die ihr sonst fremd waren, wie im magnetischen Zustande. Es wäre eine Aufgabe, würdig der Psychologie, den Menschen zu zergliedern im Zustande historischer Ekstase. Die Revolutionen scheinen Maßstäbe zu verlangen, die der gewöhnlichen Imputation widersprechen. Die Poesie, selbst der Wahnsinn macht seine Rechte geltend; welcher Arzt hat das Hirn eines Revolutionärs untersucht?

Die ganze französische Revolution gehört in die ekstatischen Zustände der Geschichte, aber als einen Charakter, der der Typus dieses transcendenten Enthusiasmus ist, möcht' ich z. B. Masaniello nennen. Dieser Mann, welcher seiner tragischen Lebenswendung wegen von der Poesie so oft behandelt worden ist, liegt in seiner poetischen Originalität noch immer brach. Es hat ihn keiner in seinem Pathos begriffen,

für Deutsche ein um so gerechterer Vorwurf, da Lessing über die Raserei des Masaniello schon so tiefsinnig gesprochen hat. Lessing hält die von allen Dichtern gebrauchte Intrigue einer Vergiftung für sehr unpoetisch und entdeckt in dem Seelenzustande jenes Unglücklichen selbst die Ursache seines Wahnsinnes. Lessing wollte, daß man an Masaniello den alten rasenden Herkules modernisirte und die Zerrüttung seines Verstandes als die Potenzirung eines ekstatischen Zustandes nähme. Dies ist gewiß sehr poetisch und von der historischen Wahrheit vielleicht gar nicht verschieden. Die Spanier mischten den Trank nicht; denn sie sahen einem Aufstande gegen die Aristokratie von Neapel mit Schadenfreude zu. Soll ich die Lessing'sche Idee noch deutlicher aussprechen, so rächte sich die Revolution selbst an Masaniello. Die große Kraft der unteren Volksklasse liegt in den wenigen Ideen, die sie hat. Ein Landmann ist schwer zu täuschen; denn seiner Begriffe sind nicht viel und mit wenigen Posten ist leichte Rechnung. Was dem schlichten Verstande an Begriffsvermögen fehlt, das ersetzt er durch Mißtrauen. Bei einem Manne von Bildung geht Vorsatz, Entschluß und Ausführung weit langsamer, weil die Masse der Ideen die Combination erschwert und sich das Resultat zuletzt immer unter hundert bedenklichen Rücksichten ergibt. Masaniello litt an einer gewaltsamen Ausdehnung seines Begriffsumfanges. In den ehrlichen Kopf eines Fischers drängten sich die Abstractionen einer Stellung hinein, welcher er nicht gewachsen war. Der Cirkel, der seine Begriffe umschloß, dehnte sich aus und mußte die natürliche Harmonie seines Hirnes zersprengen. Dies ist vielleicht der wahre Grund aller revolutionären Ekstase. Die Menschen leiden physisch und moralisch an einer gewaltsamen

Ausdehnung ihrer Begriffe und stürzen in eine krankhafte Bewußtlosigkeit, wie Thiere an einem Eie erkranken, das ein Insekt in die Poren ihrer Haut ablegte.

Wenn irgend ein Phänomen die bisherige Philosophie der Geschichte auf ihren wahren Gegenstand aufmerksam hätte machen können, so ist dies der Verlauf aller politischen Revolutionen. Denn ich weiß nicht, unter welchen Zweig der Wissenschaft das beinahe mathematisch erwiesene Gesetz, welches sich in ihm ausspricht, zu bringen wäre. Von den ersten Fluctuationen der athenischen Republik bis zum achtzehnten Brümaire sind alle Thatsachen aller Revolutionen analog gewesen. Sie nahmen, abgesehen von einzelnen Originalitäten und manchen durch tellurischen Einfluß möcht' ich sagen herbeigeführten magnetischen Abweichungen, zu allen Zeiten denselben Charakter an, welchen vollkommen zu beweisen, Cäsar freilich zu früh, in irgend einem Punkte aber zu widerlegen, Napoleon zu spät gestorben ist.

Die Form des Gesetzes der Revolutionen ist nicht durchaus Auf- und Niedergang, sondern nach den ersten Stadien der Erhebung eine Ausdehnung in breite Dimensionen, eine Verflachung des erst keilförmig anstürmenden Geistes der Unruhe und zuletzt ein Schlußact der Usurpation. Denn gleichviel, ob die revolutionirten Völker ihrer errungenen Freiheit müde sind oder nicht, freiwillig entäußern sie sich ihrer nicht; sondern der, welcher sie confiscirt, welcher sie confisciren kann, ohne daß Widerrede statt findet, muß wenigstens den Schein der Gewaltthätigkeit annehmen. Zu allen Zeiten wird selbst ein träges, erniedrigtes und schmeichlerisches Volk seine Freiheit nicht anders verlieren wollen, als mit dem Scheine, daß man sie ihm genommen habe.

Eine Thatsache, die sich in vielen Erscheinungen der römischen Geschichte wiederholte.

Das erste Stadium ist immer ein gesetzliches: die Berufung der Notabeln, die Petition der Rechte, in Athen der Ruhm der Perserkriege und die Hegemonie, in Rom die Errichtung des Tribunats. Das Tribunat der Römer war die Preßfreiheit der Neueren. Es ist auffallend, wenn man die Veränderungen und Schicksale des Tribunats liest, die Definitionen und Wendungen, mit denen es von den Rednern bezeichnet wird, man kann fast immer das Wort Preßfreiheit substituiren und wird die schlagendste Uebereinstimmung finden. Sulla hatte das Tribunat abgeschafft: wir wollen es wieder versuchen, sagten die Patrizier der späteren Zeit: auf einige Zeit, momentan, wir wollen sehen, welchen Gebrauch das Volk davon machen wird. Man schaffte es ab, man ließ es. Es war bald eine fürchterliche Waffe gegen die Aristokratie, bald hatte die Aristokratie die Hand im Spiele und das Tribunat war still und maskirt; oder man hatte es wohl gänzlich frei und benutzte es nicht: kurz, man spricht von der modernen Preßfreiheit oder vom antiken Tribunat: es ist dieselbe Sache.

Das zweite Stadium ist die Demagogie, das dritte die Gironde, das vierte der Berg. Pericles war aus edelstem Geschlechte, aber ein Volksführer, wenn auch philosophischer und selbstbeherrschter, als Catilina oder Mirabeau. Pericles wollte nichts als die Herrschaft des Volkes, er entfesselte erst das Volk, er konnte es nicht so beherrschen, wie Demetrius, wie Sulla oder Pompejus. Pericles richtete die vollkommene Democratie her, stürzte die Gironde des Areopags und hinterließ einen Staat, wo Kleon sein Glück machen konnte. Die

römische Gironde war theils die gemäßigte Aristokratie des Senats, theils die der Wissenschaft, der Bildung und Tugend. Cicero, Cato, Hortensius, Atticus, diese Namen bezeichnen eine Fraction im römischen Staatsleben, welche mitten in anarchischen Stürmen und Wogen das Princip glaubte retten zu können und zwischen der Aristokratie und Demokratie eine „richtige Mitte" suchte. In der englischen Revolution wurde die Mäßigung des Parlamentes zwischen dem Unglück Karls und der Entschlossenheit der Independenten erdrückt. Ja selbst in der Geschichte der Hussiten trennen sich zwei Parteien, die Calixtiner als die Gemäßigten, und die Taboriten, als die Unversöhnlichen, welche selbst in ihrer Blindheit noch fochten, wie Ziska. Die französische Geschichte spricht für sich selbst.

Das sechste Stadium ist die Militärherrschaft, das letzte endlich die Monarchie. Athen hatte sich erschöpft. Es wurde zuerst eine Beute der beiden Demetrier, dann Macedoniens, zuletzt der Römer. Rom selbst fiel in die Tyranneien der Bürgerkriege. Der Alleinherrschaft des Sulla fehlte nur der Name. Pompejus war zu ehrgeizig, die Freiheit zu dulden und doch zu feig, sie zu vernichten. Als Feldherr (dem Herzoge von Wellington ähnlich) ein Mann, den das Glück immer an Orte führte, wo es nur Dinge zu beenden gab und wo der ganze Ruhm immer auf die kleinste Mühe fiel, weil sie die letzte war; als Staatsmann nur aus dem Hintergrunde und durch seine Creaturen operirend, konnte er den Nacken der Freiheit nur auf Augenblicke beugen. Cäsar war ein Mann des Entschlusses, aber auch politischer Berechnung. Cäsar siegte durch die Schlechtigkeit, Cromwell durch den Fanatismus, Napoleon durch die Ermüdung der Masse. Cäsar,

der edelste Römer, Sproß des Julischen Hauses, Enkel des Aeneas, verband sich mit dem Volke gegen die Aristokratie: Napoleon der Sohn eines Advokaten, mit der Aristokratie gegen das Volk: Cromwell suchte keine Allianzen, er vertraute auf das Gebetbuch, welches er im Eisenkorbe seines Degens trug. Cäsar überstrahlt Alle; denn er machte, daß ihm eine neue Dynastie folgte, Cromwell und Napoleon aber brachten es dahin, daß die alten Dynastien — wieder zurückkamen!

Die Einsicht in diesen nothwendigen Weg aller politischen Revolutionen hat zuweit um sich gegriffen, als daß sich nicht, eben durch den Sieg des Bellerophon, die griechische Chimära der Revolution in eine französische — Chimäre sollte verwandelt haben. Den Zeitgenossen wie den Nachkommen schweben jene unwiderleglichen Gesetze als Warnungen vor, schwerlich, um in der Revolution durch Vermeidung derselben zu siegen, sondern dadurch zu siegen, daß man die Revolution selbst umgeht. Wir sagten zwar, daß moralische Umwälzungen niemals ohne politische Rückwirkungen sind. Dies beweist die Möglichkeit, die politischen Probleme unsrer Zeit auf moralische zurückzuführen und sie dadurch friedlich zu lösen, da wir unter jenen Rückwirkungen nicht gewaltsame zu verstehen brauchen. Die eigentliche Schärfe der modernen Idee kommt daher, daß sie die Waffen der Gewalt selber tragen will und mit dem Worte entscheiden möchte, was sonst nur durch das Schwert entschieden wurde. Ich gebe hier nur Hoffnungen und Wünsche, von denen aber nicht der kleinste der ist, daß wir „Gerechtigkeit lernen — moniti!“

# X.

## Gott in der Geschichte.

Bayle, der beinahe selbst Atheist war, stellte den Satz auf: „Ich will lieber Atheist, als Götzendiener sein." Montesquieu widerlegte den Satz vom politischen Standpunkte aus und gibt mit der bewunderungswürdigen Geschmeidigkeit seines Geistes, mit der ihn durchaus charakterisirenden Mischung von Ironie und Ernsthaftigkeit seiner Entgegnung die Wendung, daß, wenn es unnütz wäre, die Unterthanen durch Religion zu zügeln, sie doch wenigstens für die Fürsten existiren müßte, welche sich durch menschliche Gesetze selten einschränken ließen. Er sagt, daß wenn die Alten einem Laster Altäre errichteten, dies nicht bedeuten sollte, daß sie das Laster liebten, sondern daß sie es fürchteten. Oder welch ein Sinn kann darin liegen, wenn die kriegerischen Lazedämonier der Furcht einen Tempel bauten? Ich möchte zu dem, was Montesquieu hierüber sagt, hinzufügen, daß die Alten den Himmel für eine Tyrannei hielten, für einen unersättlichen Egoismus, der nicht geliebt, sondern auf jede Weise befriedigt sein wollte. Wenn bei den Alten erst der Gedanke entstehen konnte, daß der Schrecken, Phobos, eine Gottheit sei, so lag der zweite Gedanke nahe

genug, daß diese Gottheit zu verehren zwar nicht heilig, aber klug wäre. Der Tempel der Lazedämonier war demnach eine Satisfaction, von welcher sie hofften, daß durch sie die Rache eines personifizirten abscheulichen Begriffes könnte abgehalten werden.

Nicht so glücklich ist Montesquieu's Entgegnung auf ein zweites religiöses Paradoxon Bayle's, welches die Staatsfähigkeit des Christenthums betrifft. Bayle sagt: daß wahrhafte Christen niemals einen dauerhaften Staat gründen könnten. Bestimmt man diesen Satz etwas anders, als ihn Montesquieu genommen hat, so glaub' ich läßt er sich vertheidigen, obwohl mehr zur Ehre, wie zum Nachtheile des Christenthums. Der ursprüngliche Geist des Christenthums kennt keine Gesetze, sondern nur Rathschläge; aber es ist unmöglich, sich ein Gemeinwesen ohne prohibitive Institutionen zu denken. Der ganze Charakter des Christenthums geht darauf aus, bestimmte vorhandene Zustände als die Grundlage seines Gebäudes anzusehen, wie ja auch der Gedanke einer politischen Unabhängigkeit von ihrer Zeit niemals in die Köpfe der Apostel gekommen ist, vielmehr jene Klugheitsregel: fürchtet die Obrigkeit! allmälig zu einem christlichen Theorem erhoben wurde. Endlich wird mit dieser Staatsunfähigkeit des Christenthums, die sich beim Judenthume und Islam nicht findet, so wenig ein Mangel ausgesprochen, daß im Gegentheil dieser Satz in der Geschichte festzustehen scheint: Je reiner die Offenbarung, desto unbeholfener ihr geschichtliches Auftreten. Denn was kann z. B. höher liegen, als der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele! Wir nehmen dieses Theorem als einen Prüfstein aller Religionen an und finden doch, daß nichtsdestoweniger kein Satz für die mensch-

liche Gesellschaft so gefährlich war, als die Unsterblichkeit der Seele. Denn diejenigen, welche immer daran denken, daß sie Bürger jener Welt sind, pflegen für diese nichts Gutes zu thun. Der Buddhismus, Lamaismus ist für kein geordnetes Gemeinwesen nütze, die indischen Weiber, welche sich mit ihren Männern verbrennen müssen, sind für einen so erhabenen Grundsatz, wie das ewige Leben, ein sehr trauriges Opfer. Von den Christen nicht zu reden, die sich durch den Chiliasmus bis zur donatistischen Verrücktheit steigerten. Hier sind göttliche Wahrheiten, welche dem Zweck der Menschheit zu widersprechen scheinen und die Behauptung beweisen, daß Gott zum Ideale der Geschichte in einem andern Verhältnisse stehen muß, als die Teleologie es angibt.

Bisher hat man die Momente des religiösen Bewußtseins in die drei Stufen: Fetischismus, Polytheismus und Monotheismus eingetheilt, doch damit nur die äußerliche Formalität, den Cultus, nicht den innern religiösen Trieb bezeichnet. Das Unterste ist die Furcht vor der Natur und die Zauberei. Die Fetische sind nur Talismane gegen das Grausenhafte der Natur. Die priesterliche Form für diese unterste Stufe ist der Schamanismus. Amerika beweist, daß es eine fortlaufende, durch ein Gesetz innerer Nothwendigkeit zusammenhängende Entwickelung dieser untersten Stufe geben kann. Das religiöse Bewußtsein beginnt mit jenem Zittern vor dem Unerklärlichen in der Natur, steigt allmälig empor bis zur Furcht vor dem, was sich in der Natur verwechseln kann ohne unsere Einsicht, vor dem Gedanken, daß dieser einsam stehende Baum etwas anders sein mag, als er scheint, daß eine Katze mit so wunderlichen Augen blickt, als wäre sie etwas anderes, als sie scheint, und so fort. Diese Angst des

natürlichen Menschen steigert sich immer höher durch die Zauberei. Jetzt kann ein altes Weib, ein Drache, der Schaman ein Tiger werden. Wo Rettung? Wo Hülfe vor dieser unerklärlichen, fürchterlichen und in allen ihren Schrekken immer stummen, lautlosen Natur? Man hat Talismane. Man geht schon sicherer durch den Wald, wenn man einen geweihten Ring an dem Finger hat; man reitet fröhlich durch die Welt, wenn das Kameel unter dem Sattel einen kleinen schmutzigen, gräßlich gefratzten Götzen trägt. Die Religion erweitert sich, die Begriffe werden edler, man sieht gen Himmel und betet zu den Sternen, zur Sonne. Jener Gottesdienst, welchen die Spanier in Peru vorfanden, war die letzte und höchste Ausbildung des sich auf der Stufe der Natur haltenden religiösen Bewußtseins. Die Eroberer waren überrascht, eine Religion zu finden, welche sogar das Abendmahl und die Beichte schon kennen sollte. Die Peruaner backten nämlich aus Mais eine Figur, welche sie zuerst anbeteten und dann von ihren Priestern zerschneiden ließen. Jeder bekam einen Theil davon, nicht um seinen Hunger, sondern um seine Andacht zu stillen. Für die Beichte und den Erlaß der Sünden trafen die Spanier ein ähnliches Analogon, das die Einführung des Christenthums erschwerte, weil die Heiden sich weigerten, eine Religion zu adoptiren, welche sie schon zu besitzen glaubten.

Die zweite Stufe des religiösen Bewußtseins nahm Asien ein. Die Natur ist überwunden, das heißt, sie wird verstanden. Man kennt den Unterschied der Elemente, man betet die Sonne, die Gestirne, das Feuer an, weil man die Wirkungen derselben versteht. Die Zauberei kommt hier nirgends auf, weil die Kräfte der Natur nicht mehr miteinan-

der verwechselt werden. Es wird Denen, welche die Offenbarungsphysiognomie der asiatischen Religionen bewundern, auffallend vorkommen, wenn ich behaupte, daß der dirigirende Geist derselben überall der Verstand ist. Aber es ist so. Was charakterisirt diese Religionen schlagender, als ihre entwickelnde, logische Systematik, ihre Unterscheidungen zweier Principe, ihre dialectischen Mittlerschaften und zuletzt jene Spruchweisheit, die bei Confucius und Zoroaster ganz nüchterne und praktische Lebensmaximen wurden? Der Charakter aller asiatischen Religionen ist die verständige Eintheilung der elementarischen Kräfte, die Sonderung zwischen Licht und Schatten, zwischen Leib und Seele, und die große Rolle, welche das Wort in ihnen spielt, ist nichts anderes, als der Triumph einer sich und ihnen bewußten und über die Natur waltenden Vernunft. Das Phantastische derselben kommt auf Rechnung der Poesie und Geschichte. Man spricht von Offenbarungen. Welches sind die asiatischen Offenbarungen? Nehmen sie von irgend einer ihrer Emanationen an, daß sie über die Zeit hinaus gelegen hätte? Nein, sie haben alle das Gewand historischer Traditionen. Sie haben ihre ungeheure Chronologie, sie deuten auf Zeitalter und bestimmte Epochen und wollen kaum etwas Aderes, als den Mangel der Geschichte ersetzen. Juden- und Christenthum setzen das Zeitliche immer in Gott, die asiatische Offenbarung setzt das Göttliche immer in die Zeit. Wahrlich, unsere historischen Theolophen sollten eine edlere Meinung von der Offenbarung haben und dasjenige, was Geschichte ist, nicht für Religion ausgeben wollen!

Wer nun endlich über den Monotheismus im Allgemeinen oder die Wahrheit der christlichen Kirche insbesondere

Aufklärung wünscht und sich damit begnügt, daß aus dem alten Testamente die Richtigkeit des neuen, aus der Auferstehung Christi sein Tod und aus seinem Tode seine Gottheit bewiesen wird, der lese den bekannten Traktat des Hugo Grotius. Oder wer eine directere Polemik gegen den Atheismus will, wer in seine christliche Liebe noch etwas Zorn zu mischen pflegt oder einen Geist schätzen kann, der mit blutwenig Philosophie auf entsetzlich hoch gesatteltem Pferde sitzt, die Häresie mit Atheismus und Atheismus mit Immoralität verwechselt und ein wissenschaftliches Problem mit lauter unbewiesenen Heischesätzen lösen will, dem rathe ich zu den berühmten **Pensées** Blaise Pascal's. Wer endlich den Muth hat, das Christenthum deßhalb zu verehren, weil seine späteren historischen Irrthümer den thatsächlichen Umfang desselben so großartig ausgedehnt haben zu einer Freiheit, wo die Anregung zur Religion Religion selbst ist, wo jeder so oder so bestimmte fromme Moment deßhalb ein christlicher ist, weil das Christenthum zwar will, daß er unendlich soll ausgedehnt werden, ihn aber doch nicht einschränkt auf ein nothwendiges Gesetz; wer sich über die prekären Bestimmtheiten einer positiven Religion darin tröstet, daß die Vielheit eben darum das Vollkommenste ist, weil sie die Einzelheit sich am originellsten entwickeln läßt und gleichsam dem religiösen Momente **en détail** eine dogmatische Auswahl **en gros** anbietet; wer sicher ist, daß das Christenthum keine Grenze hat, die dich zu Einem verpflichtet, sondern nur eine Form ist, die dir Alles möglich macht: dem wird in Friedrich Schleiermacher's Reden das Herz vor Wehmuth und Freude aufthauen, der wird in Christus einen geheimnißvollen Erlöser finden und aus einem Irrthume der Geschichte eine unwiderlegliche Wahrheit des Herzens ziehen.

Denn Schleiermacher's Ansicht ist Irrthum, so lange er nicht Jedem seiner Anhänger die Unerschrockenheit vor dem Grundtext und der Kirchengeschichte einflößen kann, die ihn selbst beseelte. Schleiermacher's Glaube war ein lebendiges Kunstwerk, das mit seinem Tode zusammenfiel. Er bekehrte, nicht dadurch, daß er überzeugte, sondern, ein wirklicher Priester, dadurch, daß man ihn anschaute.

Im Verhältnisse zur Geschichte theilen sich zunächst die Religionen in zwei Ordnungen ein. Entweder absorbiren sie alle historische Energie der Völker und machen sich den Staat, die Sitten, jede Lebensäußerung unterthan, oder sie verhalten sich zur Geschichte nur supplementarisch. Von der ersten Art sind das Judenthum, die hinterasiatischen Religionsformen, besonders der Lamaismus und der Islam. Hier ist das ganze Volksleben von den Bestimmungen der Religion ergriffen, jede Individualität wird von ihnen in Anspruch genommen und kann nicht ausweichen, ohne überall religiösen Gesetzen zu begegnen. Supplemente dagegen sind die Naturreligion, das klassische Heidenthum und besonders das Christenthum. Hier ist den menschlichen Geistesfähigkeiten, dem Thun und Lassen in öffentlichen Kreisen die größte Freiheit bewilligt. Der Fetischanbeter findet sich mit seinem Götzen nur für gewisse Stunden und gewisse Dinge ab. Der Grieche bezog Manches auf die Götter, aber doch immer mehr die Erfolge, als die Beweggründe. Der Christ endlich ist für die Erde nur ein mechanisches Werkzeug, das seine Bestimmung erfüllt, sein Auge sieht den Himmel offen, sein ganzes Leben läuft dem irdischen Gewühl nur parallel.

Die Consequenz der ersten Gattung wird fast immer der Despotismus, die der zweiten sollte nur die Freiheit sein.

Studiren wir das Christenthum an seiner Quelle und können so viel Historisches von ihm abstreifen, daß wir auf die reine Lehre Jesu, also statt auf eine Kirche auf die theosophische Secte stoßen, so ist dieser Glaube deßhalb der vollkommenste, weil er die historische Freiheit am wenigsten beschränkt. Ja selbst noch in seiner Entartung übertrifft das Christenthum, was das Impulsgeben an die Geschichte und die Entwickelung der eigenen Individualität betrifft, jede andere Religion und keine mehr, als die natürliche. Die natürliche Religion ist immer nur Produkt und zwar für einen freien Mann das erhabenste Produkt, das ich kenne, aber sie ist kein Anstoß, weil sie der Masse keine äußere Handhabe bietet. Wenn es sich um Erziehung, Reife und Heranbildung handelt, so wird sie von jeder positiven Religion, sie mag auf noch so fabelhaften Voraussetzungen beruhen, übertroffen.

Meine Ansicht vom Christenthum ist so beschaffen, daß ich ihr gern den größten Triumph gewähren möchte; aber ich verlange, daß man dann einigen Ansprüchen und Vorrechten entsage, welche das Christenthum als Kirche hat. Jesus Christus ist ein Mittler; aber ein Mittler unsres dialectischen Gefühls, der Mittler für die erste Stufe, wo das religiöse Bewußtsein, ich will es die Erlösung nennen, in uns erwacht, wo uns der Zwiespalt unsrer beiden Naturen und der Widerspruch des Endlichen und Unendlichen vor den beschämten Augen liegt. Ich glaube aber, daß dasjenige, was uns nach dieser ersten Stufe das Christenthum bietet, nimmermehr etwas ist, was in des Erlösers ursprünglicher Absicht lag, sondern daß die Gemeinschaft, die er seinen Gläubigen anrieth und was darauf die Kirche wurde, nur der Ausdruck

dieses ersten Momentes, die sichtbare Darstellung und Verkörperung unseres erweckten religiösen Bewußtseins sein sollte. Ich glaube, daß von dieser Stufe an die größte Freiheit beginnen müßte, welche mir um so evangelischer und urchristlicher scheint, da der Heiland nicht darauf ausging, eine äußerliche neue Verehrung Gottes zu stiften, sondern für diejenigen, welche ihn zunächst umgaben, im Gegentheile eine Trennung vom Judenthume um Alles in der Welt nicht begünstigte. Wenn Religion schon in ihrem etymologischen Ursprunge eine Ankettung an den Himmel, eine Verpflichtung, ein leitender Ariadnefaden ist, so scheint mir das evangelische Christenthum deshalb die vollkommenste zu sein, weil ihr ganzer Charakter die bloße Mittler- und Unterhändlerschaft ist, weil alle ihre Momente dialectisch-polemischer Art sind. Christenthum ist die vollendetste Anregung für Alle zur Tugend und für einige zur Philosophie. Das Christenthum ist kein System, sondern nur eine Methode: aber eine Methode von der Art, die jenes immer ahnen läßt und unsern innern Menschen in einer fortwährenden, geistigen und gefühlvollen Anregung erhält.

Die freie Entwickelung unsrer höheren Individualität kann durch nichts so sehr gehoben werden, als durch jenen polemischen Charakter des Christenthums gegen die Welt und gegen die menschliche Natur. Diese Religion rüttelt die natürliche Vegetation des Individuums aus ihrem bewußtlosen Schlafe auf, sie erzeugt durch Prüfung, Selbstbeschauung, durch ein dialectisches Verfahren, welches selbst den schlichtesten Verstand in moralischen Aufruhr bringen muß, Momente, welche nicht nur das Herz erwärmen, sondern auch den Kopf erleuchten; so daß, wenn nicht leider die später für das Christenthum er-

fundenen Formen an eine solche Wiedergeburt heranträten, wenn nicht die mystische Erregung sich sogleich dem Pietismus hingäbe und statt zu handeln zu resigniren begänne, die Menschheit bei jeder religiösen Erweckung sich der Aussicht auf eine freiest gebildete Persönlichkeit würde zu erfreuen haben. Das Christenthum selbst will nicht mehr, als die Kohlen anbieten, um die innere Gluth deiner erwachten Individualität fortwährend zu schüren: wie denn Schleiermacher so herrlich gesagt hat: „Im Christenthume ist die Religion selbst immer wieder der Stoff der Religion." Man muß hinzufügen: In jenem Christenthume, das die Bibel an unverdächtigen Stellen lehrt, in jenem Jesus, der höchstens eine Secte und keine neue Kirche im Auge hatte, in jenem Mittler, der deshalb den Kreuzestod litt, daß Jeder sich selber Prophet würde, kurz in jenem Christenthume, wo der Herr nicht das Object, sondern das Subject der Religion ist. Auch hat zu allen Zeiten, wo das Christenthum nur noch Kirche war, wo sich die lebendigen Kräfte desselben in architektonische Gebäude crystallisirt hatten, die Geschichte einen schwerfälligen, mit dem schlorrenden Gange der Mönche und Prälaten analogen Weg genommen. Die Köpfe der Masse sind immer von Schwamm und bleiben es, wenn kein lebendiger Funke in sie hineinfällt, der sie entzündet.

Und nun drängst Du mich, daß ich Dir sage, in welchem Verhältniß die göttliche Idee zur historischen stehe, ob die Gottheit über der That und dem Ereigniß schwebe und welch einen Moment in dem großen metaphysischen Wunder die vollendete und zukünftige Historie unsres Erdballes ausfülle. Was soll ich antworten? Du glaubst mich bleich und erstarrt zu finden, da ich die Ordnung der Geschichte läugnete und

doch den Ordner selbst nicht läugnen kann. Zufall, Dreistigkeit, Uebermuth, Verbrechen, Thorheit, jede Leidenschaft des Kopfes und des Herzens ließ ich mit den Menschen spielen, wie Tacitus in meinem poetischen Versuche Nero sagt:

Die Weltgeschichte ist nur kurz, ein klein Gedicht,
So kurz wie des Gerechten Traum
Beschränkt auf eines Menschenalters Raum.
Was draußen sich begibt,
Das ist die Weltgeschichte, die getrübt
Wird von den Nebendingen
Und Alles dehnt zu großen, aber leeren Ringen,
Zu einer Zeit, an Jahren unzählbar,
Was nur in Gott ein kleines Athmen war.

Ich will antworten und diese Schrift mit meinem philosophischen Glaubensbekenntniß schließen.

Warum hat die Metaphysik von Thales bis auf Hegel niemals überzeugen, das heißt, aus der Philosophie eine Religion machen können? Die Herzen blieben nicht kalt, wie Cartesius seinen Beweis entdeckte und Kant von unsern Anschauungen mit seinem kritischen Skalpirmesser die zwiefache Haut: Raum und Zeit, ablöste. Aber diese Wärme war nicht die der Ueberzeugung, sondern die der Demonstration und einer gewonnenen Einsicht in dieselbe. Der Jubel des Heureka! war der einer eintreffenden Schlußfolge aus vorangeschickten Behauptungen. Niemand ließ sein Leben für seine Weisheit; denn diese Weisheit war — keine Religion.

Sie haben alle darin geirrt, daß sie mit dem Anfange begannen, da die Ueberzeugung nur in dem Ende liegt. Man construirte vom Eie der Welt an oder von einer Prämisse: Eins ist Alles, oder Ich ist gleich Ich; oder man beginnt

vom absoluten Sein, von Thatsachen der Metaphysik, die doch zunächst nur Thatsachen der logischen Vorstellung sind. Wie kann man glauben? Einer Construction, die doch nur vermessen, lächerlich ist? Einer Entwickelung, die, durch und durch antropomorphistisch, in unsere Vorstellung von Gott unwillkürlich etwas von einem Mechaniker und Artisten einmischt?

Ich bestreite nicht die Resultate der Philosophie, sondern nur ihre verfehlte Methode. Die Ueberzeugung liegt immer nur in dem, was vollendet ist. Werden wir nicht eine glücklichere Vorstellung von Gott fassen, wenn wir ausgehen von dem, was seine Erfüllung ist, wie schon die Gnostiker das Rechte ahnend sagten, von seinem Pleroma, von dem geschlossenen Kreise, und dann allmälig zurück in das, was ja für das Ewige indifferent ist, in unsere Vorstellungen, die sich das Erfüllte immer nur in der Form des Werdens und der Zeit denken können? Dies retrograde Verfahren würde da enden, wo unsere Philosophen anfangen, und unsere Ueberzeugung würde längst befestigt sein, wo diese noch mit unsern Zweifeln kämpfen, da der Begriff des Anfanges, der Entwickelung und des Fortschrittes für die Idee Gottes von einer matten Wirksamkett ist.

Ich glaube, daß alle physischen und moralischen Handlungen darauf hinausgehen, Gott zu produziren. Es ist untergeordnet für unsere Ueberzeugung von Gott, wie die Erde sich bildete, ob neptunisch oder vulkanisch, welch ein Verhältniß in beiden Fällen der Aether znr Gottheit hatte; aber mit der Tendenz dieses Weltkörpers beginnt unser Lauschen, mit der Kugelgestalt, die er annimmt, mit dem innern Triebe, einem Gesetze der Schönheit und der Harmo-

nie zu folgen, mit dem Auf- und Niedergange der Gestirne und den gleichmäßigen, mathematisch richtigen Kreisen, welche die Sonne zu machen scheint und die Erde macht. Nicht, daß wir hier ein despotisches Gesetz annähmen, welches über allen Dingen thronend dem Universum diese Bewegung gegeben hätte, nur der planetarische Umschwung ist Anbetung, Religion, Offenbarung ist Gottheit. Diese Hyperbeln und Parabeln sind die mystischen Hieroglyphen, welche den unaussprechlichen Namen der Gottheit schreiben, sie suchen eine Ahnung, einen Typus abzudrücken, der allem, was sich reget und und beweget, vorgeschrieben ist. Rückkehr in Gott ist die Tendenz des Universums, die planetarische Bewegung ist die produzirte Gottheit selbst, die Harmonie der Sphären ist dieselbe Kraft, die sie schuf, und Pythagoras lehrte eine himmlische Weisheit, daß die Götter Musik wären.

Jede Erscheinung in den verschiedenen Reichen der Natur sucht die Rückkehr in Gott. Es ist unwesentlich, zu fragen: wie entstand die Natur? Die Frage ist die: was möchte sie sein? Denn alle Natur hat ihre Arme sehnsüchtig ausgestreckt, wie im Winter die kahlen Zweige gen Himmel langen, zackig, bittend; denn nichts kann hier über sich selbst hinaus. Die geringste Pflanze legt sich einen sinnigen Schmuck an; wenn sie eine rasch welkende Blüthe hat, so ist schon die Form ihrer Blätter Symmetrie, eine Zahl, welche immer dieselbe ist, wie am Klee, oder eine Gestalt, welche für den Maler als Modell der schönsten Arabeske dient, wie an jenem Küchenkraute, mit dem die Alten ihre Sieger in den öffentlichen Spielen bekränzten. Selbst in den todten Metallen herrscht ein Streben nach vollendeter höherer

Form. Die Krystallisation hat ihr eigenes Schönheitsgesetz. Die Erdschichten, Porphyr und Schiefer haben eine Tendenz gleichartiger Bildung. Und in Allem, was animalisch lebt, fehlt der göttliche Moment nicht, wenn ihn das Thier auch nur anknüpfen kann an eine Stufe der Gottheit, an den Menschen.

Uns selbst aber ist das Leben und die Geschichte gegeben, nicht als etwas in sich Geregeltes, Abgeschlossenes oder einer besondern Vollendung Zureifendes, sondern als ein Stoff, der zu allen Zeiten vollständig genug da war, um die göttliche Bestimmung des Menschengeschlechtes auszudrücken. Es hat zu keiner Zeit an den Voraussetzungen gefehlt, um einen dem Himmel wohlgefälligen Charakter ohne Lücke zu gestalten, und wenn die Zeiten wechseln, so ist es nur, weil die Kunst des Lebens immer Original und Meisterstück sein soll, niemals Copie. Die Geschichte und unser Antheil an ihr ist ein roher Block, den wir nach einem unsichtbaren, in uns liegenden Leitfaden bearbeiten. Wir hämmern und meißeln an dem, was Alles und was eigentlich Nichts ist, etwa, um etwas zu schaffen, um einen Werth für den Markt zu produziren? Wahrlich nicht! Diese Thaten schwinden schnell und ihr Gedächtniß erhält von ihnen nur das, was ihre Seele war und die Nacheiferung entzünden kann. Ein göttliches Ideal wohnt in unserer Brust, ein harmonisches Gesetz der Tugend und der Schönheit, bei dem Einen als Gewissen, beim Andern als mystische Intuition. Dies Ideal ist Gott selbst, ist der Urtypus all unserer sublimen Begriffe und die Ahnung jener göttlichen Bilder und Grundlagen der Ideen, welche von Anbeginn der Dinge im Schoße der Weltschöpfung ruhen. Und um diesen Typus, diesen Gott, der in uns

wohnt, zu erzeugen, leben wir; um ihn aus dem gewissen Nebel unserer Sinnennatur und dem unvollkommenen Bewußtsein eines in die Materie gebannten Geistes zu befreien, so daß er immer strahlender und deutlicher in seinen Zügen hervortritt. Darum schlagen, drechseln und formen wir an diesem Klotz des Daseins und arbeiten emsig mit triefender Stirne, heiterer aber und seliger, je gerundeter und vollkommener unsere Leistungen werden. Wir erzeugen Gott, nicht indem wir ihn nachbilden; denn dieser Stoff des Lebens ist im Grunde das windige Nichts, ein unnütz Ding, wie der Thon, womit der Künstler sein Modell macht, bevor er an den Marmor geht; sondern jene Regsamkeit der Hände ist der Hebel, welcher aus dem Unklaren eines Bewußtseins, das nach Außen hin sich bewerkthätigen muß, allmälig das Bild der Gottheit hervorhebt. Daß wir leben, ist nur, daß wir Gottes Antlitz schauen. Diese ungewissen Züge des Himmels, die unserm geistigen Auge vorschweben, diese Dämmerungen göttlicher Natur, die in unserer Brust auftauchen, setzen sich zu einem sprechenden Bilde zusammen und werden hell und sonnenlicht, je mehr wir an der äußern Form des Daseins kneten und meißeln, so daß die vollendete Statue eines Charakters und eines selig beschlossenen Lebens nichts ist, als die Genugthuung einer inneren Ahnung und das in unserer Brust ausgeprägte Ideal der Gottheit.

An jedem Tage wird das Räthsel der Geschichte gelöst. An jedem Tage ist das Ende der Welt. Und müßtest du glauben, für deine Phantasie, für deine Lust an einer Gewöhnung, daß die Geschichte mit einer großartigen Production endete, mit einem Bau, zu welchem Cäsar, Attila, Napoleon, du selbst und dein Nächster einen Stein gelegt hat, so würde

es ein hehres und erhabenes Götterbild sein, geformt aus dem historischen Stoffe; und das Wunder des Pygmalion würde sich auf's Neue bewähren, daß das Bild Leben blickte und Leben spräche und es würde geflügelt hinüberrauschen in die Sphäre des Himmels und sich auflösen in die zahllosen Energieen, welche die Natur und das Universum schufen, in jenen göttlichen Urtypus der Dinge, der alles Werdens Anfang war, und würde in dem höchsten Produkte der Schöpfung, der idealen Menschheit, wohnen und die Menschheit in ihm.

Aber jedes Wunder ist erhaben über Zeit und Raum und im Schoße der Ewigkeit liegt der eine Moment in dem andern. Jeder Tag spricht das große Geheimniß Gottes in allen seinen Stufen aus. Jeder Tag kann Dir gewähren, was Du nur als Ende der Dinge in Deine sinnliche Vorstellung nimmst. Wenn dein Auge bricht, so bleibt nichts von dir zurück, als Asche. Was aus der Asche steigt, ist ein Gedanke, aber ein lebendiger, concreter Gedanke, der in Dir wohnte, Gott. Und Deine Seligkeit wird sein, Dich als einen Moment in Gott zu wissen und Deine Auferstehung die, Dich zu fühlen in all den Beziehungen, die Du schon einst zu Deiner geahnten Seligkeit hattest. Und dies Erwachen zu einer Erinnerung dessen, was du warst, kann eine Auferstehung des Fleisches sein, in dem Sinne, daß wir in einer höheren Sphäre einen frischen Kreislauf wagen müssen und zu neuen, hienieden aber unverstandenen Dingen dereinst versammelt werden.

# Ueber Goethe

im

# Wendepunkte zweier Jahrhunderte.

## Vorwort zur ersten Ausgabe.

---

Diese Schrift hat einen polemischen und einen paränetischen Zweck. Sie sollte eines Theils unsern großen Dichter gegen jene Ausstellungen vertheidigen, welche in neuerer Zeit aus den verschiedenartigsten Interessen gegen ihn gemacht wurden; andern Theils die selbst unter den produktiven literarischen Befähigungen der Gegenwart schwankenden ästhetischen Begriffe regeln und eine gemeinsame Verständigung befördern.

Das Erstere gelingt jetzt schon leichter. Wenn große Männer vom Schauplatze treten, so schwinden die Leidenschaften, die sie aufregten, mit dem allmälig verdämmernden Schatten ihrer Persönlichkeit, mit dem äußersten Saum ihres Kleides, den wir kaum mehr sehen, sondern nur noch rauschen hören, in weiter todesnächtlicher Ferne. Je mehr sich die

Erinnerung der Goetheschen Individualität und seines vielbeneideten und vielangefeindeten gesellschaftlichen Daseins schwächt, desto größer wird die Theilnahme an der Objektivität seines Ruhmes werden. Die Ideenkreise, welche Goethe's Schriften wecken, werden mit ihrem Mittelpunkte nicht mehr nach Weimar fallen, sondern sich immer mehr jener unsichtbaren Welt-Metropolis nähern, nach welcher sich die Dichter aller Zeiten in der Ausführung ihrer Ideale sehnten. Die Jugend zumal nimmt die persönlichen und individuellen Ueberlieferungen großer Männer immer nur als Reliquien einer Andacht hin, welche nicht mehr der Leidenschaft, der Liebe und dem Hasse, sondern nur noch dem Wissenstriebe und dem Gedächtnisse Nahrung gibt. Diese Schrift ist ein Versuch, mich den Räthseln Goethe's auf meine Weise anzunähern. Ich glaube, daß recht viele junge Männer mit mir im gleichen Falle sein werden und rechne darauf, daß mein unbefangener und gerechtigkeitsliebender Standpunkt auf sie vorzüglich wirken wird.

Da man heutiges Tages immer erst von der Zeit auf die Literatur zu kommen pflegt und man Mühe hat, sich allmälig aus einem gewissen allgemeinen Enthusiasmus und einer durchaus vagen und gegenstandlosen Leidenschaftlichkeit herauszuarbeiten, so betrachtete ich Goethe durchgehends unter dem Gesichtspunkte seiner Zeit, suchte alle seine Vor-

züge verhältnißmäßig zu bestimmen und dachte immer an die Begriffe, welche der heutigen Jugend im Ohre summen. Für die keimende Literatur insbesondere hielt ich gern die technische Rücksicht fest und suchte Alles herauszustellen, was für die Regelung des Geschmackes, die Sichtung des Urtheils, die Fertigkeit der eigenen Produktion einige Erleichterungswinke abwerfen konnte. Die Literatur soll die Zustände einfangen, soll sie verkörpern und anschaulich machen. Sie soll aus den Widersprüchen des Lebens wenigstens immer die Harmonie der Kunst herzustellen suchen, damit die Begriffe der letzteren nicht in die Strömung so gewaltig fortgerissen werden, daß alle geregelte Form allmälig zu verschwinden droht. Für den Fortschritt des Gedankens nicht weniger ist die künstlerische Stufe die erste, welche von Wichtigkeit ist; denn hier faßt sich der Gedanke in seinen zerrissenen Theilen zum erstenmal straff zusammen und gibt, da in der Kunst nichts ohne Totalität und schöpferischen Mittelpunkt sein darf, von dem Ideale, das in sich selbst noch nicht erreicht schien, doch schon die Vorstellung, daß es wird erreicht werden. Kann man deutlicher sprechen, um von jenen jungen Männern, die man mit dem Namen einer neuen Schule hat bezeichnen wollen, den Verdacht einer anarchischen Tendenz abzuwenden?

Nach Vollendung dieser Schrift las ich die Monographie des Herrn Gervinus: Ueber den Goetheschen Brief-

wechsel. Die hier niedergelegte Beurtheilung Goethe's gibt sich wohl deutlich genug durch den epistolarischen Gesichtspunkt als unmaßgeblich zu erkennen. Herr Gervinus sucht sich aus den verschiedenen von Goethe geschriebenen Briefen ein Urtheil über die Individualität des Dichters zu bilden, über seine Innerlichkeit, seine technischen Grundsätze, kurz über einen supplirenden Commentar, der in einer objektiven Literaturgeschichte selbst keinen Platz finden dürfte. Herrn Gervinus schwebte dabei die Idee des Pragmatismus vor, den er, als ein Schüler Schlosser's, auch neuerdings auf die Geschichte der ältern deutschen Literatur angewandt hat. Man kennt den Universalismus dieser Behandlung, man kennt ihre mannichfachen belehrenden und unterhaltenden Resultate; man weiß, daß ihre Unbefangenheit oft die Physiognomie des Dilettantismus trägt und daß sie die Gegenstände mehr durch Vergleichungen, Parallelen, Exkurse zu erläutern, als objektiv zu erschöpfen sucht. So läßt sich auch bei dieser Schrift über den Goetheschen Briefwechsel nicht verkennen, daß sie alle Reize jener naiven, vorurtheilsfreien und dilettantischen Unbefangenheit an sich trägt, die sich z. B. mit der Geschichte der Angelsachsen beschäftigt und darauf zu einem Literarhistoriker sagt: Nun will ich dir doch einmal sagen, was ich beiläufig auch über deine Sache denke! Nur hätte Herr Gervinus gegen die Zeiten selbst gerechter sein sollen und in

seinen Parallelen nicht vergessen dürfen, daß der mit Schiller in dem bekannten Briefwechsel streitende Goethe ein Aelterer gegen einen Jüngeren, ein Ausgegohrener gegen einen Gährenden ist. Ebenso liegen alle übrigen Quellen, welche Herr Gervinus benutzte, friedlich und ohne Unterscheidung neben einander und machen, die Charaktere der Briefsteller mögen noch so verschiedenartig sein, auf eine und dieselbe Geltung Anspruch. Ich glaube wohl, daß Goethe den ganzen Uebermuth eines Neulings in seiner ersten Weimarer Periode gezeigt hat; doch wenn es Wieland ist, der darüber an Merk berichtet, so muß man von seinem Urtheile die unbehagliche Stellung abziehen, in welche er durch Goethe's Ankunft für seine Autorität gerieth, vor allen Dingen aber den geschwätzigen Ton, dessen er sich in diesen Mittheilungen zu bedienen pflegt.

Am Schluß seiner ungemein anregenden Schrift verspricht uns Herr Gervinus das Phänomen Bettinens zu erklären. Wer fühlte nicht, daß es hier ein Räthsel zu lösen gibt! Doch statt einer Lösung gibt Herr Gervinus wieder nur — eine Parallele! Er vergleicht Bettinen mit einem umgekehrten Ritter des Mittelalters. Er ergeht sich in einer absichtlichen Vergleichung der Launen des K i n d e s mit den Aventüren der alten Zeit, er accentuirt dies Alles so scharf, daß man ihn fragen muß, was er damit sagen will? Ist Bettine

eine mittelalterliche Spätgeburt; wie konnte sie jetzt noch kommen? Ist sie es durch Natur oder Abstraktion? Ist sie Original oder Kopie, lügnerische Kopie? Wenn diese Parallele des Herrn Gervinus allerdings komisch ist, so ist sie es auch deshalb, weil er damit etwas ganz Neues und Entscheidendes entdeckt zu haben glaubt.

Frankfurt, im April 1836.

K. G.

## I.

Durch Erfahrungsthatsachen die Kunst zu tyrannisiren waren die Griechen so weit entfernt, daß sie weit eher von der Kunst ihr Leben, ihre Sitte und Religion beherrschen ließen. Erst die Römer waren es, welche an die Literatur heterogene Maßstäbe legten und für die Kunstkritik praktische Zwecke einführten. Cicero war es z. B., der mit seiner zusammengelesenen tuskulanischen Weisheit gegen die Schilderung des Schmerzes polemisirte und durch den Philoktet des Sophokles zu beweisen suchte, daß die Dichter das Volk entnerven, wenn sie Heroen klagend aufführen. Cicero glaubte, daß man die Römer zu Gladiatoren bilden müßte, von denen es freilich beleidigte (da sie bezahlt waren), daß sie in dem Schmerze ihrer Wunden stöhnten und eine Empfindung hätten rege machen können, welche die Zuschauer rührte. Cicero würde demnach keinen Anstand genommen haben, mit seiner stoischen Voraussetzung die rhetorischen Deklamationsdramen, welche später unter dem Namen eines Seneca liefen, dem gefesselten Prometheus und dem Philoktet vorzuziehen; denn, wie Lessing sagte, dieser schlechte Phi-

losoph hielt das Theater für eine Arena, und für etwas Unmännliches, wenn Helden Gefühl zeigen, ihre Schmerzen äußern und die bloße Natur in sich wirken lassen. Lessing fügte hinzu, daß, in Helden das Menschliche schildern, das Höchste wäre, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst überhaupt nachahmen könne.

Die späteren Italiäner waren bei weitem nicht mehr so ungerecht gegen das Schöne. Bewunderten sie doch das Genie Alighieri's, ob der Dichter gleich eine Sache verfocht, welche nur für einige kleine Baronieen am Fuße der Alpen national war. Ja, würde man heute noch in Italien einen Kritiker, der an der göttlichen Komödie ein Suchen und Haschen nach gelehrten Effekten tadelte, meinetwegen eine eitle Absicht, besonders hohe Dinge zu fassen und das, was dem Dichter an Gelehrsamkeit abging, durch Unverständlichkeit zu ersetzen, kurz einen Kritiker, der über Dante seine eigene Meinung hgt, wohl beschuldigen, daß ihn dazu der Haß gegen die Antinationalität desselben bestimme? Wer lästerte noch Shakespeare, daß er seiner Königin in Prologen und Epilogen Sträuße von oft nur gemachten Blumen überreichte! Wer wird Anstand nehmen, über Onkel Bramble und Tante Tabitha zu lachen, wenn gleich Smollet's Romane überfluthen von Ausfällen auf die Preßfreiheit! Mit einem Worte, die falschen Maßstäbe, welche an die Kunst gelegt werden, sind eine ziemlich neue Erfindung.

Rousseau schlug die Pension aus, die ihm Frau von Pompadour anbot, und zog es vor, sich vom Notenschreiben zu ernähren. In einem Lande, wo der Zwiespalt zwischen Nation und Regierung offen genug ausgesprochen war, konnte eine solche Hochherzigkeit wohl als ein Opfer gefeiert werden,

das die Freiheit und die unabhängige Philosophie mit beifälliger Acclamation annahmen. In Deutschland jedoch würde zu gleicher Zeit keiner der damaligen schönen Geister sich gescheuet haben, auf jene Offerte einzugehn; niemand würde darum einen höhern oder geringern Platz in der Geschichte der Literatur eingenommen haben. Weil die Nation zu zersplittert und zu arm ist, um aus eigenen Mitteln für die in Marmor oder Farbe oder in Worten wiedergegebenen Gesetze der Schönheit etwas thun zu können, so war von jeher für Deutschland die Unterstützung der Großen Lebensathem der Kunst. Jenen Flecken in unsern altdeutschen Minnegesängen, daß so viele den hungrigen Refrain hatten:

„Ich will aber Miethe (das heißt Bezahlung) hân",

war das poetische achtzehnte Jahrhundert am wenigsten im Stande auszulöschen. Seine kümmerlichen Umstände geboten ihm, an die Thüren des Reichthums zu klopfen, Freitische anzunehmen, adelige Junker zu informiren und mit jungen Prinzen auf Bildungsreisen zu gehn. Das poetische achtzehnte Jahrhundert der Deutschen lebte wenig in der Gegenwart; seine Einbildungskraft versetzte es unaufhörlich nach Griechenland, in die Berge Ossian's und Fingal's, in die altdeutschen Eichenhaine. Für das, was sie umgab und wovon sie leben mußten, scheuten sich diese Dichtergilden durchaus nicht, Protektionen anzunehmen und von einer Dedikation die Hoffnung zu hegen, daß sie von ihrem Erfolge das nächste Vierteljahr einer sehr geplagten irdischen Existenz decken könnten. Unsere alten klassischen Dichter glaubten nicht, wenn sie nach solchen Experimenten wieder an die Statuen Griechenland's und das große Vorbild aller Poesie, an die Gesänge Homer's herantraten, daß in ihrer Atmosphäre

irgend etwas Ordinaires und Niedriges stäke, nirgend ein gemeiner Hauch, wovon die großen Muster erblindet wären. Herder zog und erzog sich mit jungen Prinzen herum; Wieland lebte weniger von seinen Schriften, als den Dedikationen derselben, und Klopstock — schrieb die Gelehrtenrepublik; — worauf kam diese Schrift hinaus? Der alte Barde nahm sein schwarzes Käppchen vom Silberhaupte und hielt dem Vorübergehenden eine Pränumerationsbüchse in den Weg.

So betrübend das Andenken dieser Erscheinungen ist, so erhielten sie durch andere Umstände dennoch eine bessere Beleuchtung. Man kann nicht sagen, daß sich die deutsche klassische Literatur in ihrem abgeschabtem Aufzuge, mit den Löchern unterm Aermel und der einfachen Stutzperücke von Hanf der vornehmen Aristokratie der Gönner aufgedrängt habe. Im Gegentheil kam ihnen diese entgegen. Die Freude über die beginnende Herrschaft der Schönheit und des tiefgefühlten Gedankens hatte einen rosigen Abglanz auf das Antlitz Hoher und Niederer geworfen. Aus der unschönen, verbrauchten und abgestandenen Wirklichkeit flogen die mit innerem Seelenadel beschwingten Gemüther in die eben erst aufgeschlossenen frisch getünchten Tempel der neuen Kunst und später die Philosophie. Eine idealische Welt flocht ihre Blumenguirlanden durch das rings mit Dornen und Disteln besetzte Dasein; man umging zuerst die Prosa des Lebens, später jätete man sie sogar schon aus und versuchte Reaktion des neuen Himmels gegen die alte Erde. Die Schwärmerei für die Poesie stand denen am schönsten, welche in dieser Prosa die ergiebigsten Privilegien hatten, den Monarchen und Aristokraten. Auch sie lüfteten ihre Brust und schwenkten ihren Hut bei dem allgemeinen Frohlocken über die entdeckten Schönheiten und

Wahrheiten. Indem nun Standesherren sich selbst unter die poetischen Wettkämpfer mischten, mußten sich da die gesellschaftlichen Unterschiede nicht verlieren? Wenn ein adeliger Offizier den Frühling besang, dann durfte Gleim wohl in den poetischen Tornister des Grenadiers ein Loblied des Königs nach dem andern packen und Ramler an jene russische Kanonenkugel, die ihn beinahe seinem Wirkungskreise entrissen hätte, eine Hymne auf Friedrich und die tapfern Brennen anknüpfen. Die Aristokratie suchte den Umgang mit der Literatur. Die Kronprinzen von Dänemark und von Preußen versprachen ihr für den einstigen Regierungsantritt glänzende Beförderungen, genug die Dichter warfen sich nicht weg, sondern es gab Mäcene genug, welche glücklich waren, ihnen auf eine anständige Weise unter die Arme zu greifen.

Jener schöne Wechselverkehr, materiell und geistig Vermögender, hörte erst mit dem Ausbruch der französischen Revolution auf. Die Aristokratie erschrak plötzlich über die Tändeleien, welche sie mit den dichterischen Predigern, Schulmeistern und Candidaten so lange in einem arkadischen Rapport gehalten hatten. Diejenigen Sänger, welche von Adel waren und ihre Winterquartiere in der Poesie genommen hatten, mußten sich jetzt zu ihren Regimentern begeben. Ton, Styl, Versmaß wurden anders. Die poetische Epistel, die Parabel, die Paramythie, die geistliche Cantate, das Triolet, das Sinngedicht oder Epigramm, das Lied schlechthin, kurz alles nahm einen ganz neuen Charakter an. Der Amtmann von Altengleichen fühlte diese Revolution bald, denn er hungerte. Voß emazipirte die marschländischen Bauern für die Dichtkunst und vertrieb den arkadischen Plunder, die Phyllen und die Chloen, Damon und Amynt durch Mistgabeln, Dreschfle-

gel und durch den niedersächsischen Dialekt, der vor'm Gutsherrn nur noch halb die Mütze abnahm. Mit dem Pfluge des Virgil, welchen der Schulmeister von Eutin wieder entdeckt haben wollte, wurde der ganze poetische Boden aufgelockert. Freilich, der Same, der nun in die Furchen fiel, brachte keine Pensionen mehr, höchstens noch Professorate.

Seit dieser Zeit zog sich die Literatur immer mehr von den gesellschaftlichen Autoritäten zurück, ja sogar als sie romantisch wurde, von der Nation selbst. Mit keinem der Traktate, welche allmälig die Verfassung des deutschen Reiches zerschnitten, hatte Literatur etwas gemein. Durch die Einwirkungen der Philosophie und besonders eines, durch die Unbill der Zeiten geweckten Studiums der germanischen Vergangenheit, bekam die Poesie ein ganz neues Gepräge und hinterließ, wenn auch keine außerordentlichen Produktionen, dennoch eine neue Kritik für Kunstleistungen, welche in der Literaturgeschichte zur Markscheidung höchst interessanter Resultate benutzt wurde. Dem goldenen Zeitalter unserer Literatur, dem Zeitalter der Produktion und des Genies, folgte die Romantik, eine silberne Periode, eine Periode der alexandrinischen Kritik und des Talentes; aber war dies schon an und für sich die aufgeblasene Haut eines Menschen, dem es an Knochen und Muskeln fehlte, so war nun noch weniger an eine Versöhnung der Dichtkunst mit den großen Thatsachen der Wirklichkeit zu denken. Ein Schimmer leuchtete davon auf, als nach dem Winter in Rußland ein fürchterliches Gewitter am Horizonte heraufzog und sich in Blitzen entlud, die damals unsere Feinde zerschmetterten.

Wenn man unter Literatur eine im Schatten des Friedens sich entwickelnde Vermischung tiefsinnig abstrahirter For-

men oder Stoffe mit den dreisten Wagnissen prädestinirter Genies versteht, wenn alle Literatur sichere und ruhige Grenzen haben muß, um ohne den Vorwurf des Egoismus ihren Selbstzweck zu erfüllen, so konnten ihr in Deutschland die unbehaglichen Zeiten von 1815 an keine Handhabung darbieten. Es ist auch in diesen Zeiten auf dem Felde der schönen Literatur wenig erzeugt worden, das, wenigstens bis in die letzten Jahre vor der Juliusrevolution, dem deutschen Namen einen merklichen Zuwachs an Ehre gebracht hätte. Denn Hoffmann, Tieck, Müllner und Jean Paul waren bloße Reste und Luftspiegelungen vorangegangener Zeiten, wo Tieck wenigstens sein Talent retten wollte, Jean Paul die Zinsen seines tüchtigen Capitals, Müllner das letzte Aechzen Schiller's, und wo die Originalität Hoffmann's darin bestand, Absude und Tafelabgänge bedeutenderer Geister durch pikante Saucen wieder aufzufrischen.

Und wie nun die Echo's der alten klassischen Zeit allmälig verklangen und der belletristische Ton immer dünner und schwindsüchtiger wurde, da regten sich auch schon zu gleicher Zeit hier und da vereinzelte Präludien einer neuen Entwickelung, einer Entwickelung, die im gegenwärtgen Momente schon mit Lärm und Ringen in unserem Ohre saust. Dieser jetzt hoch gesteigerte Kampf kündigte sich vor fünfzehn Jahren erst mit ganz leisen poetischen Hornklängen an, welche hier und da aus dem Walde kamen, wieder verhallten und wie kleine Federspulen den sorglosen Riesen der Vergangenheit aus seinem Schnarchen weckten. Der Glanz der alten Zeit hatte mit der Kritik geendet, die Hoffnung einer neuen mußte mit der Kritik wieder anfangen. Sie griff einen Namen an, der die klassische Periode durch sein Genie und die

romantische durch seinen Ruhm beherrscht hatte und den die Götter in die äußerste Zeit hinausstellen wollten als Grenzstein, in welcher das Alte enden, aber auch das Neue beginnen müßte.

Dies war Goethe.

Die Königssöhne der alten Germanen drängten sich danach, in die Hände ihrer römischen Feinde als Geisel ausgeliefert zu werden. Die jungen Löwen schnitten ihre gelben Mähnen kurz und folgten bereitwillig einem Sieger, von dem sie etwas lernen konnten; sie wußten, daß das Schulgeld, welches sie zahlen sollten, doch immer Fersengeld wurde, welches die Römer zahlten. Dietrich, der Ostgothe, haßte die Römer gewiß, aber er verließ sein Volk und, um so viel Strategik zu lernen, daß er Italien erobern konnte, diente er gehorsam am Hofe zu Constantinopel.

So dachten die langen Haare einer spätern Zeit nicht; sie verbrannten die alexandrinische Bibliothek, da sie, wenn nicht für, dann gegen den Koran geschrieben sein mußte. Sie ließen sich von dem schönen Enthusiasmus für Freiheit, Nationalität und Religion zu einem Despotismus hinreißen, wo Gesetze der Gegenwart eine rückgängige Wirkung auf die Handlungen der Vergangenheiten haben sollten. Wie grob und grausam, einem Alten, der mit der aufgeregten Jugend nicht um die Wette laufen kann, die Krücke auf den Kopf schlagen! So verloren damals unter uns die großen Namen ihre individuelle Geltung und dienten, noch ehe sie das Zeitliche segneten, als Parteiparole. Die Jugend, auf der Flucht vor der aufgereizten bürgerlichen Gewalt, genöthigt, sich in Schlupfwinkel zu verbergen, sprang aus der Politik in die

Literatur, verwechselte die Begriffe der einen mit denen der andern und tobte seine letzten Leidenschaften auf einem Tummelplatze aus, wo die Neuerung mit keiner Gefahr verknüpft war. Hinter großen Namen wählte man seinen Versteck und eröffnete zwischen Schiller und Goethe eine fingirte Diskussion, die für die literarischen Principien hätte von Werth sein können, wenn sie nicht zuletzt in eine ganz triviale Rangstreitigkeit ausgeartet wäre.

Goethe blieb bei allen diesen Wirren unerschüttert. Die Wellen des Tages brachen sich am Fuße dieses Mannes, der vor Alter und Genüge des Lebens sich schon halb in Stein verwandelt hatte und wie die Memnonsäule nur dann erklang, wenn der rosige Schein irgend einer historischen oder literarischen Zukunfts-Hoffnung, wie Byron, morgensonnig zu ihm herüberstrahlte. Wenn er die verschiedenen Stufen der Pflanzenmetamorphose belauschte, die Wirbelknochen der Thiere zählte oder die Farbenskala des Lichtes maß, so glaubte er sich mit dem Leben der Welt immer im männlichsten Zusammenhange. Warum protestirte er nicht gegen die Karlsbader Beschlüsse oder forderte vom Bundestag die Wiederherstellung einer Preßfreiheit, wie sie Preußen unter Friedrich dem Großen so unbeschränkt und vollkommen genoß? Goethe würde eine solche Zumuthung, an ihn gerichtet, für Wahnsinn gehalten haben; dafür mag ihm die Gegenwart die Bürgerkrone verweigern. Durfte man aber Goethen auch den poetischen Lorbeerkranz entreißen und ihn für einen untergeordneten Laien des Parnasses ausgeben, weil es seinem Patriotismus an der Aufregung eines jungen Mannes fehlte und er die Hast in neuernden Versuchen mißbilligte? Diese Motive der Verketzerung zu verrathen, hütete man sich;

auch wohl, sondern man warf sich einen ästhetischen Mantel um, auf welchem Läppen verschiedener Farben, gelbe Fetzen Nikolai's, blaue Restchen von Novalis aufgenäht waren, kurz jenen religiös-sittlich-poetischen Bettlermantel, von dem Goethe in einem Briefe an Zelter spricht. Was müßten England und Frankreich, die recht gut kennen, was uns seit dreißig Jahren Ehre gemacht hat, von unserem Verstande urtheilen, wenn ihnen Jemand verriethe, daß der Fanatismus W. Menzel's so weit ging, eine deutsche Literaturgeschichte, ohne Goethe, schreiben zu wollen!

Die Ungereimtheit begann damit, daß man den Dichter für alle Charaktere seiner Poesieen verantwortlich machte und jede seiner künstlerischen Reflexionen aus dem Spiegel seines eigenen Wesens herleitete. Charaktere, über welchen der Dichter selbst stand und die er nur aus beinahe technischen Rücksichten als Draperie seiner Schöpfungen benutzte, wurden nicht seiner tiefen Anschauung des Lebens, sondern seinen praktischen Maximen zugerechnet und solidarisch für ihn selbst in Anspruch genommen. Durften diese tellurischen Gestalten, Albert, Lotte, Jarno, Wagner u. s. f. fehlen, wenn nicht Werther, Meister und Faust ohne Schatten bleiben sollten? Sie mußten sich zu diesen künstlerisch ergänzen, um die Idee einer Dichtung in den Satz und Gegensatz zu zerlegen.

Man ging noch weiter und unterwarf auch die Helden, welche die Lichtrollen in Goethe's Werken ausführten, einer Kritik, deren Ahnherrn ich oben in Cicero bezeichnet habe. Sie hätten etwas, sagte man, nicht etwa Entmenschendes, sondern Entmannendes; gerade wie Cicero glaubte, daß die Tragödie deshalb da wäre, um Gladiatoren zu bilden.

Alle Schönheit der Kunst offenbart sich da, wo sie rührt; wie sich denn ihre Gesetze weniger aussprechen als empfinden lassen. Wer das Genie der Lektüre hat, beobachtet am treffendsten, wo die Kunst den rechten Fleck zu treffen weiß. In der Tragödie und dem Epos ist dies überall da, wo das physisch Starke dem Schmerze, das geistig Starke dem Irrthume unterliegt, oder wo das im Ruhme und in der Gesellschaft Hochgestellte sich in irgend einer Situation und in einem Gefühle überraschen läßt, welches wir nicht gewohnt waren, bei einem mürrischen Charakter oder bei einem Kriegsmanne vorauszusetzen. Mitten im Ueberfluß das Gefühl der Unzulänglichkeit ist im Leben die Quelle der Religion und in der Kunst die Quelle der gefühlten Schönheit. Denn das Zurückstürzen aus der Region des Titanen in das Menschliche, das Gefühl einer letzlichen Unzulänglichkeit, sowohl in großen Handlungen, wie in Entschlüssen zur Tugend, überrascht, vernichtet, rührt. Die Halbheit der Goetheschen Helden, Clavigo, Egmont, diese zwischen raschen, ehrgeizigen, immer feurigen Entschlüssen und dem Gefühl einer plötzlich versiegenden Kraft schwankenden Rohre sind die meisterhafteste Berechnung eines Dichters, der für Gladiatoren keine Trauerspiele schreiben wollte.

Das ganze Lebensprinzip des Dichters wurde angegriffen, und schon die Möglichkeit, daß man aus Schriften des verschiedensten Inhalts, aus Dichtungen mit objektiver Tendenz, ja sogar aus lyrischen Kleinigkeiten auf eine universelle Weltanschauung und einen Charakter schließen konnte, schon dieses Höchste, das nur wenig Auserwählten je gelungen ist, wurde als etwas Zufälliges und eine Kleinigkeit übersehen.

Woran hält man sich bei Schiller? Scheint nicht eine Tragödie des Dichters gegen die andere zu protestiren? Schiller, der mit der gewaltsamen Geberde des Genies auftrat und in seinen Räubern, im Fiesko, in Kabale und Liebe, durch Pointen und Accente, die er auf jedes seiner Worte legte, eine kräftige Bedeutsamkeit vorzustellen schien, war im Grunde mehr der kecke Partisan einer Sprache, mit der er die gewaltsam herausgepreßten Charaktere seiner Erfindungen zur Noth zusammenhielt. Seine edle unerschrockene Seele, die sich auf die Kunst warf, war dabei weder mit Anschauungen, noch mit Thatsachen reich geschwängert. Bei jedem Werke das er schuf, verbrauchte er den ganzen Stoff, der ihm zu Gebote stand, und war nach der Schlußscene des letzten Aktes so erschöpft, daß sich sein Geist erst allmälig wieder an neuen Dingen, die er von Außen nahm, erholen und erfüllen mußte. Nach dem eifrigen Studium wuchs ihm wieder die gemauserte Schwinge und nach langjähriger Vorbereitung hatte er sich wieder so weit gesammelt und so viel zusammengelernt aus Kant, aus der Geschichte, aus Shakespeare, daß er auf fünf neue Akte für einen ganzen Mann stehen und etwas in sich Abgeschlossenes produziren konnte.

Wahrlich dies ist nicht der Flug des Genies! Das Genie beginnt seine Laufbahn und sagt beim Anfange schon für das Ende derselben gut. Eine neue Philosophie kann ausbrechen, eine große Entdeckung kann gemacht werden, ja in seinem eigenen Fache kann ein noch wilderer Komet seine Bahnen durchkreuzen, das Genie ist unerschüttert. Es lernt, o unendlich viel lernt es — was hat Goethe nicht Alles gelernt! Aber kein Buch stiftet so eine Revolution in seinem Innern, wie wohl Schiller oft in Jena erblickt wurde, daß er über

eine neue Erscheinung einen ganz heißen Kopf hatte und mit Enthusiasmus seinen Freunden ankündigte, seit einer Stunde wäre er ein ganz anderer Mensch geworden. Schiller war eine leicht erregbare Kapacität, die keine schöpferische Einheit besaß, und Dasjenige was sie an der Stelle der Einheit doch für die Poesie brauchte, nicht durch die erste Hand des Geistes, sondern durch die zweite Hand der Gesinnung empfing. Darum sollte mich ein Versuch Wunder nehmen, aus Schiller's Werken eine Harmonie seiner Grundsätze über das Leben und die Welt, eine Concordanz der Dinge im Himmel und auf Erden zusammenstellen. Im ganzen Schiller liegen zahllose Sentenzen, aber kaum eine einzige Maxime. Aus diesen Jamben philosophir' ich mir noch kein Leben zusammen und kann aus dem, was sie verbieten, nimmermehr auf das schließen, was sie erlauben. Ich läugne etwas sehr Prägnantes im Schillerschen Charakter nicht, dem seine objective Leerheit mußte er durch eine subjectiv-edle Leidenschaft ersetzen; aber er ist ein Charakter ohne Philosophie.

Wenn man von Goethe's Immoralität spricht, so soll man bedenken, daß es sich hier um drei Abstufungen handelt. Erstens um Tugenden, welche für die Kunst eine besondere Zurichtung verlangen, zweitens um Tugenden, welche für den größeren oder geringeren Werth des Menschen indifferent sind, weil sie sich nach Alter, Stand und Situation richten und weil Manches sehr männlich sein kann, was dem Weibe sehr übel stehen würde, und zuletzt endlich um Tugenden, die für Nichts in der Welt umgangen werden dürfen und die ich in Goethe's Werken auch nirgends umgangen finde.

Zu diesen letzten gehört z. B. die Ehre. Keine der Goetheschen Gestalten ist über diesen Punkt empfindungslos.

Ferner der Stolz; selbst in Wilhelm Meister siedet und kocht Stolz und nur Meister's Bildungsmanie, die Goethe mit klassischer Ironie behandelt, verleitet ihn, sich Regionen anzuschließen, für die er nicht geboren war. Werther erduldet die Zurücksetzung in der Residenz mit Ingrimm, aus Stolz, aus Stolz über seinen bürgerlichen Namen; er verachtet die Aristokratie und flieht aufs Land, um dort seinen Tod zu finden.

Und um den Uebergang zu jenen Tugenden zu machen, deren Mangel Goethen besonders angerechnet wird, zur Religion u. s. w., so ist die Brücke dort hinüber noch immer ein Fehler, der etwas Männliches und selbst Schönes hat, nämlich, daß Goethe allerdings die Reue nicht kennt.

Der ganze Widerspruch zweier Meinungen, die in der Beurtheilung unseres großen Dichters so verschiedene Resultate geben, wendet sich um eine Tugend, die im Grunde schon mehr passive Empfindung, als ein aktiver Besitz ist. Die Einen beten die Gottheit des Momentes an, die sie so oder so bestimmte und inspirirte; die Andern beziehen Alles auf ein Gesetz, das außer ihnen liegen soll und von dem sie bald mehr bald weniger ergriffen zu sein behaupten. Jene stehen gut für sich, sind zum Handeln geneigt und irren sich oft; Diese zögern und treffen, da sie zu sich selbst kein Vertrauen haben, oft aus der Höhe auf das Richtigere. Von jenen Ersten wurde die Geschichte gemacht, von diesen die Religion. Jene legen in die Entwickelungsfurchen der Menschheit höchst fruchtbare Saatkörner; Diese aber ziehen den Frieden und die Gnade Gottes nach sich und, wenn jener Same durch ein Ungewitter weggeschwemmt oder seine Frucht von einem Sturme geknickt wird, so besitzen sie Trost genug

für die getäuschte Menschheit. Indem so von Jenen das Licht und von Diesen die Wärme strömt, ergänzen sie sich auf wunderbare Art und würden sich selbst durch ihre Verschiedenheit erquicken, wenn sie nicht immer in das Extrem verfielen und sich wechselsweise ausschlössen.

Alle Handlungen und Meinungen Goethe's beziehen sich darauf, daß er diejenige Philosophie adoptirt hatte, welche, mehr antik als christlich, keine Reue kannte. Hier war ein Charakter, den das Vertrauen auf seinen Instinkt zum Handeln beseelte und der zu stolz war, von seinen Handlungen etwas zurückzunehmen, selbst wenn der Erfolg dem Anfang nicht entsprach oder sich wohl gar das Motiv bei einer später über den Fall erweiterten Dialektik nur mit Schwierigkeit vertheidigen ließ, selbst vor der Moral. Goethe glaubte an eine augenblickliche Eingebung, die ja als poetische Inspiration recht lebhaft zu ihm sprechen mußte, selbst wenn Vieles um ihn her erschrak; ihren Consequenzen muthig nachzuhängen schien ihm einer Offenbarung angemessen, die er für göttlich hielt. Göthe war außerdem, daß er ein Genie war, ein zu großer Künstler, als daß er zu gleicher Zeit diesen Moment des Erschreckens um ihn her nicht hätte mildern sollen; und erst von dieser Seite an, wo er Etwas that, was eine Erleichterung für seinen unbefangenen und deshalb anstößigen Genius war, beginnt der Widerspruch Derer, welche, ich wette, zwar auch nicht erschrocken sind. es aber merkten, daß man hätte erschrecken sollen. Was Milderung des Schreckens war, nannte man Verführung, und eine Absicht, ein Raffinement ward aus dem, was zunächst nichts Anderes ist, als das erwachende Gewissen des Dichters, der über das schlummernde, aber göttlich phantasirende und träumende

Gewissen des Menschen mildernde, versöhnende und die Augen um Verzeihung bittende Blumen wirft. Wo man glaubt, daß Goethe's Unsittlichkeit beginnt, da hört sie eben auf. Wo man sagt, daß diese rosengekränzten Amoretten locken sollen, da sollen sie verscheuchen und Eure Runzeln glatt ziehen zur Vergebung!

Goethe hat es niemals darauf angelegt, eine zweideutige Situation zu entwickeln; sondern, will man einmal eine ethische Idee mit poetischer Dialektik behandeln, so wird sie auch immer zwischen Scylla und Charybdis hindurchsegeln müssen. Man spricht von den Situationen, ja sogar von der Idee der Wahlverwandtschaften, wie von einer moralischen Inconvenienz; aber ihr Ziel ist doch nimmermehr seine mystische Verwechslung eines Gatten und eines Liebhabers gewesen; nimmermehr sind alle Vorbereitungen des Endes im Romane gemacht worden, um jene Scene malen zu können oder am Schluß des Buches einen Schreck über die Vergleichung von Poesie und Wirklichkeit zu erzeugen, der uns nicht in die Beine ginge, um davor zu fliehen, sondern in die Arme, um darnach zu handeln; Goethe hatte eine poetische Idee, eine Abstraktion aus der Naturwissenschaft über die Gesetze der moralischen Attraktion und Repulsion und über die Erzeugung des Entgegengesetzten, die er durchführen wollte, und wo er wohl erst am Schlusse und zu gleicher Zeit mit dem Leser über den Widersprnch zwischen der Poesie und den Institutionen der Gesellschaft erschrak.

Nur mit vieler Vorsicht darf man zugestehen, daß Goethe's weitbauschige Moral und die poetischen Rosen, die auf seinem Lebensweine schwimmen, etwas dem Zeitalter Angehöriges waren.

Denn wenn die Verkleinerer des Dichters auch wohl zugeben möchten, daß ein so duldsames Zeitalter ein großes Glück ist, so würden sie doch eher geneigt sein, aus dieser Assertion zu schließen, daß Goethe von seiner Zeit lebte, daß sie ihn schuf und daß er, das Geschöpf, dem Schöpfer schmeichelte.

Man hatte Goethe zu einem Produkt der Zeit gemacht, in dem Sinne, daß die Zeit mit seinem Talente, wie eine Kokette mit dem freien Willen ihres Anbeters, gespielt hätte und der Dichter gelaufen wäre, das herunterfallende Strickknäuel indifferenter, gleichgültiger, launischer Perioden aufzuheben. Goethe ist vorzugsweise deßhalb als der Dichter des Modernen angegriffen worden, weil er die Unterwürfigkeit gegen die Launen des Publikums aufgebracht und begünstigt hätte. Wenn gegen diese Paradoxie sich schon von selbst der erste Blick, den man auf die Literaturgeschichte wirft, einwendet, und man im Gegentheil eine entschiedene Verachtung der Masse und des Lesepöbels bei den Dichtern der klassischen Periode, Wieland vielleicht ausgenommen, findet, so ist auch Goethe's keineswegs von mir bestrittene Verzweigung in die Zeit eine organische Nothwendigkeit, die seinem Ruhme nur eine neue Begründung gibt. Es ist wahr, Göthe wandte sich Allem zu, was auf seine Zeitgenossen spekulirte, und er verfolgte gern eine neue Richtung, von der es etwas zu lernen gab und sollte es nur die Scansion des Herameters sein, die Voß in Weimar wie ein Wunderthäter lehrte. Es ist erstaunlich, mit welcher Hast Goethe noch in den besten Jahren des vorigen Jahrhunderts über die Osteologie herfiel, die mit vielem Glücke von Forster, Camper, Loder, Sömmering, Merck, damals auf die Geschichte der Natur angewandt

wurde. Aber diese naive Neugier und Hingebung an den Moment war geregelt durch einen Rückhalt, der schwer von der Stelle zu bringen war und nie von ihr gebracht ist, von Goethe's ganzem Charakter. Wer kann sagen, daß Goethe nicht über seiner Zeit gestanden hätte? Aber er benützte seine Zeit als Stoff und verbrauchte sie, um seine Individualität zu arrondiren, in einer Weise, die seit Menschengedenken alle großen Charaktere gemein hatten. Wenn Schiller auf die Kantische Philosophie stürzte, was lag wohl hinter ihm? Auf welche liegenden und zureichenden Gründe konnte er sich wohl zurückziehen? Gewiß, Schiller ging in den Stoffen, denen er sich hingab, gänzlich auf, der Stoff verschlang ihn und warf ihn dann so umgestaltet wieder heraus, daß man bei ihm immer von Zeit zu Zeit den Faden der Beurtheilung verlor. Als Schiller an seine Vorarbeiten zur Abhandlung über das Erhabene ging, wie wenig lag schon in seinem Kopfe fertig! System und Gedanke bildeten sich bei ihm erst, indem er lernte und sich aus der Verschiedenheit der fremden Meinungen eine eigene schuf.

Genie und Talent werden wohl am besten so unterschieden, daß jenes auf die Erfindung und dieses auf die Nachahmung bezogen wird. Das Talent hat aber darin fast immer einen Vorsprung vor dem Genie, daß jenes ausdauert, dieses oft verpufft. Denn nicht jeder Wurf des Genie's gelingt, während das Talent nie etwas produzirt, das nicht seine regelrechte, gezirkelte Abrundung hätte. Ein Genie kann zu Grunde gehen vor der Reife, es kann alle Dinge mit einem göttlichen und großen Hiatus anfassen und von allen zurückgeschleudert werden, während das Talent auf be-

rechneten Wegen zum Ziele kommt und durch ein Zusammennehmen aller der Mittel, die ihm zu Gebote stehen, immer etwas erreicht, das ziemlich vollkommen dasjenige, was es erreichen wollte, wieder gibt. Diese Erscheinung erklärt sich daher, daß das Talent sich nicht in einzelne Tugenden auflöst, das Genie aber durch eine innere Unruhe vom Einen zum Andern gezogen wird und trotz seiner großartigen Einheit sich noch immer in schwächere oder stärkere Mannichfaltigkeiten auflösen kann. Das Talent ist Anlage und Befähigung und auf wie viele Geistesgaben es sich auch erstrekken mag, es wird in sich immer Eins sein; denn ein absolutes Talent ist aller Dinge fähig, die durch Nachahmung erreicht werden können. Ein absolutes Talent kommt immer auf einen gewissen Vollendungsgrad, gleichviel, ob es die Flöte oder das Waldhorn bläst, ob es Mathematik oder Philosophie studirt, ob es Jurist oder Arzt wird. Ein absolutes Talent arbeitet in allen Fächern und setzt sich, wenn es sein Hauptgeschäft beendigt hat, des Abends noch in einer kurzen Jacke hin und arbeitet in Pappe oder drechselt oder spielt die Bratsche. Das Talent in seiner Einheit Vielheit oder Allheit, das Genie jedoch in seiner Einheit nur Mannichfaltigkeit. Es kann Dinge geben, für welche dem Genie der Kopf vernagelt ist, wie Göthen z. B. die abstrakte Philosophie, so daß der genialste Mathematiker in einem Concertsaale keinen Musikton hört, sondern nur in den Kreisen und Quadraten studirt, welche auf dem Plafond des Saales in Stuck gearbeitet sind. Weil das Genie erfindet, so wird es in seinen Thätigkeiten absorbirt und muß, um sich vor seiner inneren Unruhe und dem verzehrenden Drange der Schöpfung zu retten, eine Gegenwehr zu erobern suchen, die

ihm den göttlichen Funken sowohl erhalte, als ihn für die leicht entzündbare und bald verkohlte Phantasie weniger gefährlich mache. Goethe fand diese Gegenwehr in einer Hauptmaxime seines Lebens und seiner Kunst, der Beschränkung.

Goethe's Vielheit war keine Allheit. Man übersah diesen Umstand und wollte im Dichter nicht das Genie, sondern nur das Talent gelten lassen. Man hat vom Genie immer nur die Vorstellung des Kometen, der mit unregelmäßiger Bahn am Horizont heraufzieht, mit seinem feurigen Schweife den Gestirnen um die Ohren klatscht und so schnell wieder verschwindet, wie jenes außerordentliche Meteor. Alles, was einen Augenblick überrascht und sich dann erschöpft hat, pflegen wir genial zu nennen, in Künsten und Wissenschaften. Das Geniale soll weder Toilette machen, noch sich konserviren, es muß unsern Begriffen zufolge schon früh graues Haar bekommen und entweder mit dem Trunke oder dem Tollhause oder dem Selbstmorde enden. Goethe sah es in der aufgeregten Zeit, in der er lebte, um sich, wie sich in der That die deutschen Genie's zu entwickeln pflegten, und machte die Sophrosyne zum Präservativ gegen frühe Verpuffung. Des Genialen sich tief bewußt, nahm er eine nüchterne Eigenschaft des Talentes zu sich herüber, den Takt, und brachte in die gährende Masse seines Innern früh eine versöhnende, mildernde und zurückhaltende Neutralisation. Mit dem Salze des Taktes machte er seinen Vorrath an Genie dauerbar und erhielt sich bis auf den letzten Lebensmoment, wenigstens in Anschauungen, Begriffen, wenn auch weniger in der Produktion selbst, die jugendliche, ursprüngliche Frische. Man nennt Goethe's Philosophie egoistisch: ja, verbindet diesen Egoismus der Selbsterhaltung mit seinem Genie

und Ihr werdet begreifen, warum sein Genie die Physiognomie des Talentes hatte.

Talent ist Form, Genie Stoff. Jenes steigert sich in der Anwendung, dieses kann verbraucht und muß ökonomisirt werden. Keiner der großen Geister vorangegangener Literaturen, die sich in großen Produktionen dem Gedächtnisse der Nachwelt erhalten haben, von griechischen, spanischen und englischen Männern, ist so bewußt- und taktlos gewesen, so wenig berechnet und verständig, wie man sich gewöhnlich das Genie vorzustellen pflegt. Ganz abgesehen von Pindar, von dem der Uneingeweihte kaum ahnet, daß sein „dithyrambisch-" ekstatischer Schwung das Produkt einer höchst vorsichtigen, gemessenen, berechneten und logisch disponirten Ausführung ist, so existirten von dem Genie des Sophokles, wie von einem talentvollen Vielschreiber, hundert Tragödien. Die Griechen hatten auch ihre genialen Ephemeren, ihre Lenz und Klinger, z. B. einen Stesichorus und andere epischlyrische Dichter, von denen uns die Zeit nur wenige Bruchstücke übrig ließ und deren Originalität, so ausgezeichnet sie war, ihnen dennoch nicht die Dauer sicherte. Sie zerplatzten wie bunte Seifenblasen. Und weil Shakespeare dauerte, sollte er deßhalb weniger originell sein? Wo ihm Mittheilung oder Lektüre eine hübsche Sage zutrug, schnitt er sie für sein poetisches Ideal zurecht, und wird als ein Meister verehrt, selbst indem er seine Stoffe, ja halb seine Stücke, z. B. Lear, von Andern entlieh. Hier ist etwas vom Handwerk, und wer würde sagen, daß das Genie fehlt?

Das Geniale muß also in der That immer erst da beginnen, wo die Ausführung des Dichters beginnt und der

göttliche Funke kann auch etwas sein, das in ihm wohnt, ohne ihn stündlich hinzureißen, das sich sogar einschließen, bewahren und erst für den vorkommenden Fall in Arbeit setzen läßt. Goethe griff nach Allem, dem er eine eigenthümliche, d. h. die gehörige Gestaltung zu geben wußte und war weit entfernt von jener Gewissenhaftigkeit des Talentes, jedes Ding in allen seinen Nothwendigkeiten zu erschöpfen und es über die bloße Skizze in ein vollkommenes Gemälde hinüberzuführen. Mit den Gegenständen der Kunst kann nur derjenige spielen, welcher ihnen gewachsen ist. Das Talent wird jeden Vortheil wahrnehmen und einen Besitz, den es erhaschen kann, nicht anders, als in ganzer Vollständigkeit nehmen. Das Genie, seiner Zulänglichkeit sich bewußt, läßt die Dinge an sich kommen und ist sorglos genug, daß es oft vom Talent übertroffen wird. Das Talent zeigt sich immer nur in seiner Anwendung; das Genie ist etwas Solidarisches, wo eine ausströmende einzelne Anwendung, wenn sie einmal nicht gelingt, doch niemals bewirkt, daß das Ganze, was daheim bleibt, dafür verantwortlich gemacht wird oder im entgegengesetzten Falle dem Ganzen etwas genommen scheint. So will ich einem Jeden überlassen, diese Parallele noch weiter durchzuführen und sich über Goethe der Ansicht zu nähern, welche wir noch weiter entwickeln werden.

Es soll denn auch gar nicht verschwiegen werden, daß die Opposition gegen Goethe sich aus einer Thatsache im menschlichen Gemüthe herschrieb. Wir sind selten geneigt, dasjenige auch nur liebenswürdig zu finden, was von Menschen, die wir hassen, angebetet wird. So kam es, daß in der Bewunderung Goethe's die Wärme, die Hitze der Einen die Wärme der Anderen erkältete.

Goethe fand eine Menschenklasse, die mir, weil sie dem Genie unentbehrlich ist, eine providentielle Bedeutung zu haben scheint. Das arme Genie, wenn es allein steht! Was sollen die großen Gedanken, wenn sie nur begaffte und unentzifferte Pyramiden sind! Jeder Prophet muß seinen Apostel, jedes Genie seinen Lustigmacher haben. Der Enthusiasmus übernimmt für die Rechnung des großen Hauses sein kleines lobpreisendes Detailgeschäft. Es reist auf die Firma seines Gottes und bringt dessen Gold und Silber als Scheidemünze unter die Leute. Die Sprache der Götter und der Menschen muß durch Dolmetscher vermittelt, das Genie muß erklärt, auseinandergesetzt und mit Beispielen belegt werden.

Kant und Goethe haben in Deutschland die meisten Ausleger gefunden. Zahllose Zwerge kamen, welche sich aus dem Rockärmel dieser Riesen vollständige Kleider schnitten. Kant und Goethe unterscheiden sich in dieser Rücksicht nur so, daß jener vervollständigt und popularisirt, dieser hingegen ausgelegt und ins Wunderbare hinaus mißdeutet wurde. In Norddeutschland wurde Goethe zu einem System erhoben und Herr Schubart ist in der That ein recht geschickt ausgebauter Flügel desselben. Was wir oben von Goethe behauptet haben, daß sich ein ganzes Leben nach ihm einrichten ließe, bewährte sich hier. Herr Schubart lebte und webte in Goethe; er war die Wahrheit, die ihn freigemacht hatte, und sein Jünger würde sich nie zu einer Handlung bekannt haben, ohne den Calcul, was Goethe in diesem Falle denken oder thun würde. Es war ein sonderbarer Widerspruch, daß Herr Schubart die Hegel'sche Philosophie angriff, die es doch ihrerseits an enthusiastischen Beziehungen zu Goethe nicht fehlen ließ. Möchte man nicht verführt werden, hier

an Eifersucht der Liebe zu denken? In der That, es kam Goethen ein Wettstreit der Huldigung entgegen, von dem man nur wünschen möchte, daß er weniger exclusiv gewesen wäre. Die Verketzerung solcher, welche nur selten im Tempel erschienen, um anzubeten, regte deren Unmuth auf und sie gingen hin, die Fahnen der in Süddeutschland aufgesteckten unmittelbaren Rebellion gegen Goethe zu vermehren wenn auch wohl sonst die von W. Menzel dabei gerührte große Trommel ihren Ohren wehe that.

Seit wenigen Jahren haben sich große Veränderungen zugetragen. Die statt Goethe empfohlenen Namen Tieck, Jean Paul und sonst die ganze romantische Schule, gewährten keine Muster für den Fortschritt derjenigen Geister, welche an die Möglichkeit einer neuen Literaturschöpfung für Deutschland glauben. Man mußte auf dasjenige zurückkommen, was befruchtet. Es mußte ein Grab nicht nur vor Hyänen, die verwesende Leichen witterten, geschützt, sondern auch an dem alten lebendigen Gedächtniß unsers großen Dichters mußten diejenigen Gesetze der Kunst, diejenigen Thatsachen der der Literatur entwickelt werden, welche Saatkörner der Zukunft sind. Ein ins Meer versunkenes Schloß taucht wieder auf und wird Pharus in der hyperboräischen Nacht. Selbst wo uns Goethe keine Resultate gibt, regt er die Dialektik an und kann durch das, was er nicht gerade selbst anbietet, sondern nur zuläßt, für die sich in Deutschland einleitenden Discussionen dasjenige werden, was Aristoteles dem Mittelalter war. Denn auch Aristoteles wurde für Dinge angewandt, die er nicht gekannt hatte und diente als Berufung für Philosopheme, wofür sich in seinen Schriften nur die Principien finden.

## II.

Vor einiger Zeit versuchte Görres eine Genealogie Goethe's, welche von der in den Taufbüchern der Frankfurter Kirchen notirten sehr verschieden war.

Görres theilt die Menschen in zwei große Feldlager ein, hüben die Genialen, drüben die Philister, und fährt dann fort: Ein Fürst der Genialen, ein im Himmel apanagirter Prinz soll es gewesen sein, der sich zu einer Tochter der Erde herabließ, zu einem Aschenbrödel, ein Gott zu einer Bajadere. Mit dieser habe er in unrechter Ehe Wolfgang Goethe gezeugt.

Umgekehrt scheint es, daß man das an Goethe Prosaische, Untergeordnete oder, um ihn recht zu charakterisiren, Bedenkliche vielmehr auf Rechnung seines Vaters setzen muß. Von Seiten der Mutter wird dem Menschen nie etwas Untergeordnetes angeboren.

Wenn Goethe's Poesie durch einen Fehltritt entstand, so verirrte sich im Gegentheil eine Fee des Himmels mit einem jungen, servilen Pagen. Dieses Umganges Frucht war ein

junger, verschämter, mädchenhafter Gärtnerbursche, der am Hofe seiner Mutter lebt; ein junger Mann mit viel besorglichen Rücksichten, aber voll des naivsten Mutterwitzes der die herrlichsten poetischen Schwingen bekömmt, wenn seine Prinzessin Mutter in seidenen Gewändern an ihm vorüberrauscht, ihn mit wunderbarer Zärtlichkeit anblickt und den duftenden Blumenstrauß empfängt, den er ihr höflich darbietet. Verliebt sich nun der natürliche Sohn sogar in seine Mutter, als Oedipus in Jokasten, so wüßt' ich nichts, was das Eigenthümliche Goethescher Lizenz über Sitte und Moral vollkommener charakterisiren könnte.

So ist Goethe's Auftreten in allen bürgerlichen Beziehungen resignirend, bedächtig und die sozialen Abstände ermessend. Ist es doch, als lehnte er sich gleichsam an seine eigene heroische Gestalt, die Arme auf den Rücken zurückgelegt, imponirend, weniger durch das, was er bei Andern an freier Bewegung hinderte, als durch das, was er ihr zu gestatten schien. Seine Erscheinung vernichtete durch die Rolle, die man übernehmen, durchführen und tüchtig spielen mußte, um nicht ganz in seinen Schatten zu fallen.

Das Haus und die Familie, die stille Sittlichkeit und Naivetät der bescheidenen Existenz, ja sogar Blödigkeit, wenn ihr die Erziehung nicht einige Haltung gegeben hätte, waren an Goethe das Nächste. Doch hier begannen schon seine dichterischen Uebergänge in andere Sphären. Aus der Beschränkung kleiner Kreise spann sich Goethe's poetischer Faden hervor, aus dem Rocken an der schnurrenden häuslichen Spindel, aus dem Leib der behäbig sich schmiegenden Katze, kurz aus deutschen Elementen, wie sie im Götz, im Faust, im

Egmont zu so meisterhaften und unsere Herzen magnetisirenden Geweben sich zusammenfügen *).

Die Familie, das Häusliche, ja sogar das Philisterhaftdeutsche ist der Leib, aus welchem die höhere Psyche der Goetheschen Lebensanschauung emporsteigt. Es ist ein Winken nach einem fernen Heimathlande, ein süßes Locken nach den Grotten der Natur und dem Empyreum des Geistes, es ist der rauschend vorüberklingende Moment, als die Götter über die Geburt eines Genies zu Rathe gingen. Und der Auserwählteste der Sterblichen schwebt dem geheimnißvollen Winken nach, mit den rauschend entfalteten Schwingen der Poesie, die Pforten des Himmels öffnen sich und werfen die glänzenden Lichtströme der Sonne in ein Auge, das nicht erblindet, da es Verwandtes sieht. Jetzt wird Goethe der

---

*) Die Poesie bildete sich hier sogleich mit einer Maxime. Der Uebergang von den Erinnerungen an den mütterlichen Ursprung und dem Hause und der von Goethe ziemlich kalt aufgeworfenen Frage: Was ist das Vaterland? ergab sich bald. Goethe leugnete das Schöne und Herrliche in den Bardentendenzen Klopstock's und Sined's gewiß nicht; im Gegentheil tadelte er seine Zeitgenossen, daß sie lieber auf französische Flitter blickten, als auf jene goldenen Harfen, welche die ermüdenden großen Sänger in Deutschland aufgehängt hätten, aber er las ein Buch von Sonnenfels über die Liebe zum Vaterlande und fand es sehr lächerlich. Er gestand offen, eine Erziehung zum crassen Patriotismus der Römer läge nur im Interesse gefahrvoller Zeiten und könnte, zum absoluten Gesetze erhoben, den Ruin aller Civilisation herbeiführen. Das Schlechteste, worauf sich in der That eine Nation gegen die andere berufen kann, ist der bloße Patriotismus. Ein unbeholfener und deutscher Bär entschuldigt seine Verstöße gegen den Anstand sehr schlecht, wenn er brüsk sich umwendet und an seine Lenden schlägt, die von T h u i s k o n stammen! Sagte nicht Themistokles schon, das Liebenswerthe sei niemals die Scholle des Landes, sondern treffliche Institutionen? Goethe fürchtete, daß durch Schriften, wie die von Sonnenfels, die Leerheit der Köpfe mit einem Lärm angefüllt würde, den tüchtigere Dinge und besonders die Erkenntniß der eigenen Oberflächlichkeit hätten ersetzen sollen. Er philosophirte mit Recht, daß man in Zeiten der Ruhe die Erziehung, statt an den Nationalhaß und den patriotischen Spektakel, an die Familie und die Bildung im Schoße der Guten und Edeln anknüpfen müßte.

freie Göttersohn des Himmels und schreitet stolz und keck durch eine Welt, die ihm Spielzeug ist. Titanenideen ergreifen sein Hirn, während er durch die Wälder und Berge streift, die Sprache wirft den Reim von sich, seine Einfälle sind erhaben, wahnsinnig, humoristisch, bis sich an dem Versuche einen Prometheus zu dichten, endlich die wogende und schäumende Welle bricht und in dem Moment, wo der fiebernde Trotz des Genies Krankheit wird, die rothwangige besonnene und vom Vater geerbte Gesundheit der transcendentalen Krisis zu Hülfe kommt; dann genas er allmälig in eine Mäßigung, innerlich gesund, doch noch im Auge die Spur des Unheimlichen tragend, bis er zuletzt mit frischgesammelter und die Erinerung des ganzen Himmels in sich tragender Kraft den Faust schuf. Prometheus, in der Anlage, die uns fragmentarisch erhalten ist, konnte ein Titanendrama werden, das auf Deutschland vielleicht gräßlicher gewirkt hätte, als Werther's Leiden; aber wir hätten mit ihm auch den Dichter verloren. Denn die Idee dieses Prometheus ließ sich nur mit einer Einseitigkeit durchführen, die derjenige haben muß, welcher seine Rechnung mit dem Leben und seiner Wirthin abschließt, das letzte Geld und die Uhr auf den Tisch legt und zu enden weiß. Goethe hat sich Zeit seines Lebens von der Prometheusfabel nicht erholen können. Sie spukte in allerlei Formen wieder in ihm durch, aber die Zurückhaltung der Leidenschaft erkältete zuletzt die Auffassuug.

Geh vom Häuslichen aus und verbreite dich, so du kannst, über alle Welt! Hiermit bezeichnete Goethe selbst den Weg, den seine Poesie zu ihrem Ziele nahm. Es ist die eigentliche Zauberformel welche ein ganzes dichterisches Geheimniß erschließt.

Sie war das Symbol des Goetheschen Lebens in auf- wie in absteigender Linie. Aus beschränkter Sphäre hinaus sich drängend wurde seine Sehnsucht schnell ein poetisches Bild, das seinen Schritten voranschwebte und ihn lockte und Berge und Thäler vergessen ließ, die er durchwanderte, um die in immer schöneren Farben und deutlicheren Umrissen sich malende Anschauung einzufangen. Jeder Anfang in Goethe war harmlos und vom Nächsten ausgehend. Ja er versprach in erster Jugend so wenig, daß er selbst von Herder in Straßburg, der schon Standpunkte, Uebersichten und Allgemeinheiten gewonnen hatte, für linkisch in der Auffassung und Schönheitsbeurtheilung angesehen wurde. Goethe's poetische Entwickelung war ein träumerisches Ausspinnen seiner häuslichen Zustände und primitiven Eindrücke und so hinaus über die Vorurtheile, Gesetze, Sitten hinweg, bis in die Alpen-Regionen des freien Gedankens und der dichterischen Wahrheit. Ein rüstiger Wanderer, zieht er von seiner Heimath aus und lernet Schönheit, zurückblickend in ein sonniges vom gelben Strom durchschlängeltes Thal, fern der blaue Rand der Gebirge, die unvollendete Kuppel des Frankfurter Domes, ein rauschendes Treiben, das der Dichterjüngling verlassen kann, ohne aufzuhören, es zu lieben. Dies war für Goethe entscheidend, denn jeder andere Genius pflegt die Metamorphosen seines Dichtens und Lebens in sich wechselseitig zu zerstören und nicht selten auf das, was er heute war, morgen, wie schon auf das Unwürdigste, zurückzublicken. Goethe gab seine primitive Anschauung niemals auf, sein häusliches Vermächtniß, das Stillleben der bescheidenen Existenz, auf welches er sich immer wieder zurückziehen konnte, wie ein industrieller Spekulant nach großen Gewinnen oder Verlusten auf seine

liegenden und für ein würdiges Dasein noch zureichenden Gründe.

Will man Göthe's Steigen aus der Häuslichkeit zur Verbreitung über alle Welt mit einem Bilde vergleichen, das ihm ganz besonders gegenwärtig war, so nehme man seine Wanderung nach Erwin's Grabe, seine Besteigung des Straßburger Münsters, wo er auf jeder einzelnen Station inne hielt und ein Gebet des vom Schöpfergeist durchdrungenen Dichters an den großen Meister des Baues richtete. Auf der letzten Platte blickte er in die sonnige Ebene des gesegneten Landes, weit hinaus in die blauen Ahnungen der Schweiz und heimathlich gen Speier und Worms; das Herz frohlockte der unermeßlichen Augenweide und schmiegte sich dankend an das, was ihn auf diesen so wunderbar erhöhten Gipfel trug, an die Kunst, und wie ein Seher seiner eigenen Zukunft schrieb er den bedeutungsvollen Spruch, daß alle Poesie innere, individuelle Keimkraft ist und ein dem Genius sich von selber gebendes Anschwellen der Gefühle für Maß und Verhältniß.

Die absteigende Bewegung fehlte bei Goethe nicht und in neuerer Zeit ist sie sogar mehr besprochen worden, wie die aufsteigende. Hatte Goethe einmal in dem Allgemeinen vergeblich getastet, dann zog er zur rechten Stunde behutsam seine Fühlfäden zurück. Er verspätete sich niemals beim Ideale, oder genoß die Umarmungen der Phantasie länger, als der Mond am Himmel stand. Hatte er gegen die Prosa einen poetischen Feldzug geführt, so zog er es doch vor, was die Winterquartiere betraf, sie lieber in der Prosa selbst zu nehmen. Wer ihm hieraus einen Vorwurf macht, was betrachtet der? Nur das Ziel, nicht den Gang selbst.

Wenn Goethe aus der Poesie herabsteigt, so flüchtet er sich nicht in die Familie, sondern er sucht sie zu produziren. Nicht die Prosa beginnt jetzt, sondern die Philosophie. Die Produktion der Familie ist das Himmelszeichen, durch welches die Wintersonne Goethe's schreitet. Mißgunst der Zeiten, Unbehaglichkeit der öffentlichen Meinung, getäuschte Berechnung historischer Ereignisse drängten ihn aus idealischen Anschauungen heraus und bannten ihn in einen engen Kreis, den er unter Sturm und Ungewitter als das Letzte zu retten suchte. Die heiligen Begriffe, welche Goethe mit der Familie verband, verscheuchen den Gedanken an die winterliche Bequemlichkeit eines warmen Ofens, die ein Ermüdeter oder Träger gesucht hätte. Die Familie war Goethen, von allem menschlichen Dasein, wie Jean Paul sagen würde, die Essigmutter, das Saatkorn und die Garantie jeder andern möglichen Entwickelung im Politischen und Nationalen. Alle spätere Poesie unseres Dichters ist von diesen Vorstellungen über die Produktion der Familie ergriffen. Bezüge des Anstandes, Zurückhaltungen mancherlei Art, mischen sich in die leidenschaftlichen Motive; aus der Geselligkeit entsteht die Gewohnheit, aus der Gewohnheit das Wohlwollen, aus dem Wohlwollen die Neigung, aus der Neigung die Liebe und aus ihr freilich, genährt durch die lange conventionelle Zurückhaltung, zuletzt die glühendste Leidenschaft. Ob Goethe positiv oder negativ verfuhr, ob er uns in späteren Jahren eben so übermäßig vorbereitete, wie er in seiner Jugend durch die plötzlichen Schläge uns überraschte: immer blieb das Resultat etwas, das uns blendete, weil es Alles für sich hatte, Alles in der Wahrheit und Schönheit.

Fanden wir somit im Häuslichen die genetische Grundlage der Goetheschen Dichtungsweise; so können wir selbst die Entwickelung fernerer Originalitäten unseres Dichters an dies familiäre Princip anknüpfen. Wir werden finden, daß, wenn wir selbst über die ersten Prämissen einer literar-historischen Kritik, über die Sprache und die Gelegenheit seiner Dichtungen sprechen, besonders aber die lyrische Empfindung Goethe's zergliedern, daß sich alle unsere Urtheile hierüber an die eben eingeleitete Betrachtung unmittelbar anreihen können.

Eine Geschichte des Goetheschen Styles ist leider erschwert durch die Discretion gegen Andere oder die Furcht gegen sich selbst, welche Goethen bestimmte, alle aus seiner Entwickelungsperiode herstammenden Briefe zu vernichten. Diese Correspondenz ist nicht das Geringste, was die deutsche Literatur seit jener Epoche, wo mit Goethen eine Veränderung vorging, die ihn all seinen Freunden unerklärlich machte, an dem Dichter verloren hat. Veranlassung zur Vernichtung sieht man weniger als Entschuldigung. Ich glaube die letztere in der Koketterie zu finden, welche die damalige Zeit mit sich selber trieb; in den Lavatereien, wo die flachsten Menschen auf den Gedanken kamen, sich für physiognomische Bedeutsamkeiten zu halten. Diese Richtung haßte Goethe und persiflirte die Süßlichkeit des einreißenden Tones, die wechselseitigen Liebesversicherungen einander sich wildfremder Menschen um so lieber, als er sich selbst eine große Schuld an diesem empfindsamen Modetone durch seinen Werther beimessen durfte. Ich sage nicht, daß Goethe sich vor den Schwärmereien seiner verloren gegangenen Correspondenz fürchtete, aber er nahm ein Aergerniß an dieser Selbstbe-

spiegelungsseuche, die in eine wahre Apotheose alles Unbedeutenden ausarten zu wollen schien. Aus diesem Grunde vernichtete er seine Correspondenz und wir haben an dieser Uebereilung eben so sehr den Verlust literar-historischer Thatsachen, wie biographischer Handhaben für Goethe's Entwickelung selbst zu beklagen *).

Die kleinen Billete Goethe's, welche in dem neulich erschienenen Briefwechsel Merck's mitgetheilt sind, charakterisiren unseres Dichters stylistische Eigenthümlichkeiten bis ins Komische so grell. Goethe's heimische Sprache ist kurz, abgerissen, ohne Verbindungen, durchaus das lebhafte Produkt eines in sicherer Familie auf festem Fuße gebildeten Willens. Der Ton ist naiv befehlend, herzlich bis zur Vertraulichkeit und immer hastig wie im Dialog. Das Meiste in dem, was gesagt wird, soll sich gleichsam schon von selbst verstehen und man sieht die Ungeduld hervorbrechen, daß man nicht schon am Auge wahrnimmt, was zu sagen der Mund sich erst so weitläuftig in Bewegung setzen muß. Dann hilft sich die Lebhaftigkeit und Ungeduld, um die Auseinandersetzung zu vermeiden, gewöhnlich mit Sprüchwörtern, die das Gespräch immer objectiv, immer im Zusammenhange der gesunden Vernunft und dem, was gar nicht anders sein kann und was ja Jedermann gleich einsehen müsse, zu erhalten suchen. Ein solcher Styl widerspricht immer, erwartet aber selbst keinen Widerspruch.

Als man Goethen in Leipzig, wegen seiner unmeißnerischen Art zu sprechen, auslachte, glaubte er sich durch seine

*) Die spätere Herausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und der Gräfin Auguste von Stollberg hat das Empfindliche des Verlustes nur noch mehr herausgestellt.

oberdeutsche Nationalität entschuldigen zu können; auch in Dichtung und Wahrheit hat er über seine Spruchrede recht hübsche Anmerkungen gemacht; allein ich glaube was er auf die Nationalität schiebt, ist gerade durch sein Familienprincip und besonders durch die Lokalität seiner Erziehung zu erklären. Noch wiederholt sich in Frankfurt, was Goethe an sich erlebte. Eine so eng zusammengerückte wohlhabende Gemeinsamkeit, wie sie Frankfurt darbietet, hebt heute das jugendliche Bewußtsein früh aus seiner unbestimmten Dämmerung heraus. Die mannichfachen auf Gewerb und Vermögen sehr einflußreichen Verwandtschaften treiben die Kinder bald in den Vordergrund und zwingen ihnen bei Zeiten eine Reife auf, welche den Jahren zuvorkommt. Von allen Seiten sind zwar die Schranken sehr nahe gezogen, doch herrscht in ihnen die Frucht des Reichthums, eine gar löbliche Freiheit, begünstigt durch das erfreuliche Gefühl der Eltern und Verwandten, wenn sie die Fortpflanzer der gemüthlichen Aristokratie ihres Namens frischblühend und die künftige Selbständigkeit sogar durch einen mit schwerem Herzen bestraften Trotz verrathend um sich sehen. Dabei sind viele Begriffe traditionell und müssen sich als solche erhalten, weil die größte Freiheit sich ja immer als die sicherste Beschützerin des Gesetzes zu bewähren pflegt. In diesen Kreisen können sich die träumerischen, mürrischen, sich isolirenden jugendlichen Charaktere der Provinz und der großen Hauptstädte nur bei besonders ungünstigen Vermögens-, Verwandtschafts- und Familienumständen entwickeln. Ja auch das Genie bricht hier nur selten hervor, da sich die Bildung des jungen Mannes frühzeitig in eine allgemeine, gesunde und tüchtige Verstandesrichtung nivellirt. Was hier auf die Jugend wirkt, ist das Beispiel. Früh versteht die

Jugend die Manieren des Alters und macht sie nach, da sie ihr ehrwürdig erscheinen. Die Begriffe überliefern sich schnell, Haltung, Benehmen, Alles drückt sich, wie mit einem Spiegel in der weichen Bildungsmasse ab und die Sprache mit ihren körnigen Erfahrungssprüchen, stehenden Redensarten und dem lexikographischen Umfange, der auch gerade dem Umfange der Begriffe gleich kommt, ist von der Jugend früh dem Alter abgelauscht. Zuletzt verhindert die muntere lachende Gesundheit und Freiheit, in dem Allen — Altklugheit zu finden.

Auf Goethe ist die Anwendung leicht gemacht. Sein Sprache war früh reif, vollständig, keck. Sprichwörter ersetzten das noch mangelnde eigene Urtheil. Noch seine ersten Produktionen sind ganz mit diesem Lakonismus geschrieben, den Goethe, z. B. im Götz, nicht vom Mittelalter oder vom Volke zu entlehnen brauchte, sondern der seine eigene Natur war. Die Wendungen körnig, die Verbindungen abgerissen. Partikeln in Fülle, wenn sie den Ton nüanciren und gleichsam der Accent des Styles sind, und fehlend, wo man sie als Ruhepunkte des logischen Processes und der künstlich ausgesponnenen Dialektik zu brauchen pflegt. Die Weitläuftigkeit der persönlichen Fürwörter wird vermieden, als verstände es sich von selbst, ob ich oder du oder er gemeint ist. Auch ging dies kurze, die Sprache um ihre Privilegien prellende Verfahren auf Goethe's erste Versifikationen über. Man glaubt, Goethe habe bei seinem Puppenspiel und den satirischen Kleinigkeiten an Hans Sachs und dessen Weise gedacht. Gewiß nicht, er lernte ihn erst später kennen; es war dies etwas Angebornes, das selbst in der Kunstprosa des Veteranen als Reminiscenz öfters zurückkehrte und durch

die später so kalten und bedächtigen Abstraktionen als ein gar ergötzlicher Transparent zuweilen hindurch schimmerte.

Wenn Goethe im späteren Verlauf seines Dichterstrebens diesen naiven Volkston verließ, so adoptirte er doch keinesweges eine ihm dargebotene fremde Ausdrucksweise. Zum Glück, wie zum Nachtheil der deutschen Literatur war die Sprache, ihr Organ, niemals auf den bestimmten Kammerton einer akademischen Scala gestimmt. Frankreich hat eine Dichtersprache, die man einmal adoptiren muß, will man den Kothurn betreten oder auch nur auf dem Haberrohre der Idylle blasen. Dies beeinträchtigt die Originalität, hält aber auch, wie Goethe selbst in seinen Entwürfen über den Dilettantismus bemerkt, die Unzulänglichkeit und die Liebhaberei zurück. Deutschland hat bei seiner bildsamen und von keiner Crusca bevormundeten Sprache doch das Unglück, daß mit ihr alle Welt in die Literatur hinein pfuschen kann. Wäre unsere Literatur im vorigen Jahrhundert nicht durch ihre klassischen Kräfte im Aufschwunge gewesen, es würde den zahllos auftauchenden Naturdichtern und Dilettanten gelungen sein, sie mit einem Schlage in die Anarchie zu stürzen, in welche sie jetzt durch eine allgemeine Pfuscherei allmälig noch zu kommen droht.

Klassische Muster boten sich Goethen an. Er verschmähte sie alle, bis auf ein Beispiel, dem er nicht widerstehen konnte. Wer seinen ersten prosaischen Versuch, zum Andenken Erwins von Steinbach, gelesen hat, scheidet den Antheil, welchen Hamann an dem Style desselben hat, sehr leicht heraus. Der Ton ist hier auch prophetisch, die Wendung apostrophisch. Dogma und Polemik wechseln ab. Die Bilder sind gelehrt, die Leidenschaften gegen die Franzosen und Pfaffen überraschend grell, das Ganze endet wieder mit Prometheus, dem

Goetheschen Steckenpegasus. Doch schon ist Klang in diesem Weihegebet, ein Gefühl für jene Rundung, die die Sprache des Egmont und Clavigo für die Recitation fast noch willkommener macht, als die Schiller'sche. Allmälig wurde Goethe Meister dieses üppigen fleischigen Ausdrucks seiner zweiten Periode, der elastisch weicht und zurückkommt, wogend und wallend wie das Meer und, mit etwas rhorischem Numerus rauschend, doch nie anders als in sanft schmelzender Zerkräuselung sich am Ufer bricht. Der Wellenschlag des mittelländischen Meeres lockte das Gefühl des Taktes und der rhythmischen Abmessung, und die Herrlichkeit dieser Prosa fluthete dann hinüber in Tasso's und Iphigeniens melodischen Jambus. Seine Poesie wird Athmen der Natur. Die Natur spricht, spricht in Tönen, Musik ist die Seele seiner Schöpfungen; mag er nun in Venedig, am Ufer des Lido, bunte Epigrammenmuscheln fischen, oder auf dem Nacken einer Römerin die fleischigsten Hexameter trommeln.

Goethe hatte Noth sich von Formen loszureißen, die ihm leicht wurden und Vergnügen machten. Er opferte ihnen wohl einen zufälligen Inhalt, fühlte aber bald, wie wenig ächt dies war, dauerte nicht aus und blieb im Fragmente stecken. Was trieb ihn nicht alles zum Hexameter? Was opferte er ihm nicht! Wolf's Zweifel an der Einheit der Ilias, Vossens Geheimniß über den rechten Bau des Hexameters, das erst mit dem Tode Klopstock's veröffentlicht werden sollte, hielten Goethe's epische Interessen in fortwährender Spannung. Er gesteht selbst, daß ihn das metrische Bedürfniß zu Reinecke Fuchs getrieben. Gott sei Dank, Achilleis blieb schon ein Fragment. Aber die epische Breite hatte ihn erfaßt und zwang seinen Genius zu einer neuen

Metamorphose, zur Cultur einer Prosa, deren glänzende Entfaltung die schon erschienenen Bände Wilhelm Meister's ahnen ließen.

Goethe's prosaische Diktion verdient eine Betrachtung, die sich vom Dichter unabhängig anstellen läßt; denn hier ist in der That ein Maßstab entdeckt, durch welchen die schwankenden Bestimmungen über den deutschen Ausdruck geregelt werden sollten. Von der gelehrten Bilderfülle Jean Paul's und dem Naturalismus der Modernen wird man immer auf jenen bezaubernden Ton zurückkehren müssen, welcher, reich an Gesetzen, in Goethe's Prosa herrscht. Diesen geglätteten Marmor nachzuahmen, möcht' ich weniger anrathen, als ihn zu studiren.

Goethe's Prosa ist kein Ausdruck der Unmittelbarkeit, man sieht in ihr die Sprachwerkzeuge nirgends selbst oder die Gehirnfiber transparent hindurch schimmern, welche den Gedanken oben auf ihrer Spitze trägt. Nirgends verräth sich die logische Maschinerie oder ein dialektischer Kampf der Idee mit dem Stoffe; sondern Goethe's Prosa ist eine Perspective des Theaters, ein überdachtes erlerntes, vom schaffenden Gedankensouffleur leise zugerauntes Stück. Goethe reproduzirt sprechend, was er im selben Momente denkend schuf. Die Dinge sprechen bei ihm nicht selbst, sondern sie müssen sich an den Dichter wenden, um zu Worte zu kommen. Darum ist diese Sprache deutlich und doch bescheiden, klar ohne dadurch aufzufallen, im Extreme aber diplomatisch.

Dem Jean Paulismus oder der modernen Naivetät lauscht man neugierig zu und dennoch strengt die Lektüre an und nimmt alle unsere Geistesthätigkeiten in Anspruch. An

Goethe's Prosa arbeiten wir mit, unterstützen die Produktion des Gedankens und schließen, da Goethe's Bericht immer nur das Spiegelbild der Reflexion ist, von dem Bilde auf sein Gegenüber. Vergleicht man Göthe's Prosa, wie das wohl geschehen ist, mit der oceanischen majestätischfluthenden Ruhe des Weltmeeres, so ist doch nur der äußere Anblick so stille, gezähmte Leidenschaft. Goethe's Anregungen sind belebend und reproduktiv und so hat diese trügerische Ruhe eine überwältigende Unterlage, eine Wirklichkeit, gerade so wild und schroff in uns wieder auftauchend, wie der Dichter sie in sanften schlummernden Träumen erzählt. Das Aeußerliche dieses Geheimnisses wird unzählig nachgeahmt, man scheint dabei vergessen zu haben, daß Goethe's Prosa nur für die Erzählung als Organ der epischen Dichtung klassisch ist. Am glücklichsten sind darin die Herren Carus in Dresden und Varnhagen von Ense in Berlin.

Man muß aber nicht übersehen, daß Goethe selbst ein Mißverständniß veranlaßte. Indem er diese Sprache mit ihrer höchstzerbrechlichen Kostbarkeit selten mit Auswahl und Sparsamkeit benutzte, so verwischte er ein wenig ihren klassischen Stempel. Die Reproduktion verwandelte sich in Abstraktion. Alle konkreten Anschauungen verflüchtigten in formlose Verallgemeinerungen, das Handgreiflichste verhüllte sich in mystifizirende Nebelflöre und das, was sich krystallinisch gebildet hatte, zerschmolz in sehr vague Flüssigkeiten. Ja diese abstrakte Ausdrucksweise Goethe's theilte sich zuletzt sogar der Poesie seines Verses mit. Wenn auch der Reim und das metrische Gesetz hier die Verallgemeinerungen beschränkte, wenn sich gerade im Gedicht diese ausweichende Diplomatie in eine besondere Geheimnissung und Wichtigkeit

verwandeln konnte, so schützte uns doch nichts davor, daß wir zuweilen das Unnützeste in die vielversprechendsten Kleider gehüllt sahen. Wer erinnert sich hier nicht der Artikelauslassungen, der Infinitiv- und Partizipial-Construktionen, des Superlativs für den hinreichenden einfachen Grad, kurz eines Tones, der „hier erweiternd, dort beschränkend, sanft zum Einen Anderes lenkend, Alles in dem Schönen, Reinen, schönstens suchte zu vereinen?" Oft aber drang durch diese häßlichen Töne noch eine jugendliche Naivetät und ohne Aufhören wurden sie entschuldigt durch des Alters redselige Lust der Mittheilung, die uns auch hier so Manches hinterließ, was wir zur Charakteristik unseres Dichters schmerzlich vermissen würden.

Wir kehren zum Häuslichen zurück, wenn es sich nächst der Diktion um die Veranlassungen der Goetheschen Produktionen handelt.

Man weiß, welche hohe Meinung der Dichter von der Gelegenheitspoesie hatte. Fast alle seine Dichtungen gab der Zufall an. In seinen Jugendkreisen herrschte ein heiterer geselliger Ton, der sich durch wechselseitige Anregung dauernd erhielt, der den Einzelnen hervortrieb, indem ihn die Masse unterstützte, und der zunächst im vorzüglichsten Grade die Satire begünstigte. Goethe verlebte eine Jugend, die rings von geselligen dichterischen Aufforderungen umgeben war. Sein Vater war ein origineller Mann, in dessen Kopfe sich praktische Ideen und Pläne durchkreuzten und der um jeden Preis auch den Sohn dafür gewinnen wollte, der sich aber auch von dem Ehrgeize nicht trennen konnte, an seinem Sohne auch den Ruhm eines schönen Geistes zu erleben. So ging kein Familienfest ohne poetische Verherr-

lichung hin. Das Verhältniß zu Lili zeigt uns selbst den Verfasser des Werther und Götz noch mitten in diesen Anregungen des Zufalls immer mit neuen Einfällen und unermüdlichen Opfergaben auf dem Hausaltar der Geselligkeit. Liebend oder spottend wurden die Originalitäten der Umgebung dargestellt, die Pläne gestalteten sich schnell und verkörperten sich in den leichtesten und zufälligsten Formen.

Wenn auch Goethe gegen diese Produktionen streng war und sie vernichtete, so konnte er doch niemals diesen Instinkt eines plötzlich und unmittelbar auflodernden Interesses unterdrücken. Alles Neue ergriff ihn lebhaft und zwang ihm die Aeußerung der darüber angeregten Empfindungen ab. Die Poesie war in ihm das Gesundeste, ja noch mehr als dies, sie war positive Heilkraft und verwandelte jedes wissentliche oder im Gefühl versteckte Unbehagen in verlebte, objective, zurückgelassene Zustände, wo der Schmerz sein Nachweh und auch die Freude jene Ueberraschung verlor, mit welcher sie doch das Gemüth mehr zu beängstigen, als zu erquicken pflegt. Einem Dichter, der über seine Mittel und Kräfte gebietet, thut die Welt wenig an, er ist der größte Egoist; denn selbst das Unglück ist bei ihm ein Geschenk, für welches er den Göttern danken muß.

Goethe kam so unbewußt in seine Stellung der Nation gegenüber, daß er lange Zeit die Physiognomie eines Dilettanten nicht verlieren wollte; jede neue Kraft, welche auf die Oeffentlichkeit wirken will, wird sie sogleich nach Gesichtspunkten, die in *ihrem* Interesse gestellt sind, ermessen und immer das Mangelhafte da als vorhanden auszugeben suchen, wo sie sich einbildet, den Schaden oder das Fehlende ersetzen zu können. Goethe aber war so wenig Willens, auf

die Theilnahme des Publikums zu spekuliren, daß er selbst nach seinen ersten veröffentlichten Produktionen nicht aufhören konnte, das Publikum lieber nach der Verehrung zu beurtheilen, die ihm Klopstock, Gleim und die seiner Natur entgegengesetztesten Geister zu verlangen schienen. Goethe stand in keinem Rapport zum Publikum. Er wußte nicht, was er demselben positiv mit sich zum Geschenke machte. Mit irgend einer Tendenz und Richtung wußte er sich am wenigsten in Einklang zu bringen und hat, ob seine Wirkung gleich gewaltig war, doch niemals in dem selbst gelebt oder hat in dem fortgefahren zu leben, wo sein Anfang alle Welt entzündete.

Ich wüßte Nichts, was so schlagend die Genialität eines Phänomens bezeichnet, als dessen Harmlosigkeit. Während Klopstock, Voß, Ramler, Wieland, Herder in ihren einmal angeschlagenen Tönen eine ausdauernde Hartnäckigkeit besaßen, die sie zuletzt, fast möchte man sagen, zu ihren eigenen Plagiatoren machte, hielt sich Goethe niemals an das, was aus ihm eine Schule hätte machen können oder eine Religion, deren erster Priester er etwa hätte sein müssen. Freilich hatte er bei dieser Zufälligkeit seiner Bestrebungen den meisten Verlust. Wie schlagend auch seine späteren Effekte waren, so wurde er doch, nachdem er Werthern durch den „Triumph der Empfindsamkeit" begraben und das Vorurtheil des Publikums getäuscht hatte, niemals wieder recht populär. Auf Kosten einer ihn und seinen Genius vernichtenden Monotonie wollte er es nicht sein. Nur diejenigen Schriftsteller sind, wie z. B. Schiller, plötzlich ein Gemeingut aller Klassen geworden, welche das Publikum einmal an einen bestimmten Ton gewöhnt haben, welcher nun immer

in jedem folgenden Werke wiederkehren muß. Neuheit in jedem neuen Buche stört die Bequemlichkeit der Leser, setzt eine Beschäftigung mit dem Dichter voraus, wozu nicht alle die gehörige Muße haben, und erschwert somit das allgemeine Verständniß, ohne welches es keine Popularität gibt.

Goethe legt allerdings auf seine Behauptungen über die Gelegenheitspoesie zu viel Nachdruck. So genialisch auch zufällige Veranlassungen, z. B. seines Clavigo sind, so kann man doch nicht zugeben, daß die durch Goethe's gesellschaftliche Stellung in Weimar veranlaßten Allegorieen und Festspiele durch die Zufälligkeit so interessant würden, als sie wirklich langweilig sind. Dennoch bleibt das Prinzip für die ganze Laufbahn unseres Dichters entscheidend.

Will man es in Betreff der Häuslichkeit noch auf einfachere Begriffe zurückführen, so möcht' ich hier an die Masken und die Musik erinnern. Jene, von dem Dichter mit so viel Vorliebe gebraucht und in mancherlei Mummereien und der Lust am Geheimnisse sich aussprechend, vergegenwärtigen lebhaft die Jugend des Dichters mit jenen possenhaften Gesellschaft-Arrangements, welche zum erstenmal in Goethe das Bedürfniß anregten. Ja die Musik war es, welche ihn ohne Weiteres in den Vers hinein warf, so daß nicht nur seinen lyrischen Gedichten die Melodie immer von selbst vorzuklingen scheint, sondern sein produktiver Eifer sich auch an Singspiele machte, die, wie Erwin und Elmire, besonders aber Claudine von Villabella, freilich keine hohen Anflüge nahmen, aber doch gewandt angelegt und im Einzelnen allerliebst ausgeführt sind. Eine Hast ergriff den Dichter, sich unaufhörlich in Kompositionen dieser Art zu ergehen. Seine Mittel standen ihm immer siegreich zur Seite und unterstützten ihn

darin, daß seine Poesieen vom Gefühl der praktischen Brauchbarkeit und des gelegentlichen Bedürfnisses veranlaßt wurden. Die Oper, die ernste wie die komische, ist unersättlich in ihren Forderungen an die improvisirte Erfindung.

Der Klang der Musik bahnt uns den Weg, um besonders an Goethe's lyrischen Erzeugnissen anzudeuten, wie Alles in ihnen erlebt, empfunden und von des Tages Ordnung angegeben ist. Glücklicherweise haben wir fast zu allen ihren Einzelnheiten lebendige Schlüssel der Biographie und können das Viele, was uns hier noch fehlen mag, durch Ahnung ergänzen.

Nach Petrarka gab keine Lyrik so viel Wahrheit für Dichtung, wie Goethe's, und Goethe übertrifft sogar Petrarka. Denn was Petrarka sang, verstand sich nur für die Situation, in der er sang, und erhielt sich für sie in der Literaturgeschichte. Doch Goethe's Poesieen, meist durch individuelle Erlebnisse angeschlagen, klingen auf Alles anwendbar im Volkstone fort und sind in die Theilnahme der Masse, die freilich den Verfasser nicht mehr anzugeben weiß, noch tiefer gedrungen, als die Gedichte Schiller's.

Unbefangen und heiter sind Goethe's lyrische Erstlinge. Sie adoptiren die poetische Sprache der Zeit, den Schäferton, wo Amor sich zu Damon schleicht und dieser gute Junge, sanft die Flöte blasend, Dorilis aus ihren Träumen weckt; Luna schleicht mit Silberglanz durch Busch und Eichen und Zephir ist der beschwingte Bote, der der Schwester Apollo's leise voranweht. Hier ist Alles klein, zart, frisch, heilig durch die Veranlassung; man nascht und tanzt mit den Amoretten, der Ernst wird vertändelt und selbst die Empfindung scheint mehr poetisch überliefert, als von innen hervorquillend.

Jetzt kommen schon tiefer klingende Töne, das Versmaß ist länger ausgehalten, der Dichter sehnt sich nach der ersten Liebe und sieht die Unschuld in Nebel gehüllt von ihm wegfliehen. Plötzlich bricht ein schreiender Akkord in diese Modulationen. In dem Gedichte Abschied friert dem Dichter das Wort auf dem Munde zu Eis. Jetzt weht eine schneidend kalte, aber unübertrefflich wahr und schön gefühlte Resignation durch eine Empfindung, die zwar feiert, ausruht und verachtet, trotz alles Stoicismus aber doch vom tiefsten Schmerze durchschnitten ist. Der Dichter begründet sein philosophisches Evangelium mit einer Ironie, die uns Thränen in das Auge und um den Mund zu gleicher Zeit ein Lächeln jagt. Tiefe Stille herrscht in des Schiffers Herzen, die Stille nach überstandenem Sturm; auf der ungeheuren Weite regt sich keine Welle mehr; er steht am Mast, leicht hingelehnt und pfeift seine Maxime der Gleichgültigkeit: Sehe jeder wie er's treibe! Und doch kommt zuweilen wieder eine Ermattung über ihn, er kann der Ermunterung: „lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da," nicht die siegreiche Kraft des Trostes abgewinnen und schleudert seinen ungeheuren Groll in reimlosen Dithyrambenquadern von einer Höhe des Parnaß herab, wie sie nie wieder erstiegen ist.

Da faßt ihn eine frische Neigung, hinreichender Ersatz für die Lücke, eine Neigung mit mehr Zärtlichkeit als Liebe. Und diese haucht in Liedern aus, die nicht so melancholisch sind, wie die vorangegangenen, auch nicht mehr so allgemein sehnsüchtig und in der Geliebten nur die Liebe liebend, sondern rasch, klug, besorgt, angemessen Ort und Stunde. Wer erlebte dies nicht! Du scheitertest schon oft mit deinem Her-

zen, du hast die Liebe schon als Kunst, dein Benehmen ist ein Handgriff der Verführung, und dennoch sehnt sich die letzte Abendröthe weichender Unschuld nach dem Zauber der Natur noch einmal zurück, nach einer wahren und ächten Empfindung, die uns, von unserm Herzen ausgeschlossen, zu gewinnen kaum noch möglich schien und sich in den schmelzendsten Tönen offenbaret. So in diesen Liedern Goethe's. Die Liebe mäßigt sich, da sie wohl aus Erfahrung weiß, daß man in ihr nichts überstürzen und keine Genüsse zeitigen und zu rasch abschlürfen soll, und trotz dieses Raffinements wird der Dichter mit recht frischem Herzen noch einmal wieder naiv und munter, ein Bär, den Lili's Menagerie bis zum Murmelthiere zähmte. War die Natur früher die Anknüpfung einer ungestillten Sehnsucht, war sie früher nur die Vertraute des Liebenden, so ist sie jetzt lebendig geworden und Leben schaffend, sie öffnet ihre Mannichfaltigkeit einem Auge, das sich Aehnlichkeiten ihres Glückes sucht, ihre Situationen ordnen sich vor dem beruhigten sinnenden Dichter, fremde Zustände locken seine behagliche Betrachtung und die poetische Form wird eine neue, die Ballade.

Goethe verstand unter Ballade jede poetische Empfindung, für welche der Dichter von anderswoher eine Staffage nimmt. Dies ist immer eine historische, gleichviel ob er sie der Geschichte entlehnt oder schlechthin einer äußern Wirklichkeit, die nicht durch seine eigenen Mittel und Wege geschaffen ist. Diese Mischung von Epos und Lyrik äußert sich am liebsten dramatisch, wie auch in den schottischen Beispielen der Ballade der Dialog die Erzählung zu ersetzen pflegt. Indem Goethe dies Verfahren von der Sage auf alles Andere, was nur nicht aus ihm selbst war, übertrug, schuf er eine neue

Gattung der Poesie, die von Vielen später mannichfach und gut kultivirt, die deutsche Verskunst in leidlichem Schwunge erhalten hat, selbst als das Genie eine Seltenheit wurde.

In dieser Weise wand z. B. Wilhelm Müller recht anmuthige Kränze, wo sich dieselben Situationen der Zärtlichkeit, Eifersucht und Versöhnung immer mit verschiedenen Subjekten, heute mit einer Müllerin, morgen mit einem Musikanten, wiederholten. Auch ist die schwäbische Schule mehr ein Produkt der Goetheschen Ballade, als des Goetheschen Liedes, nicht blos in den historischen Sagen, wo es in die Augen fällt, sondern selbst in der Originalität der Uhlandischen Muse. Uhland hat die Baukunst von Goethe's Ballade gelernt. Es sind fremden Herzen unterlegte Empfindungen, die er besingt; es sind Thatsachen des Gefühls, um welche er mit Leichtigkeit einen historischen Rahmen legt. Das Zusammenfallen der ursprünglichen Idee mit diesem historischen Vehikel gibt allen Liedern Uhland's jenen epigrammatischen Schluß, der leider in neuerer Zeit in den Begriffen über das lyrische Gedicht mancherlei Verwüstung angerichtet und an die Stelle der Empfindung den Witz gesetzt hat. In Goethe's Ballade, nämlich dem Genre, das er auf seine eigene Rechnung so nannte, herrscht eine eigenthümliche Zweiheit, welche immer der Ausdruck der Reflexion ist. Uhland steigerte dies bis zum höchsten Grade und erreichte damit oft eine ungemeine ergreifende Wirkung. Wer kann das Schloß am Meere und Aehnliches lesen, ohne zu gestehen, daß nach den einfachen Worten des Sängers erst das Gedicht beginnt? Man ist überrascht von dieser kunstvollen Einfachheit der eben gehörten Fragen und Antworten, so daß sich erst am Schlusse

derselben vor unsern Augen die ganze Anschauung der poetischen Situation zusammensetzt und sich ein Ton aus unserm Innern heraufwühlt, der die tiefsten Saiten unseres Gemüths zu wunderbaren Melodieen weckt. Es ist dies einzig die frappante Wirkung des Epigrammatischen. Diese Form zwingt uns Vorder- und Nachsatz noch einmal zu wiederholen und für uns selbst den Ursachen eines Gedichtes nachzuspüren, von dessen Wirkung wir elektrisch längst getroffen sind.

Goethe's späteste lyrische Erzeugnisse sind trunkene Orientslieder, mit welchen Anakreon sich die greise Stirn umwindet. Sie bahnten den Uebergang zur weisheitsvollen Gnome, zahmen Xenie, zum ernsten oder scherzenden Spruchgedicht. Wenn beim Mahle das Barbiton unter den Gästen kreiste, so blieb Goethe der griechischen Sitte immer eingedenk und sang frisch und munter sein Skolion herunter. Er lehrte dann die lachende Weisheit der epikurischen Gärten, Weisheit des Lebens, heiterste Resignation und jenen Muth, nach der Lehre des Horaz, noch im höchsten Alter von jedem Tag die reifende Frucht zu brechen. Und so hat dieses Gedicht der Goetheschen Muse einen inneren Bezug und läßt sich einer allgemeinen Weltansicht einreihen. Nichts steht abseiten und würde nicht mit dem ganzen ausgedehnten Mantel des Sängers zu decken sein. Aber äußere Maßstäbe reichen schwerlich dabei aus, sie ließen das Meiste unverstanden und würden oft mit unbehaglichen Resultaten enden. Es ist mit diesen Gedichten, wie Goethe selbst sagt, wie mit den gemalten Fensterscheiben einer Kirche. Draußen sehen sie schwarz und gekleckst aus, von innen aber leuchten sie mit wunderbarer Pracht und das vom falschen Standpunkte Unverständliche löst sich vom rechten in Sagen und Geschichten, in feste

Gestalten, Ebenmaß, Schatten und Licht auf, daß unsere Augen wie durch Zauber geblendet sind.

Es ist nicht die Absicht dieser Unterhaltungen, nach vielen trefflichen Vorgängern uns mit einer Charakteristik der einzelnen Dichtungen Goethe's zu beschäftigen. Wir suchen nur, zu einem Zwecke, der sich auf die Länge noch deutlicher herausstellen soll, das Individuelle an ihm zu charakterisiren und nachzuweisen, wie bei ihm Kunst und Natur sich schöpferisch vermählten. So macht es denn auch unser Standpunkt der Literaturgeschichte und Poetik nothwendig, hier noch einige Erörterungen über das Schöne beizubringen, wie es sich Goethen anbot, wie er es suchte, und zuletzt, wonach er es beurtheilte.

Was zündet den Dichter? Man wird schnell zur Hand sein und sagen: das Ideal. Man glaubt nämlich, daß der reinste und korrekteste Ausdruck der Schönheit auch die Schönheit selber wäre und daß das poetische Genie immer auf der Stufe stehen müsse, auf welcher Raphael stand.

Aber die Aesthetik hat noch keinen Dichter gemacht. Das allgemein Idealische, das Korrekte und Klassische ist als Formel die schlechteste Befruchtung der Phantasie. Man kann durch einen Heuschober zu einem bessern Gedichte veranlaßt werden, als durch einen Marmorpalast. Daraus folgt, daß sich das dichterische schaffende Genie ebenso um die Niederländer, wie um die Italiäner bekümmern muß.

Goethe's poetische Erziehung bestätigt diese Meinung in allen Punkten. Er läuft durch die Dresdener Gallerie, Raphael und Correggio versteht er nicht, aber Rembrandt, Rubens und sogar originelle Mittelmäßigkeiten ziehen ihn lebhaft an. Goethe ging durch den Mannheimer Antikensaal, mehr befürchtend und staunend, als durch die zahllosen Schönheiten an-

geregt. Das Allgemeine, Idealische zündet den poetischen Genius nicht so sehr als das Individuelle, Einzelne, Charakteristische.

Goethe hat uns den Eindruck überliefert, welchen in früherer Zeit ein Gemälde von Rembrandt und ein Stück von Goudt nach Elsheimer auf ihn machten. Rembrandt's Geburt Christi riß ihn zur Bewunderung hin. In dem andern, Philemon und Baucis, hat sich Jupiter auf einen Großvaterstuhl niedergelassen, Merkur ruht auf einem niedern Lager aus, Wirth und Wirthin sind nach ihrer Art beschäftigt sie zu bedienen. Jupiter hat sich indessen in der Stube umgesehen und just fallen seine Augen auf einen Holzschnitt an der Wand, wo er einen seiner Lieblingsschwänke, durch Merkurs Beihülfe ausgeführt, klärlich abgebildet sieht. Nun setzt Goethe, gar bezeichnend für Dasjenige, was in ihm den Dichter anzuregen pflegte, hinzu: „Wenn so ein Zug nicht mehr werth ist, als ein ganzes Zeughaus wahrhaft antiker Nachtgeschirre, so will ich alles Denken, Dichten, Trachten und Schreiben aufgeben.“ Und dies mit Recht; denn alles natürliche Dichten und Denken entspringt aus dem Einzelnen und Individuellen, so wie auch nichts den Dichter so ergreifen wird, als was ihn überrascht, nämlich die Nüance. Alles Schöne wird sich dem Genius ursprünglich als eine Handlung, eine Situation, kurz als etwas offenbaren, das mit uranfänglicher Gewalt aus den Dingen selbst herausspringt und die Kreise seiner weiteren Ausührung wie ein in das Wasser fallender Tropfen von selbst zieht. Kein schöpferischer Geist nimmt zuerst eine Idee, um sich nachher die ihr entsprechenden Personen zu suchen, sondern auf jene Lichtpunkte achtet er, jene positiven, wirklichen und von der Wirk-

lichkeit erfundenen, welche die ihnen entsprechenden Ideen von selbst ausstrahlen. Das Schöne an und für sich, betrachtet in der harmonischen Gestaltung aller Theile eines Kunstwerkes, macht wohl zunächst den Eindruck des Charakteristischen nicht und soll es nicht, da das Schöne ja nur die Einheit im Charakteristischen selbst ist; das Charakteristische aber ist es, welches die Schöpfung veranlaßt. Wenn sie zuletzt schön wird, so ist dies das Uebereinstimmen des Anfangs mit dem Ende, der Ausführung und der Idee. Diese Begriffe bleiben fest, so lange die Literatur nicht durch die Schule, sondern durch die Naivetät des Genies bestimmt wird.

Goethe unterlag jedoch dem Ueberraschenden nicht; dagegen wappnete er sich durch seine Kunst. Die Romantiker und Modernen hielten den blendenden Glanz dieser Lichtpunkte nicht aus und schlugen immer in die Extreme über, so daß sie auf der einen Seite entweder sehr glatt, sorglos, lüstern einathmend, weiblich genießend wurden, auf der andern rauh, struppig, immer aufgeregt, samenschwellend, in Ueberfülle gebend, pointirt. Die Romantiker konnten die Theilnahme nirgends fassen, weil sie dieselbe von allen Seiten angreifen wollten. Da war alles pikirt, alles sonderbar und originell, die Farben waren nicht verwischt, sondern lagen dick aufgetragen, wie auf der Palette. Der Eindruck war barock, wunderlich und zuletzt ermüdend, weil es an Ruhepunkten überall gebrach. Ebenso das entgegengesetzte Extrem, welches durch einen der ersten Stifter der Romantik, Heinse, recht deutlich gemacht wird. Ardinghello zieht mannichfach an, ein hoher gebildeter und freier Geist umweht uns, mancherlei Ueppigkeiten machen sogar unser Blut in kleinen Kügelchen durch die Adern rollen. Doch halten wir nirgends inne,

kein Vorsprung, der besonders originell wäre, hemmt den allerdings kecken und doch wieder so phlegmatischen Lauf; man fühlt sich von keiner einzigen Idee lebhafter angespornt oder erschräcke einmal vor irgend einer besonders überraschenden Wendung. Und wie hier die Romantik anfing, so endete sie auch mit der Monotonie; denn was kann monotoner, verschwommener und langweilig egaler sein, als Fouqué und die Minnesänger?

Wenn man die Gesetze der Goetheschen Dichtkunst auf eine Formel zurückführen will, so beschränken sie sich auf die Relativitäten der beiden Begriffe des Allgemeinen und Besondern. Das Besondere sollte immer dem Genie und das Allgemeine der Kunst angehören, aber die Erfahrung zeigt uns, daß man das Allgemeine gern für die Sache des Interesses und das Besondere für die Sache des Geschmackes hält. Es giebt viele Dichter, welche ihre Nation beglückt haben, wenn sie zur abstrakten Allgemeinheit einer guten, löblichen Idee die positive und konkrete Unterlage eines Faktums suchten. Aber die Größten sind es nicht. Das Genie beginnt mit dem Faktum und besitzt so viel Kunst und Natur, daß es dasselbe auf die günstigste Weise auch immer unter die Strahlenbrechung der Allgemeinheit bringen kann. Wäre unser Zeitalter nicht in der Nothwendigkeit, sehr viel auf den guten Willen, die Ehrlichkeit und die Tendenz geben zu müssen, und wäre die Bildung dieses Zeitalters weniger rhetorisch, so würde es für die Besonderheit denselben Instinkt haben, den es jetzt nur für die Allgemeinheit zu haben scheint; es würde allerdings die Dichtungen Schiller's heißer lieben dürfen, als die Goethe's, weil Schiller kühn und Goethe nur weise war; aber doch niemals das Genie des Letztern gegen

das Genie des Ersteren in Abrede gestellt haben; da in der Literatur wenigstens das Besondere höher steht, als das Allgemeine.

Goethe, wie er sich denn selbst das Klarste war, empfand bei einer zwischen ihm und Schiller eingetretenen zarten Differenz den Unterschied vollkommen, wenn er sagt: „Es macht viel aus, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht oder im Besondern das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne an's Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer nur dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät."

Wir setzen hinzu: die Initiative der Schiller'schen Dichtung war das Interesse. Er suchte darauf für seine Begriffe die persönlichen Spiegelbilder, und Dank seiner Bestimmung! daß er oft die trefflichsten fand. Von einem edeln, feurigen, aber inhaltlosen Instinkte ging er aus, seine glühende Einbildungskraft kam dem suchenden Verlangen zu Hülfe und gaukelte ihm lange Züge von Gestalten vor, aus denen er wählte, was stark genug war seine Stärke zu tragen. Je reifer die Anschauung, desto glücklicher die Wahl. So sind Karl Moor und Kabale und Liebe noch Schöpfungen, die, trotz ihrer dämonisch-markirten Bestimmtheit, doch unsere Vorstellungen nur an Allgemeines überliefern. Immer mit dem Schluß dieser Dramen stürzt ihre Erfindung zusammen und der uns packende Rest ist ein unbestimmtes, leeres, schauerliches Mißbehagen an der Gesellschaft, das, weil die Weltkopie in ihnen das Original doch wahrlich nicht treu

wieder gibt, auch nicht einmal Entschlüsse in uns bewirken kann. Wie schnitt Schiller am Stoffe des Fiesko herum! Wie schwer wird es ihm, vom Mittelpunkte der Thatsache aus, die Thatsache zu sichten und zu ordnen! Posa ist vortrefflich, aber für das Hauptinteresse des Karlos nur eine Zuthat aus der Allgemeinheit. Eben so müssen in der Stuart und Jungfrau immer Repräsentationen von allgemeinen Begriffen auftreten, Liebhabereien und Empfindungen, welche das Ereigniß verrücken und die Thatsache nur zum Vehikel beliebiger Vorstellungen zu machen scheinen. Erst Wallenstein und Tell genügen; jener, weil er in der That individuell gehalten ist; dieser, weil in ihm das Allgemeine zufällig mit dem Besondern selbst zusammenfällt.

Ueber Goethe's Dichtungen schwebt niemals der große Schiller'sche Horizont, sondern sie halten das Interesse streng an der Sache und offenbaren sich mikrokosmisch. Goethe gibt, was das Allgemeine betrifft, immer nur Perspektiven und Fernsichten in sie, unermeßliche zwar, aber in einem und demselben Kunstwerke oft nach den entgegengesetzten Richtungen hin. Auf der einzelnen Blüthe der poetischen Besonderheit zeigen sich hier alle Gesetze der Pflanzenmetamorphose, an diesen dünnen Staubfädchen wird man dennoch in das innerste Heiligthum des Naturgeheimnisses gezogen, an diesen bunten schimmernden Farben sprechen sich die himmelanziehenden Gesetze der großen Sonne aus. Ob uns Tasso eine Gefühlswelt, Carlos ein System der Lebensphilosophie und die Hölle im Faust den ganzen Himmel erschließt; es geht von kleinen zufälligen Punkten aus. Am Schleppkleide der Gelegenheit, wie sie eine Zeitung, ein fliegend Blatt, ein altes Buch angibt, zieht der Dichter den Triumph der ganzen

Erde nach sich. Wenn Schiller einen größern Umfang zu haben scheint als Goethe, so ist dies, wie Sterne von großen Nebelringen umgeben sind. Goethe hat diesen Nebelring nicht; dafür ist aber sein Kern strahlender und wirkt besser in der Finsterniß.

Goethe hatte einen solchen Abscheu vor dem Allgemeinen, daß ihn auch jede Definition des Schönen in Verwirrung brachte. Fragt man, worin liegt der Zauber der Dinge, wenn sie gefallen, läßt er sich den Dingen geben, oder müssen sie darnach gewählt sein? so trieb Goethe seine Furcht, daß man das Leben in eine Formel einfangen könnte, so weit, daß er sogar erklärte, der Ausdruck, Idee des Schönen, hätte schon an sich etwas Unstatthaftes. Goethe hütete sich, die Schönheit in etwas Einzelnem zu finden, da sie im Gegentheile immer etwas Zusammengesetztes sein müßte. Wie kam er zu dieser Sprödigkeit?

Goethe war in der Mitte seines Lebens umdrängt von Theorieen über die Schönheit; kein neues System etablirte sich, ohne nicht auch für die Aesthetik Fächer und Repositorien aufzuthun. Das veranlaßte Goethen, sich hierbei immer negativ zu halten und über Begriffe, für welche der grassirende Idealismus nicht Sublimationen genug finden konnte, immer im herabgestimmtesten Tone zu sprechen. In dieser Fluth barbarischer Wendungen und Hypothesen war es für den Dichter sogar ein Verdienst, die Göttlichkeit seiner Mission in irdische Worte zu kleiden und das Schöne mit einer scheinbaren Geringschätzung zu beurtheilen. Der philosophische Nebulismus schien Ausdrücke, wie: richtig, erfreulich, gefällig u. s. w. verdrängen zu wollen; man mußte retten;

mußte der praktischen Vernunft, man mußte der Poesie als Polittik und dem menschlichen Gefäße des göttlichen Inhaltes Gerechtigkeit widerfahren lassen. Eiferer übersahen dies Verdienst. Die Einfachheit, mit welcher Goethe über seine Kunst wie über ein Handwerk sprach, diese Einfachheit, welche uns aus den transcendentalen Zeiten die gesunde Vernunft gerettet hat, fand die böswilligste Auslegung. Man brachte es dahin, daß es scheinen sollte, als hätte Goethe wirklich eine Verwandtschaft mit Hans Sachs, nur daß er die Dichtkunst selbst wie die Schusterei getrieben habe. Wolfgang Menzel wenigstens, ohne Kenntniß der deutschen Philosophie und nicht ahnend, daß Goethe's Aussprüche über die Kunst im oppositiven Sinne gegeben sind, behandelt den Dichter wie einen Fabrikanten.

Es scheint mir, als hätte Goethe bei Gelegenheit seines Besuches in Münster im Jahr 1792 sich über den Begriff des Schönen am aufrichtigsten geäußert. Einer so individuellen, humanen und wohlwollenden Philosophie, wie der des Hemsterhuis gegenüber, ließ sich schwer in Widersprüche gerathen. Hemsterhuis nannte das Schöne jene erfreuliche Erscheinung, wo wir die größte Menge von Vorstellungen in einem Momente bequem überblicken und fassen können. Diese viel zu weite, auf besondere Fälle nur sehr schwerfällig anwendbare Definition unterschrieb Goethe, falls sie so zu verstehen wäre, wie er sie später in seine eigene Sprache übersetzte. Er kommentirte so: das Schöne sei, das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Vollkommenheit schauen, wodurch wir zur Reproduktion gereizt uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen. Er fügte dann hinzu, das Schöne sei nicht sowohl leistend als versprechend und müsse hoffen, begehren und erwarten machen.

Nichts ist schön, das nicht anregt. Schönheit ist ein psychischer Moment, wo Wirkendes und Gewirktes zu einem seligen Genusse zusammenfallen und nichts in unserem Sein ohne Erschütterung bleibt, selbst der sinnliche Theil nicht. Schönheit an und für sich, als das Dargestellte ohne Ausfluß auf unser Entzücken gedacht, ist auch nichts Vollendetes in dem Sinne, daß sie durch etwas Anderes nicht könnte erhöht und gesteigert werden, sondern sie ist der Grundton, in welchen unsere ergriffenen Sinne einfallen müssen zum harmonischen Akkorde. Das Schöne ist nichts Absolutes, das nach eigenen Gesetzen construirt, regelrecht gefügt, kalt und stumm wie Narziß sich an seinen eigenen Reizen weidete, sondern Sehnsucht, die den Arm verlangend ausstreckt nach einem andern Auge, in dem sie sich spiegeln, einem andern Munde, aus dem sie sich selbst verstehen kann. Die abgeschlossene Ruhe der Antike ist ein längst bestrittener Satz und so lange die alten Marmorbüsten Augen ohne Sterne haben, werden sie eines Herzens bedürfen, das sie empfindet, und ihre geisterhafte Stummheit zu lösen ihnen entgenkommt. Das Erhabene ist nicht das Schöne. Das Erhabene ist Gefühl der Masse, des Gleichgewichtes und eines, es tragenden Mittelpunktes. Das Erhabene ist einfach, die Schönheit zusammengesetzt. Das Erhabene ist die Zirkelform bei den Alten, ein Obelisk, eine Säule, bei Neuern überhaupt Alles was strebt in's Unendliche, ein Thurm des Münsters; das Erhabene überwältigt, es produzirt in uns nur Rührung und Ohnmacht; aber das Schöne erhebt, das Schöne ist Leben, Mittheilung, Aufforderung, es macht den Betrachtenden selbst zum Künstler. Denn man weiß, daß das Schöne immer erst aus der zweiten Hand kommt, wenn die Natur die erste ist.

Dies Gebäude, Gemälde, Gedicht ist eine Täuschung; hier wetteifert die Kunst mit der Wirklichkeit, und sagen werden wir: das ist schön! wenn wir jenen Coïncidenzpunkt fassen können, wo das Mechanische plötzlich Organismus zu sein scheint, wo uns die Illusion wie lebendig in's Antlitz blickt und die fortwährende ästhetische Ueberraschung gleichsam macht, daß uns die Stifte des Kunstwerkes, die Theile einer Sache, die ja nur eine Vorstellung ist, zusammenzufallen scheinen und wir hinzuspringen, nachzubilden, nachzuschaffen und das zu suchen, was Dank den Göttern! noch nicht verloren ist.

Dies sind die Wirkungen des Genies. So wird sich Goethe den Jahrhunderten erhalten. Die Guten, Reifen und Gebildeten werden immerdar von seinen Zauberschöpfungen gezündet werden und durch sie den in jedes Menschen Brust schlummernden Poeten in sich wecken. Die Produktionen erhalten sich wie ein Saatkorn, das auf hunderterlei Aecker fallend, der Nachwelt blühende Gefilde und reiche Herbste sichert. Und leben in seinen Werken, sichert noch vorm Tode nicht; aber in seinen Werken zeugen — das ist der Prüfstein!

## III.

Wem wird die Muse der Geschichte die Feder in die Hand drücken, um ein Kulturgemälde des achtzehnten Jahrhunderts zu schreiben?

Wenige Epochen vereinten so viel und so entgegengesetzte Elemente in sich, um zugleich bunte und durch ihre Mannichfaltigkeit anziehende Gruppen zu bilden; wenige sind so bedeutend und einflußreich ihrem Inhalte und Zwecke nach gewesen. Da schwebte über ermüdeten Zuständen eine wunderbare Aufregung; da hatte sich über die allgemeine Verwesung der positiven Begriffe und Institutionen ein phosphorescirender Schimmer von Idealismus gezogen, der sich zuletzt in einen erschrecklichen Brand entzündete.

Der Geschichtschreiber würde Mühe haben, sich in alle diese Anfänge sogleich zurecht zu finden, wenn sie nicht ein so entscheidendes Ende gehabt hätten. Der Abschluß des Jahrhunderts erleichtert ihm sein prüfendes Geschäft, gibt ihm ein sicheres Ziel und für die einzelnen Bildungsmassen ein ordnendes Theilungsprinzip.

Ich dächte die Oekonomie seiner Darstellung müßte darauf ausgehen, das achtzehnte Jahrhundert zuerst in würdigen und

pomphaften Schleppzügen auftreten zu lassen; denn klassische Perioden sind es, die in England sowohl wie in Frankreich an der Schwelle des Jahrhunderts standen; dort der neue würdevolle und gelehrte Dogmatismus der skeptischen Empirie, hier die wallende, stolze Allongeperücke des „Siècle.“ Doch schon begannen Voltaire und Hume die Tempelgeheimnisse der akademischen Weisheit an größere Massen zu bringen. Die Bewegung der Geister wird schneller, behender. Man sieht die Ziele näher und, da sie in der That nur immer entfernter liegen, so überhastet man sich, die großen Geister kommen immer mehr unter das Volk, schon hört man ihren Athem und sieht, was sie für Kleider tragen. Individualitäten der wunderlichsten Art geben den Ton an; Autor und Publikum stehen nicht mehr in dem Verhältnisse hochachtungsvollen Respektes, sondern die Wahrheit steht mit dem Publikum auf du und du, jede neue Entdeckung ist ein Faden mehr zum Band der Freundschaft, die Geheimnisse des Herzens lösen sich, Sprache und Mittheilung werden vertraut, die Literatur läuft in ihrem Charakter und Tone beinahe schon auf nichts als die Leidenschaften der Liebe und des Hasses hinaus; Schrift und Zeit beschleunigen sich wechselseitig, bis zuletzt die Eine über die Andere stürzt und alle sichere Form in ein ungeheures schreckhaftes Chaos auseinanderfließt.

In einer so leidenschaftlichen Bewegung der Begriffe und ihrer Ausdrücke saß nun das Individuum mitten in den meist feindseligen Widersprüchen inne. Früher machte es die Zahl voll, früher mußte es um Erlaubniß bitten, zu einer Audienz bei der Literatur zugelassen zu werden; aber jetzt ist es plötzlich in den Kreis der Allgemeinheit aufgenommen und gibt seine eigene Stimme ab. Natürlich, die Verschiedenheit

der Meinungen zwang die Verfechter derselben, Unterstützung für die ihrige zu suchen. Parteiung tritt an die Stelle der exoterischen Andacht; die Interessen ziehen Schaaren von Betheiligten und Verbündeten nach sich und die Literatur wird das Vehikel dieser Interessen. Allmälig werden die, welche lesen, die Faktoren des Schriftwesens; die Bücher nähern sich den Briefen; für alle europäischen Literaturen legt sich der Grund zu jener ungeheuren Produktionsanregung, durch die der Journalismus zuletzt eine Macht wurde, welche die Literatur selbst zu verschlingen drohte.

Auch hat man nie wieder gesehen, daß das Individuum sich selbst so entschieden zum Echo des Organes der Kultur machte, wie im achtzehnten Jahrhundert. Aus angebornen Lebensverhältnissen, Sitten und Gewohnheiten herausrückend, Vater und Mutter verlassend, und das erwähnte Lebensziel, besonders wenn es eine Stelle in der politischen Maschine war, als das Widerwärtigste Preis gebend, machten sich die aufgeregten Köpfe zur Abspiegelung des Neuen, traten zu allen Vorschlägen gläubig hinzu und opferten oft dem Charlatanismus ihr innerstes Vermögen. Dies war nicht die todte Herrschaft des Buchstaben, sondern die Kraft der aus den Schriften jener Zeit dringenden Persönlichkeit, die Kraft jenes gewaltigen Axiomes des achtzehnten Jahrhunderts, daß die Menschen besser wären, als die Dinge. Diejenigen Gemüther, welche von jener Kraft der Persönlichkeit empfingen, suchten aus derselben auch wiederzugeben und schufen dadurch für die menschliche Existenz eine Wechselseitigkeit der Berührungen, die auch dem Unbedeutendsten durch das Gefühl einer an ihn ergehenden Mission aus seiner Sphäre heraus hob. Die Familiaritäten der großen Geister erstreckten sich

bis in die weiteste Abgelegenheit und so mußte es denn freilich geschehen, daß Irrthum, Freundschaft, Verbrechen, Wahrheit, Lüge, Tollkühnheit, alles vom Schicksal in dieselbe Kategorie gestellt wurde und, beim allgemeinen Sturze eines am andern sich haltend, der ganze wunderbare Bau jener Zeit in Trümmer sank.

Von diesen denkwürdigen Bewegungen blieb keine ohne Einfluß auf Deutschland. Für jede Idee, die über die Gränze kam, fanden sich Apostel, Märtyrer, ganze Gemeinden, und veranlaßten Widersprüche oder weitere Begründungen, welche zuletzt in den Deutschen selbst die Originalität weckten. Die französischen und englischen Einflüsse mußten um so entscheidender auf Deutschland wirken und in diesem Lande den ganzen Kern des achtzehnten Jahrhunderts zusammendrängen, als da selbst das Terrain so gänzlich unbebaut war, als sich alle neuere Kultur dort von der untersten Stufe aus bis zur höchsten entwickeln, von dem braven und beschränkten Verstande des Bürgers bis zur accelerirtesten Beweglichkeit des feinen Esprits steigern konnte. War hier doch die schöne und gelehrte Literatur nur bisher das Eigenthum der gelehrten Stände und der Katheder gewesen! Lohenstein, Hoffmannswaldau waren elegante Hofcavaliere, Canitz und Günther Edelleute und noch Albrecht von Haller war ein vornehmer Mann, Ritter des Nordsterns, Herr von Goumoens, le Jux und Eclagnes, Präsident zweier Akademien und Mitglied von dreizehn gelehrten Gesellschaften!

Von dieser Sphäre aus war keine Regeneration zu erwarten, sondern die niedern Stände übernahmen die fortgesetzte Bestimmung der Literatur und versuchten sich zunächst in der trockenen moralischen Satire und dem komischen vor

England geborgten Lehrgedicht. Rabener verdient die Anerkennung, daß er auch der Bürgerklasse für die Literatur ein Privilegium gab, indem er den schlichten Hausverstand derselben zum Richter über die Gebrechen und Thorheiten der Menschen setzte. Die gelehrte Sprache von ehemals war für diese Uebungen des Witzes und der Phantasie kein nothwendiges Requisit mehr, ja sie brauchte kaum abgeschafft zu werden, da für ihren Pomp die naiven und bürgerlichen Gegenstände nicht mehr passen wollten und sie sich, wo sie nicht als Travestie benutzt wurde, von selbst verlor. Rabener sicherte sich seine Thätigkeit, indem er die Vorsicht hatte, die höheren Stände zu schonen und sich mit der Persiflage von Advokaten, Aerzten, Frömmlern und mannichfachen Lebens- und Empfindungskreisen ohne Privilegien zu begnügen. Die höheren Stände blickten auf diese Erweckung der guten Köpfe sorglos herab, auf eine Rührigkeit des gutmüthigen Volkes, das sich unter einander zum Gegenstande seiner rege gewordenen Geistesthätigkeit machte. Ja die Satire wandte man sogar auf sich selbst an, wie Rabener, der damit der Welt zeigen wollte, wie wir von so vielen Verhältnissen, Neigungen und Begriffen verstrickt sind, über welche zuerst wir wohl selbst den Kopf schütteln müssen. Das erzeugte denn eine frische Lust des Daseins, eine Behaglichkeit an den beschränktesten Zuständen, Emsigkeit und Rührigkeit in Ausmalung der kleinen provinziellen Verhältnisse, in denen man, nicht ohne Ironie über sich selbst, aber doch mit Vergnügen lebte, zuletzt auch, trotz aller Herzlichkeit und selbst geistreichen Wesens, immer noch ein respectvoller Pedantismus, den selbst Geßner's arkadische Schäfer mitten unter ihren Ziegenböcken nicht verbergen konnten. Von einer so kindlichen Stufe nun allmälig die Deut-

schen zu erheben und sie mit jenem Spiritualismus enden zu machen, wie ihn die sublimsten Culminationspunkte unserer Literatur am Ende des vorigen Jahrhunderts zeigen, das konnte nur durch jene wunderbare Aufregung und Empfänglichkeit der Gemüther bewirkt werden, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von außen kommend, sich auch den Deutschen mittheilte. Die Nation gab für Alles, was sie bekam, aus sich selbst das Mögliche hin und brachte es auf den Altar des unbekannten Gottes, welchem das achtzehnte Jahrhundert opferte. Wer war dieser unbekannte Gott? Man wußt' es nicht, man ahnte es und doch versah sich Niemand, daß dieser Gott die Revolution war, jene entsetzliche Thatsache, der sich auch Deutschland nicht entziehen konnte und der es diente, wenn nicht als Hammer, doch als Ambos.

Den Uebergang aus der für das Ausland klassischen, für Deutschland aber altfränkischen Halbscheid, in die Periode der Beschleunigung und Aufgeregtheit, bildete die Epoche der Empfindsamkeit Das Herz reagirte gegen den Skeptizismus. Der kalte Zweifel löste sich in das Gefühl der Unzulänglichkeit und in eine Sehnsucht ohne Bestimmtheit auf. Möchte man nicht auch hier wünschen, daß irgend eine begabte Feder die Vorseufzer, die dort und da, aus der Brust der europäischen Gesellschaft stöhnten, aufzeichnete und uns eine vollständige Geschichte jener melancholischen Lamentationen lieferte, welche zuerst in England angestimmt wurden?

Es war nicht bloß die Klage, sondern oft eine That, die der Verzweiflung folgte; nicht selten der Selbstmord. Young's Nachtgedanken wirkten schon in dieser Art, daß sie die Herzen der Zeitgenossen mit einer ungeheuern trübsinni-

gen Oede erfüllten und sie das bittere Gefühl kosten ließen, wie beim Anblick des nächtlichen gestirnten Himmels das Geheimniß des Lebens in andern Lauten zu flüstern scheine als an der Helle des Tages und man ein Loos, in dessen Wahl sich der Schöpfer vergriffen zu haben schien, dadurch rächen könne, daß man es endete. Lassen jene optimistischen Gedichte, die mit frivoler Philosophie aus der Feder Voltaire's kamen und mit einem sehr edeln Enthusiasmus aus der didaktischen Leier Pope's, nicht schon den ganzen Abgrund melancholischer Verzweiflung ahnen, welchen die Epoche der Empfindsamkeit vollends aufreißen sollte? Wenn uns Pope mit einer blühenden und majestätischen Rhetorik die Harmonie des Weltgebäudes zu erklären sucht, wie kann er hindern, daß nicht in seine Wunder das Gefühl unser selbst, in eine Hymne auf die Konstruktion des menschlichen Auges, die Anschauung dessen, was das Auge sieht, als schrillender Mißton einfällt und sich sein begeistertes Gedicht zuletzt nur wie ein Traum auf unserer Sehnsucht wiegt, auf dem lechzenden Verlangen, auch im Einzelnen die Erfüllung dessen zu treffen, was vom Allgemeinen wir in einer so strahlenden Vision sahen! So arbeitete die Unruhe der Menschheit selbst durch die Fesseln, die sie besiegen sollte, sich hindurch und quälte sich gerade in dem, was man ihr als Trost anbot, bis sich zuletzt ihr klopfender Puls in jene wehmuthsvollen Empfindungen auflöste, die uns so mächtig ergreifen, weil wir die Revolution erlebten und diese Rührung als eine schmerzliche Ahnung derselben betrachten müssen. Es sind aber besonders Rousseau und Sterne, die hier genannt werden dürfen.

Diese beiden Geister, welche auf die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts Beschlag gelegt hatten, konnten sich wechsel-

weise durch ihre Verschiedenartigkeit ergänzen. Wo der Eine weinte, lachte der Andere; wo Jener zürnte, war dieser versöhnlich. Ihre Aeußerungen hatten Aehnlichkeit, doch war die Quelle derselben verschieden. Die Empfindung des Einen war so aufrichtig wie die des Andern; doch abstrahirte Rousseau jenen Schmerz, den Sterne aus Instinkt fühlte.

Der gute Rousseau! Ein mittelpunktloser unvertilgbarer Abandon an das Zufällige, Leichtsinnige und Gedankenlose stürzte ihn in tausend Handlungen und Verhältnisse, die er darauf mit einer Verzweiflung bereute, daß man seine Schriften die Selbstkasteiungen eines Trappisten nennen könnte. Es macht Entsetzen, jene Gedankenlosigkeit und Oberfläche zu betrachten, mit welcher Rousseau die schönsten Jahre seiner Jugend vertrödelte, wie er sich als ein kindisches, träges und bewußtloses Nichts an ein Verhältniß hingab, in welchem mehr Schande als Vergnügen zu gewinnen war. Freilich ist es schön, daß Rousseau seine Lügen, Diebstähle und andere Verbrechen nicht im Allgemeinen auf die menschliche Natur schob, sondern sich selbst mit einer bewundernswerthen Strenge dafür verantwortlich machte; aber wie die Folge einer solchen Selbstpeinigung, die bei einem edlen tugendhaften Charakter sich von selbst verstehen mußte, seine reuevolle Empfindung als etwas Außerordentliches und Neues betrachtet werden konnte, wie sie so viel Echo finden und sich ganz Europa als eine Dissonanz des tiefsten Schmerzes mittheilen konnte, das ist eine merkwürdige Thatsache. Rousseau erfreute sich einer so lebhaften Sympathie, daß er durch sie für die zahllosen Verfolgungen seiner Gegner entschädigt war. Es wurde Mode, sich verkannt zu glauben und sein Herz in die Brust Mitfühlender, wie man damals zum Erstenmal sagte, aus-

zuschütten. Man spekulirte auf sogenannte verwandte Seelen und im Arme der Freundschaft, auf irgend einer kleinen Insel des Genfersees, unter hängenden Trauerweiden, neben einem Postament von Sandstein, wo sich Amor und Psyche umarmen, fand man Ersatz für eine Welt, die man sich nicht gräßlich genug ausmalen konnte. Rousseau appellirte unaufhörlich an die verwandten Seelen; sie waren seine Vertrauten, sein Trost. Ihnen klagte er, wie Paris, der gottlose verzogene Anti-Emil, mit seinem Lehrer umsprang, ihm Fledermäuse an den Haarbeutel steckte und ihm dänische Hunde auf den Leib jagte, so grimmig, daß Rousseau in die Höhe springt, um den Hund unter sich durchzulassen, dabei das Gleichgewicht verliert, stürzt und nur mit dem Verlust von drei Vorderzähnen und einer allgemeinen Schindung seiner Gesichtshaut wieder zum Bewußtsein kommt. Jedes schiefe Gesicht einer malitiösen jungen Frau, die ihn fragt: haben Sie Kinder gehabt, Herr Rousseau? jede Inconsequenz, wie er, dessen Wahlspruch hieß: vitam vero impendere, zitternd und lügend geantwortet: nein! — alle diese Leiden und Foltern seines Herzens theilte er den gleichgestimmten Seelen mit und Thränenströme flossen ihm von Sympathie, die stark genug waren, in Montmorency seine Weiden zu bewässern.

Sterne dagegen trat nicht so subjectiv vor die Menge; er lamentirt weniger über die Bosheit, als über das Unglück der Menschen. Dieser herrliche Engländer hat, was ihn selbst betrifft, immer guten Muth; nur wenn er zu Andern tritt, gehen ihm die Thränendrüsen auf. Der Mönch, der in Calais bettelt, der Ludwigsritter in Versailles, welcher Pasteten verkauft, das sind Situationen-Wellen, welche so lange sein Herz umspülen, bis er mit allen seinen Remisenabenteuern und

Kammerzofenepisoden in das weiche Bette seiner Empfindung fällt und er, eben im Begriff zu lachen, in Thränen ausbricht, die er nicht mehr dämmen kann. Rousseau wirkte auf verwandte, Sterne auf schöne Seelen. Jener ist sentimental, dieser humoristisch. Rousseau mußte durch die Nachahmung verlieren; Sterne war so glücklich Nachahmer zu finden, welche ihn ehrten. Der vortrefflichste und über ganz Europa siegreiche war aber der Vicar von Wakefield. Dieser Charakter mit seiner feinen Selbst-Ironie und unverwüstlichen Gutmüthigkeit brachte in Deutschland eine magische Wirkung hervor und ist zugleich eines der ersten Bücher, das auf Goethe's Herzens- und Geistesbildung, seinem eigenen Berichte nach, von entscheidendem Einflusse war.

Die ersten allgemeinen Tendenzen, von welchen sich unser Dichter näher berührt fand, sind nun zunächst jene schon erwähnten naiven, herzlichen und etwas pedantischen Bestrebungen unserer Nation, die durch Rabener, Zachariä und verwandte Geister des Tages geschürt wurden. Ihr harmloser, wenig überdachter und aller Welt verständlicher Inhalt lockte die Nachahmung so glücklich an, daß Vieles damals nicht gedruckt wurde, was, obschon aus der Feder von Dilettanten geflossen, doch mit den schon renommirten Autoritäten des Tages die Vergleichung hätte aushalten können. Aber noch blieb Goethe außer allem Zusammenhange mit der Oeffentlichkeit. Die Literaturbriefe erregen ihn nicht und wenn ihm auch Gellert als der vollständige Ausdruck alles Tüchtigen erschien, so war dies mehr der Eindruck, den Gellerts Charakter auf ihn machte, der Eindruck jener persönlichen Würdigkeit, mit allem Rechte vorm Volke zu reden. Wie wenig klar und im Zusammenhange er sich seines

Strebens bewußt war und wie gering noch auf der andern Seite die Befriedigung seines Geistes sein konnte, welche ihm die Tagesordnung anbot, zeigte der schlagende Eindruck, den Gleim's Kriegslieder und später Minna von Barnhelm auf seine ästhetischen Vorstellungen machte.

Die Poesie der damaligen Zeit war erlogen, ihre Anschauung dem Alterthum entnommen, nicht einmal aus reiner Quelle, sondern durch französische Vermittelung. Mitten unter diese Surrogate der Poesie warfen Gleim und Lessing das Erlebniß des Tages hinein, Thaten, die alle sahen, einen Enthusiasmus, den alle fühlten, und Zustände, die Jeder mit seinen eigenen vergleichen konnte. So bekam plötzlich die Literatur eine frische und natürliche Farbe, ein individuelles dichterisches Gepräge, gegen welches selbst Klopstock mit seinem zwar belebenden aber doch immer nur erfundenen Interesse in den Hintergrund treten mußte.

Wie jedoch Goethe damals war, so fehlte ihm noch die hinlängliche Reife, um Eindrücke so schlagender Art zugleich als Epoche machend zu verstehen und festzuhalten, geschweige gar durch eigene Produktion theilnehmend sich ihnen anzuschließen. Die wenigen Anknüpfungspunkte an die Literatur, welche er in Leipzig schon gewonnen hatte, gingen ihm in Straßburg wieder verloren. Die weiteren Fortschritte zu vergleichen, wurde er durch Entfernung und Brodstudium abgehalten. Sogar das Technische in der poetischen Kunst, die innere Maschinerie in der poetischen Wirkung vergaß er so sehr, daß Herder in ihm einen jungen Mann kennen lernte, der ihm nur ein gutmüthiger Leser zu sein schien, ein unbefangener Interessent der Literatur, der sich düpiren ließ und das Schöne mit offenem Munde anstarrte. Und war

dennoch Goethe nicht glücklich, daß ihn die Umstände aus seiner frühzeitigen Produktionslust herausrissen und sich sein Geist durch längeres Brachliegen erholte, um die Saatkörner neuer und reifer Ideen desto besser zeitigen zu können? Bei den Meisten bewährt sich die traurige Erfahrung, daß sie in einem Alter lernen, wo sie kein Urtheil haben und daß sie, endlich im Besitze des Urtheils, statt nun erst zu lernen, dann schon zu produziren anfangen.

Das Interesse an großen Geistern, welches jugendliche Seelen erfüllt, pflegt immer nur einzelne Theile zu treffen, die sie sich von einer im Ganzen und Großen schwierigen Persönlichkeit zu ihrer eigenen andächtigen Verarbeitung loszutrennen wagen. Indem sie bei großen Vorgängern sich am liebsten in der Richtung halten, wo sie deren Athem hören und das Außerordentliche als etwas Allen, also auch ihnen Gemeinsames reduziren können, glauben sie sich im Zuge der Vervollkommnung mit desto glücklicherem Erfolge anzutreffen. Im achtzehnten Jahrhundert fanden sogar die Tendenzen keinen andern Ausdruck als einen persönlichen und bilden darin einen vollkommenen Widerspruch gegen unsere Zeit. Wir, schon daran gewöhnt, daß die Schrift im Allgemeinen ihre, die positive Macht vertretende und schlagende Gewalt verloren hat und die Tendenzen nach dem Anhang ihrer Bekenner numerisch abschätzend, wir knüpfen unsern Enthusiasmus selten mehr an Individualitäten an. Als Prüfstein der Tendenz verlangen wir sogar die Verläugnung der Individualität und sind durch mannichfache Erfahrung, und durch Nichts so sehr als durch Selbsttäuschung längst dahin gelangt, an keine Idee zu glauben, die man nicht eben so gut eine Thatsache nennen dürfte, Im achtzehnten Jahrhundert aber war der

Autor noch Prophet und sein Schrift die Ergänzung eines Evangeliums, das sich am volländigsten durch sein Leben selbst auszusprechen schien.

In dieser Art umfing auch Goethe, was damals an Namen und Interessen auf dem Meere der Oeffentlichkeit auftauchte, und durchschaute bei dieser Begünstigung seiner Zeit die inneren Prozesse der tonangebenden Talente. Rousseau's Subjektivitäten mögen hier mehr als abstoßender Pol gewirkt haben; wenigstens läßt Goethe's spätere Zukunft errathen, daß ihm auch schon früh eine Lebensanschuung widerstehen mußte, die zu krankhaft war, um sein gesundes Urtheil, und zu monoton, um seine Phantasie zu befriedigen. Rousseau offenbarte Schicksal genug, aber wenig Leben. Seine Empfindung war Einseitigkeit und, düpirt an allen Ecken und Enden, mußte zuletzt seine Glaubwürdigkeit selber wanken. Goethe merkte bald, wo zuletzt diese Lamentationen über Verfolgung und Seelenfreundschaft hinaus kamen und formte sich jenes sichere Urtheil, daß im Pater Brey scharf genug ausgesprochen wurde.

Goethe erlag bekanntlich dem Zuge der Sentimentalität, aber sie mußte einen etwas farbenreichen Hintergrund und im Vordergrunde etwas mehr als nur umarmte und mit Thränen benetzte Bäume haben. Hier eben ging ihm die humoristische Gruppe des Vicars auf und verließ ihn während einer ganzen Periode seines Lebens nicht. Was er hörte und sah, wohin er kam und wo er beobachtete, überall fühlt' er sich versucht, um das theure Bild einen neuen Rahmen zu ziehen. In Sesenheim, in Wetzlar, glaubt' er durch dortige Zustände bezaubert zu werden, so ähnlich waren sie der Dichtung Goldsmith's, um so mehr, da Thornhill's Rolle

in sein Inneres manchen finstern und dämonischen Schlagschatten warf. Werther war der vollendetste Ausdruck dieser gefühlvollen Nervenregungen, und ohne es zu wollen, gelang es Goethen, mit dieser Dichtung die Empfindungen aller seiner Zeitgenossen zu galvanisiren.

Aber gleich nach diesem ersten Triumph erhob sich Goethe über den Charakter seines Jahrhunderts. Eben eine Tendenz geworden, Repräsentant einer Stimmung, die man nach ihm bezeichnete, Fürst und Herr aller empfindsamen Herzen, flüchtete er sich von dem schnell eroberten Throne und duldete, obgleich den Ruhm nicht verschmähend, doch keine Consequenz des Ruhmes. Mit dem Grundsatze, daß Dichtung Befreiung der Seele ist und der Schmerz sich abkühlt, wenn er historisch wird, erhielt sich Goethe auf dem Niveau seines Jahrhunderts. Er begann zum Erstenmale gegen ein Vorurtheil zu kämpfen und das Vorurtheil seiner Zeit war die fortgesponnene Empfindung, war jenes Einfache und Partikuläre, das man zur Manie erhob, war jene vergötterte Erinnerung, welche die gottvollere Zukunft niederdrückte.

Von dieser Zeit an, wo Goethe die Dichtung für Abschließung vorangegangener Verhältnisse und nur im Sinne von Vergessen für Trost erklärte, kommt in die Geister eine neue Bewegung. Leben wird Bereicherung, Denken wird Erfahrung, Dichten wird jene kluge Maßregel, wo man durch einen unwegsamen Wald Steine säet, um auf alle Fälle den Rückzug wieder zu finden. Dies oft frivole Bestreben sollte erst mit einem Widerspruche endigen, als die Revolution die Excentricität des Gemüthes überraschte und dem egoistischen, aus der Lüge die Wahrheit saugenden Genie in die Zügel fiel. Die Revolution frug: Wohin führ' ich dich zurück, du Mit-

telpunktloser? Und das Genie hatte so wenig für seinen Rücken gesorgt, daß es in der Eile keine andere Wohnuug wußte, als die Prosa. Alle Empfindungen, die ihr Herz mit der Geschichte der Zeit parallel ausgebildet hatten, verletzte Goethe am Schluß des Jahrhunderts so hart, daß Unbillige niemals wieder mit ihm an eine Aussöhnung dachten.

Die Herz- und Geisttendenzen, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Deutschland beherrschten lassen sich auf zwei Erscheinungen zurückführen, die eben so sehr individuell wie allgemein waren und durch Lavater und Basedow am schärfsten bezeichnet werden. Beide Richtungen gingen von demselben Anfange aus und bedienten sich, um zu ihren Zielen zu gelangen, derselben Mittel. Rousseau's das ganze vorige Jahrhundert ergreifender Einfluß ist auch hier unverkennbar; nur, daß in Deutschland seine Tendenzen durch den Charakter der Nation ein theologisches Beigemisch erhielten, das ihm selbst fremd war.

Lavater ist ein merkwürdiger Beweis, wie man bei gänzlichem Mangel zureichender Bildung dennoch überzeugen kann, einzig und allein durch die Wahl der richtigen Töne. Lavater überzeugte nicht einmal von seinen Intentionen, sondern nur von seiner Person. Er hatte sich mit seiner naiven Unbefangenheit, mit einer bei aller individuellen Liebenswürdigkeit doch unstreitig immer ein wenig überlästigen dreisten Treuherzigkeit so weit unter die Masse gewagt, daß er, ehe man ihm Glauben schenkte, zuvor Beweise über sich selbst liefern mußte. Und in diesem Betracht war Lavater wahrlich ein Wunderthäter! Eine, aller Welt klar vor Augen liegende falsche Exegese, eine von ihm selbst zugestandene Unzulänglichkeit im Wissenschaftlichen, eine unläugbare, den

freien Geist beleidigende Intoleranz, die unverholene Absicht, eine Sekte, man weiß nicht auf wessen Namen zu stiften — dies Alles unumwunden ausgesprochen, von Vielen verdächtigt, von Allen widerlegt; und dennoch gerade in den mißlichsten Punkten der ungeheure Fortgang, der hingebendste Enthusiasmus. Dieser Triumph war nur in damaliger Zeit möglich, denn wodurch siegte Lavater? Durch seine persönliche Gegenwart; auch durch seine Gegenwart bei dem, was er schrieb, durch die zuströmende, muntere und geschwätzige Quelle seiner Naivität, durch die Originalität des Irrthums und die Wunderlichkeit seiner Intoleranz. Dazu gesellte sich das große physiognomische Kunstnetz, wo von den fatalsten Karpfen- und Forellenprofilen an jede unbedeutende Visage als ein Beitrag zu einer, das Jahrhundert aus seinen Angeln hebenden Wissenschaft angesehen und zugleich das Verbindungsinteresse für die mannichfachen Intentionen des klugen Menschenfischers in Zürich gefangen genommen wurde. Es bildete sich ein öffentlicher Geheimbund der physiognomischen Bevorzugung, eine vollständige Verschwörung der schönen Seelen aus, welche Lavater in dem bekannten großen Gesichtsherbarium auftrocknete; mit hunderterlei Aufgaben hielt sich Lavater seine Gemeinde zusammen. Er forderte z. B. jeden Menschen, d. h. nach seinem Systeme jeden Christen auf, sich hinzusetzen, den Heiland so zu zeichnen, wie er sich ihn ungefähr vorstellte und das Bildniß dann portofrei nach Zürich zu schicken. Konnte den damaligen Gemüthsegoismus etwas heftiger anschüren? Nicht nur, daß selbst die kläglichste Zeichnung von Lavater hier als ein Meisterstück der Herzensoffenbarung angenommen und die stille Ueberzeugung genährt wurde, daß zuletzt vor Gottes Thron jeder Pfuscher

ein Raphael wäre; sondern hier durfte auch der kleinste unter den Menschen seine Gesichtszüge dem Größesten unter ihnen unterschieben. Wie berechnet war diese Koketterie in einem Zeitalter, wo sich Jeder, der einen Brief an einen großen Geist schrieb und sich von ihm einen Vers in sein Stammbuch herauslockte, für eine der inhaltvollen Fermaten im Notensatze der Schöpfung hielt! Die Wirkung Lavater's pflanzte sich zunächst fort auf Jakobi, wurde dann durch die Kreise der Fürstin Gallizin unterstützt und bereitete in Deutschland jene prüde, selbstbespiegelnde und empfindsame Tendenz vor, von welcher wir noch immer nicht ganz geheilt sind. Ja man muß sie als ein Glück anerkennen, wenn sie den jetzt grassirenden eben so gemüth= wie geistlosen Pietismus ein wenig beschönigt und ihn hier und da zwingt, wenigstens eine honnette und ihres Verstandes noch einigermaßen frohe Gesellschaft zu bilden.

Goethe weidete sich an den Persönlichkeiten, die sich während dieses flüsternden Geisterzuges zuweilen prägnant herausgaben; doch die Tendenz selbst betreffend, zog er es nach seinem launigen Gedichte vor, lieber einen Rheinsalmen zu essen, selbst wenn Lavater, der Prophet, in eigener Person zugegen war.

Und zur Linken saß ihm in Koblenz die zweite Halbscheid des denkenden und fühlenden Deutschlands, der gesunde, trockene und despotische Menschenverstand, die neue Pädagogik, der grimme Basedow.

Nichts ist so schreckenerregend, als glühender Enthusiasmus für nüchterne und formale Begriffe. Basedow war gewiß heilig durchglüht von seiner neuen Erziehungsmission, aber was in Rousseau's Emil poetische Philosophie ist, eine

liebenswürdige Allgemeinheit und Wärme, selbst bei den tyrannischsten Vorschriften über Selbstsäugen, Mehlbrei, Fallhüte und Saugbeutel, das kam bei Basedow immer nur in systematischer und elementarischer Trockenheit zum Vorschein. Basedow's Erziehungsideal war nur Erleichterung des Unterrichts. Seine Doktrin war Methodik, und das Ziel, welches ihm vorschwebte, wurde allmälig statt des Kindes der Lehrer. Basedow bekämpfte die Illusionen; das war gut; aber er terrorisirte auch die Gefühle. Er riß mit dem wuchernden Unkraute der Phantasie zugleich die duftende Blume der Poesie aus. Statt den Humanismus durch den Realismus zu ergänzen, hob er den ersteren auf und setzte den letzteren an dessen Stelle. Sein Streben um Popularität, Volksunterricht und Aufklärung des Christenthums verdient die Anerkennung jedes Freundes dieser braven Tendenzen, doch wurde durch die Einseitigkeit statt des alten ein neuer Dogmatismus erzeugt. Jede Intoleranz, die uns an einen sehr weiten Glauben schmieden will, ist zuletzt willkommener, als ein Glaube, der überall zu eng ist und wo wir kaum mit den Armen in Oeffnungen hinein können, welche für unsere Beine gemacht sein wollen.

Die zweite Tendenz hielt der ersten das Gegengewicht und bildet die andere Anschauungsweise unserer Nation, die in verschiedenen Fächern und Zeiten sich immer wieder erneuernd, noch heute ein wirksames und als Gegenmittel gegen das andere Extrem sehr schätzenswerthes Recht hat. Goethe, ein Feind der Illusionen, achtete die Rechte immer und hat sogar im Anfang seiner Laufbahn versucht, durch eine theologische Brochüre dafür zu arbeiten. Doch die Wiederholung derselben Zirkel, in welchen sich alle theologischen Parteien

bewegt haben und noch bewegen, ermüdete ihn und er läugnete nicht, daß, während der Prophet der zweiten Richtung sich an der Wirthstafel in Koblenz gegen einen Tanzmeister im Zusammenhange aussprach, er keinen Anstand genommen hätte, einen gebratenen Hahnen zu verzehren.

Wenn nun so die Zweige der laufenden Cultur hinter ihm zusammenschlugen, wohin entschlüpfte da unser Harzwanderer? Schon nehmen mancherlei Tendenzen in Religion und Philosophie ihren rauschenden Gang. Kant und Jakobi eröffnen ihre Schulen. Die Geister erklimmen entweder die schwindelnde Höhe einer alle sinnliche Wahrnehmung überflügelnden Abstraktion oder vergraben sich immer tiefer in die kleinen Ritzen des menschlichen Herzens und knüpfen an das Nächste das Entfernteste. Wenn nun auch Goethe sich keiner dieser Erscheinungen um so weniger entzog, da die Streitenden oft Miene machten, seinen Ruhm in ihre Interessen zu verwickeln, so hielt er sich doch außerhalb des Kampfes selbst, Wirbel vermeidend, deren aufgeregte Resultate oft nichts anderes, als Staub waren. Seine Betrachtungen über diese Zeitphänomene beschränkten sich nur auf Parallelen und Vergleiche, angestellt zwischen dem Objekt dieser Kämpfe, der naiven Präsentation desselben als einem Problem und jenen undankbaren Mühen, eine Schale zu zerbrechen, wo ihm wenigstens der Kern noch weniger zu gelten schien, als die Schale selbst. Im Faust sprach Goethe diese negative Theilnahme an der Philosophie am lebhaftesten aus. In den beiden Hauptgestalten des Gedichtes, Faust und Mephistopheles, zeichnete er zwei wechselseitig sich aufhebende Richtungen; einerseits den Drang, das Innere der Dinge zu erkennen, und andererseits das drängende Innere der Dinge

selbst, das im Offenbaren und Aeußeren, in der Erscheinung sich zu begreifen sucht. Kern und Schale, beide treibt dieselbe Neigung. Sie weichen Eine dem Andern, um hier das Offenbare, dort das Verborgene zu sehen. In allen Erscheinungen der Natur und Geisteswelt nur Gesetz und Nothwendigkeit erblickend, unterwarf sich der Dichter gern den heiligen Schauern derselben und opferte ihnen die unruhige Freiheit des Gedankens. Er nahm die Philosophie und Religion als ein Kunstwerk, wo die beglückende Wahrheit des Gefunden! doch immer nur Reflex der Individualität ist, und ließ schwerlich ein System gelten, das für zwei Personen eine und dieselbe Richtschnur sein wollte. So fehlte es ihm aber in den höchsten Fragen der Menschheit niemals an Anknüpfungspunkten, wo er frei von ihrer wirren Debatte, doch auf Menschen und Dinge die weisesten und tiefsten Schlaglichter der Spekulation fallen lassen konnte. Denn dasjenige überrascht immer und ist das Geistreichste, was aus der nächsten Umgebung und dem einfachen thatsächlichen Objekte einer sich selbst überflügelnden transcendenten Untersuchung durch eine plötzliche neue Wendung den Zuruf der Besonnenheit gibt.

Ob aber gleich den tumultuarischen Debatten seiner Zeit fern stehend, konnte sich doch Goethe auf der andern Seite nicht entschließen, nur die rein ästhetischen und künstlerischen Gleise von Klopstock, Wieland und den Andern auszufahren. So das Eine suchend und das Andere vermeidend, das Fremde verachtend und durch das Eigene gelangweilt, ergriff den Dichter eine unbehagliche Stimmung. Es beschlich ihn das Gefühl einer Isolirung, welche auf seinen Charakter, seine Lebensphilosophie und seine Dichtung entscheidend einwirkte.

Goethe's Maxime war in diesem mißlichen Gefühle immer die alte, die ihm früher schon den Schmerz der Liebe geheilt hatte, nämlich sich in sich zurückzuziehen. Man nennt es Egoismus und sollte es die Verzweiflung nennen, sich aus der Verzweiflung zu retten. Wenn diese Rettung in der Liebe eine Erhaltung ist, so ist sie im Leben eine Aufopferung; denn dem Dichter bot sich alle Welt an, er konnte über Tausende eine Herrschaft haben, die er verwarf, er entzog sich seinen Jüngern und Freunden. Warum gaben sie ihm den Lorbeerkranz? Aus Egoismus nur für das, was sie an sich selbst für bekränzenswerth hielten und durch Goethe's Beispiel heiligen zu können glaubten. So riß sich früheres und späteres Leben immer gähnender auseinander. Er fühlte die klaffende Wunde und suchte Heilung an der Natur und an zufälligen Studien, an hunderterlei Abwechselungen, in welche er sich stürzte, um das Steuerruder seiner selbst nicht zu verlieren. Er verlor es nicht, aber eine große Veränderung war mit ihm vorgegangen.

Sie recht schlagend zu charakterisiren, stelle man ihr nur die Vergangenheit gegenüber! In dieser Beziehung sind uns Goethe's eigene Berichte, namentlich über das Wiedersehen alter Freunde, von vieler Aufklärung. Der Dichter hatte der Sache kein Hehl und war fest überzeugt, daß das bessere Licht auf den Neugewordenen falle und die Altgebliebenen in den Schatten stelle. Der Widerspruch beider Perioden zeigte sich recht schreiend und unser Herz verwundend in den Begegnissen der Rheinreise vom Jahr 1792. Freilich konnte die üble Stimmung der entschiedeneren Charaktere durch die unbehagliche, alle Gefühle verletzende Zeit entschuldigt werden; allein es waren persönliche und auf inneren Ueberzeugungen

beruhende Divergenzen, welche plötzlich in Goethe's Verhältnissen das früher Gleichartigste in diametrale Gegensätze auseinander gesprengt hatten. Vor zwanzig Jahren, mit welchen Gemüthsstimmungen hatte Goethe damals den Rhein besucht; wie gewann er damals die Gemüther, als ihm die frischesten Balladen im Herzen schlugen und er sie in Coblenz und Pempelfort aus seiner Schreibtafel vor den Freunden selbst recitirte! Damals blickten aus seinem Auge Melancholie und Sehnsucht und milderten jeden Auswuchs der Originalität, den man einem so sanft bewegenden Meister leicht vergab. Dies Alles war hin! Italien hatte dem unbestimmten Gefühlsdrange des Jünglings den vollsten Becher gereicht und ihn zurückgeführt von falschen, nun an der Quelle berichtigten Vorstellungen, von den zahllosen Allgemeinheiten des Idealismus auf Wahrheit, Erfahrung, auf die sichtlichen Schranken des Unsichtbaren, auf die Kunst, als eine Harmonie von Gesetzen. So entwickelte sich der Mann und gewann seiner Jugend gegenüber eine Stellung, die nicht durchaus ohne sanfte Erregung des stillen Busens, nicht ohne weiche Stimmung des Herzens blieb, die ihm aber die Garantie einer Zukunft geben mußte, die das Leben und die Neigung und jedes Gefühl beherrschte, das in uns auf und fortwuchernd uns um das Leben selbst betrügen könnte.

In dieser Metamorphose trat er in die alten Kreise bei Jakobi und der Gallizin, wo man die vorgegangene Veränderung wohl vernommen, sich aber gern von einem falschen Gerücht überredet und in dem alten Freunde — sich selbst wiedergefunden hätte. Man drückt ihm Iphigenien in die Hand. Er liest und gibt sie sogleich zurück, wie etwas das

ihm fremd geworden. Die Guten haben keinen Lebenstakt. Sie bringen Oedipus auf Kolonos — es ist unmöglich, Goethe kann nur hundert Verse lesen. Hier fühlte nun der Veränderte recht tief, wie die alte Zeit kokett gewesen, wie man gern seine Empfindungen zur Schau trug und sich sogar im Guten und Edeln, man möchte sagen, durch optische Vorrichtungen zu täuschen suchte. Goethe stellte seine eigene Gegenwart ziemlich schroff hin, was er dachte und was ihn interessirte, besonders die praktische Naturbetrachtung. Aber was sollten Kreise dazu sagen, wo man gewohnt war, das allgemeine Flimmern der Dinge und die Nebelhaftigkeit der Begriffe für hereinragendes Geisterleben zu halten, wo man sich sogar darauf vorbereitete, von der Natur einst zu behaupten, daß sie die Gottheit statt zu entschleiern, verhülle? Hier mußte Goethe mit seiner Urpolarität aller Wesen, welche die unendliche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen durchdringe und belebe, mit seinem Vitalprinzip der Materie als ein Gotteslästerer erscheinen. Alle ferneren Berührungen waren für jeden Theil verletzend und mußten mit Seufzern enden, daß sich dasjenige, was sich achtete, nun länger nicht mehr lieben konnte.

In Münster glaubte Goethe besser daran zu thun, daß er sich zurückhielt, doch verdarb er dadurch nur noch mehr. Denn nun glaubte man, daß hinter seiner Beschränkung und der Centrifugalität seines Gespräches sich eine Gesinnung verstecke, die zu fürchten wäre. Goethe's Ansichten waren, noch ehe er sie aussprach, aus einem allgemeinen Gesichtspunkte, von welchem aus man ihn nur noch gelten lassen wollte, präoccupirt und wenn er, erstaunt darüber, die beliebige Vorausnahme seines Urtheils nicht unterschreiben

wollte, so verwirrte dies das Verhältniß nur noch mehr und endete mit einem Mißtrauen, das den Einen verletzte und die Anderen beschämte. Man mußte sich selber Prüfungen auflegen, ob man dem Veränderten noch trauen dürfe, so gemischt waren die Empfindungen aus Ungleichartigkeit, Abstoßung und einem nichts desto weniger unverwüstlichen, wechselseitigen Interesse. Um sich selbst zu achten, mußte Goethe diesen Kreisen auf immer entsagen.

Keine Lebensphilosophie ist System. Sie ist immer nur Maxime, eine einzelne, durch Berechnung aller Umstände und aller Reciprocitäten in bestimmten Fällen genommene Maßregel, unmittelbare Eingebung eines oft natürlichen, oft von der Erfahrung gelernten Taktes. So kann auch, wollte man die Grundzüge der Goetheschen Lebensphilosophie geben, ihre Darstellung nur fragmentarisch sein und muß sich auf gewisse einzelne Thatsachen beschränken. Jeder Maler hat nach langer Uebung und Abstraktion von Erfolgen, die mehr oder minder glücklich waren, einige sichere Handgriffe sich erobert, die sich nicht einmal an Andere überliefern, weil sie sich kaum in bestimmten Worten ausdrücken lassen. Denn es ist das Meiste von diesen Erleichterungen eine individuelle Erfahrung, eine Berechnung, die nur für das Auge und die Hand gerade dieses Künstlers und keines andern passen würde. Wo der Landschaftsmaler seine Gesichtspunkte aufsteckt, welch eine Richtung der Portraitmaler dem Profil des Sitzenden gibt, das sind keine traditionellen Begriffe, sondern Maximen, die eben so sehr auf Gewohnheit, wie Eingebung des Augenblickes beruhen.

Wenn nun hier in Betreff Goethe's Einiges von dem, was doch ohne Ausdruck zu sein scheint, hervorgehoben werden

soll, so geschieht es weit weniger, um die Tiefen eines weisen Verstandes zu erschöpfen, als um hie und da etwas anzudeuten, das ebenso sehr in der Zeit wie im Individuum liegt und den Genius des Jahrhunderts erklären hilft.

Auch das Genie nivellirt. Denn die Form, deren es sich bedienen muß, drückt es immer etwas zur Masse herunter, während der Inhalt, den es verarbeitet, natürlich die Masse ebenso weit wieder hinauf hebt. Der Autor und die Menge begegnen sich in guten Jahren, wo die Literatur gedeiht, so, daß die Menge den Autor aufsucht; in mittleren, daß sie sich auf halbem Wege entgegenkommen; in magern Jahren, wie in den jetzigen unter uns, daß der Autor der Menge schmeichelt und sie durch hundert Vorspiegelungen, von denen die sogenannte nationale und zeitgemäße Literatur manchmal nicht die geringste ist, zu gewinnen sucht. Nichts desto weniger kann es zu keiner Zeit an wechselseitigen Akkommodationen fehlen, denn schon der Enthusiasmus des Beifalls ist es, der die Sprödigkeit des Genius bindet und depotenzirt.

An dieser Stelle begann Goethe's Leiden. Er verachtete die Konsequenzen des Ruhmes. Sie sind lästig; keine Huldigung wird ohne Interesse dargebracht. Ist nicht das schon ein Interesse, daß an dem Bewunderer die Fähigkeit, das Außerordentliche anzuerkennen, ebenfalls anerkannt werde? Will nicht jede dargebrachte Liebe, wenn nicht Erwiederung, doch Werthschätzung eintauschen und ist es darum nicht oft ein größeres Glück, verkannt zu werden, als, begriffen und gepriesen, vor keiner Zumuthung mehr sicher zu sein? Jeder Ausbruch der Bewunderung fügt zu dem Stolze, den der Gegenstand derselben empfinden muß, einen schmerzlichen Dorn hinzu. In guten und bescheidenen Seelen ist schon die

Anbetung eine Pein; eine wehmüthige Rührung möchte gern alles Rühmliche ungeschehen machen und sich der Vergleichung entziehen, welche zwischen der Aufgabe und der Leistung angestellt wird, zwischen dem, was man einmal konnte, und was man nun immer wird können sollen. Stärkere Gemüther trauen sich zwar zu, daß sie sich selber niemals abhanden kommen werden, aber sie werden erstaunen, daß der Enthusiasmus über sie mehr im Klaren sein will, als sie es selbst sind. Der Unmuth hierüber wird sie veranlassen, ihren zweiten Schritt niemals nach der Richtung hinzunehmen, wo der erste Schritt schon den Schatten als Contur des zweiten hinzuwerfen schien.

Bei diesem enthusiastischen Andrang der Verehrer war Goethe besorgt, sich immer zuerst in Sicherheit zu bringen. Man wird zerrissen von dem andringenden Volk, sie treten mir auf die Schuhe und beschmutzen mir die Kleider. Die Menge, die ihr Phantom anbetete, erschrack bald, nur einen Stellvertreter dessen zu finden, was sie erwartete. Goethe, der die Ersprießlichkeit dieses Verhaltens merkte, trug dessen Beobachtung sogar auf die Idee selbst über. Alle seine Spekulation war Empirie; Goethe besaß keine Dialektik; denn Dialektik ist diejenige Kunst, sich in die Spekulation mit mehr oder weniger Individualität zu verlieren und aus diesem Mehr oder Weniger, aus dieser kürzern oder längern Perspektive des Auges, aus dieser Wendung nach rechts oder links hin von einem einzigen Gedanken nur alle möglichen Resultate, Nüancen und stylistischen Schönheitsformen zu gewinnen. Zur Dialektik hatte Goethe nicht Wagniß genug; er riskirte sich selbst nicht; er war Naturforscher und hielt deshalb immer seinen Athem an, um an dem Experimente, das sich vor ihm

entwickelte, nichts zu zerstören oder die Magnetnadel auch nur zur leisesten Abweichung zu bringen. Man verstehe recht! Ich spreche nur vom Vorakt des Nachdenkens und Forschens. Der Moment des Abschlusses war bei Goethe immer durch alle seine persönlichen Energieen integrirt. Der Moment des Goetheschen Abschlusses erzeugte in der Wissenschaft das Dogma und in der Kunst jene lebenvolle Schönheit, die mit warmen und gesunden Pulsen durch die strahlendsten Gebilde des Dichters fließt.

Das Zweite lag schon näher; nämlich den Cultus und die Ceremonie zu verachten für Alles, was entweder mit dem Anspruche der Wahrheit auftrat oder in der That als solche anerkannt wurde.

Das Symbol setzt Gemeinde voraus und die Gemeinde Unterordnung der Individualität. Die meisten Denker, welche aus der Wahrheit ein Geschäft machen, lassen sich wohl ein Patent darüber ausstellen und werden nicht nur Gesetzgeber, sondern auch gern Gesetzvollstrecker. Die beiden Rollen, Gottheit und Apostel, sind fast immer in der Geschichte verwechselt worden. Man entdeckt eine Offenbarung, macht sich aber sogleich zu ihrem Propheten, wohl gar zu ihrem Gegenstande. Bei allen schwachen Personen erscheint die Wahrheit immer nur unter der Form der Ueberzeugung und nichts entwickelt sich dann schneller, als der Fanatismus der Ueberzeugung. Wie wenig Denker gab es, die ihre Resultate der Welt preis gaben und sie von Detaillisten verarbeiten ließen, während sie ihre Bahn weiter klommen? Sie glauben Alle, daß die Wahrheit Dienstes bedürfe, da es doch die Wahrheit ist, welche frei macht. Sie mußten sogleich Erkennungszeichen geben und Stimmen sammeln auf Thatsachen, die oft darum

die unbegründetsten sind, weil sie die Majorität für sich haben. Besonders wird das achtzehnte Jahrhundert durch diese Erscheinungen bezeichnet. Herrliche Genien, die sich in schäumender Cascade von den Felsen stürzten und an der Sonne damaliger Denk- und Preßfreiheit ein strahlendes Beispiel gaben, fing irgend ein Vorsprung wie eine Kanzel auf, hemmte den majestätischen Fall und lenkte die brausende Wassermasse auf Fluren und Triften, glatt und eben in die glatte Ebene.

Dieser vernichtenden Hingebung suchte Goethe auf hundert Wegen zu entschlüpfen. Er ließ sich durch keine Zeichen in Verwirrung bringen, er beobachtete niemals jenen Cultus, der den Autoren eigen ist, daß sie hier und da in ihre Lebensbücher gern Ohren einknicken, um auf die poetische Beschränktheit vergangener Zustände zurücklauschen zu können und in sich selbst sich selbst nicht zu vergessen. Goethe kannte die Wahrheit nur als Naturprodukt, als ein organisches Phänomen, das auf eigenen Füßen steht und einen innern, es genugsam bestimmenden Kern enthält. Das Organische folgt einem eingebornen Zuge und schließt sich aus Instinkt dem Verwandten an. Wozu also die Hast, daß sich die Menschen für neue Entdeckungen als Vorspann brauchen lassen? Wozu überhaupt der Tumult, der sich an neue Schöpfungen herandrängt und mit einer, wenig für unsere Culturreife sprechenden Einseitigkeit gleich mit allen Gefäßen des Hauses gelaufen kommt, um auszuschöpfen und einzusammeln? Man wird diese Richtung an Goethe seine Spontanëität nennen.

Goethe's Empirie war egoistisch, aber er kämpfte für einen Egoismus, den man menschenfreundlich genug sein muß Allen zu wünschen, nämlich den Egoismus der Gesundheit.

Ja, es wäre eine Aufgabe, die ein geistreicher Arzt noch zu lösen hätte, den Antheil zu bestimmen, welchen an der allmäligen Entwickelung des Geschichts- und Menschheitszweckes das Befinden des Körpers und der Seele hat. Man sollte gründlich nachweisen, wie viel Wahnsinn auf Rechnung der historischen Wahrheiten kömmt, wie viel physisches Wohlbefinden die Menschheit abtreten mußte, um eine Bereicherung ihrer Kenntnisse und geistigen Besitzthümer dagegen einzutauschen. Eine Geschichte vom medizinischen Standpunkte müßte eine der größten Erweiterungen unseres Selbsterkenntnisses sein. Man brauchte nicht soweit zu gehen, wie der Hypochondrist von Genf, welcher dieselben Wissenschaften für eine Vergiftung der Gesellschaft erklärte, welche ihm doch dazu dienten, diesen kühnen Satz mit so glänzender Wahrscheinlichkeit zu vertheidigen; aber wer kann sich die Sturm- und Drangperiode, namentlich die romantische Schule ohne Uebel denken, die eine wechselseitige Bedingung von Leib und Seele herbeiführten? Goethe erlebte die verheerendsten Beispiele outrirender Genialität. Wie lange siechte und fieberte er nicht selbst an seinem Idealismus! Noch während der ersten Weimarer Epoche schrieb Wieland an einen Freund, daß er Goethe's Ruhm nicht um den Preis seiner Körper-Leiden erkaufen möchte. Die Erfahrung allein heilte hier vielleicht nicht, aber sie wurde Präservativ. Von jenen Aufwallungen, die das im Geiste Neue, auch in den Nerven und Adern hervorbringt, suchte sich Goethe allmälig zu befreien. Keine Ideenassociation durfte auf ihn eindringen, ohne vorher Quarantaine zu halten. Nach jeder Durchwühlung fremder Begriffsamalgame wechselte er die Kleider und zog die alten nicht wieder an, bis sie von der Gleichgültigkeit durchge-

schwefelt waren. Ja wenn man sieht, daß Goethe gewissen Tendenzen, z. B. manchen romantischen, wo er nur konnte, aus dem Wege ging, so muß man glauben, daß er von ihnen eine unmittelbare Ansteckung fürchtete. Und ich würde mich nicht irren, wenn Goethe nicht irgendwo geäußert hat, man könnte den Geist eines Buches schon an dessen Geruch erkennen.

Goethe nahm an Allem Theil, wies unbedingt auch nur wenig von sich zurück; doch wenn er Gegenstände der Philosophie, Religion und Geschichte verhandelte, so mußte er sie vorher erst in seine eigene Sprache übersetzen. Ich glaube sogar, daß Goethe schwer begriff, und zeitlebens eine, von ihm wenigstens für seine Jugend eingestandene Unbeholfenheit beibehielt, wenn es sich um Dinge handelte, die eine unmittelbare Einwirkung in Anspruch nahmen. Goethe's dogmatische, thetische und objektive Prinzipien machten aus ihm einen ebenso großen Dichter und Künstler, wie im Uebrigen einen unzulänglichen Dialektiker. In der Debatte entfernte sich Goethe niemals vom Ziele und stellte immer Sätze auf und verlangte von seinem Gegenüber solche dagegen, die sogleich die objektive Nagelprobe bestehen konnten. Mit Thesen, Ober- und Untersätzen, Verwickelungen, Flankenbewegungen und Zirkelmanövers sich weit über die Gegenstände hinaus zu wagen, war seine Sache nicht. Frau von Staël mit ihren bizarren Plänkeleien und luftigen Wortgefechten, mit Debatten, die sie nur der Rede wegen begann und die doch der Rede nicht werth waren, machte ihm große Noth; er brach das Gespräch ab und wies ihr nicht ohne deutlichen Fingerzeig die Thür. Wenn sich Goethe auf sich selbst verließ, so sag' ich nicht (wie kann es dies sein!) daß es Un-

vermögen war. Einem Freidenker, der die Schule verachtete, blieb wahrlich nichts Besseres übrig in einer Zeit, wo der Thurmbau der Systeme mit einer so totalen Sprachverwirrung endete, daß bei Fichte dasjenige Steine waren, was man bei Jakobi Kalk nannte. Hier mußte man kämpfen, seinen eigenen Sprachschatz nicht zu verlieren und sich drängen, die prahlerischen Assignate der Philosophie in die kleine, aber klingende Münze des gesunden Menschenverstandes umzutauschen.

Das Princip der Aneignung bestimmte Goethe auch, nichts über oder neben sich als menschlich anzuerkennen, was nicht zugleich in ihm wäre. Goethe war mit seinem Individuum haushälterisch. Er spaltete es nicht, verschleuderte es nicht, er hielt alle Zügel straff gezogen und verlor sich als Ganzes in keinem seiner Theile. Das Endziel dieser Maxime war der Besitz und das Mittel dazu die Verjüngung. Was ich mein nenne, macht mir nur eine Sorge, nämlich es zu bewahren. Diese ist äußerlich und absorbirt das Gemüth nicht so heftig, wie das erste Bestreben, es mir anzueignen. Alle Sehnsucht löst den Verband der geistigen Theile im Individuum auf und treibt sie nach einem einseitigen Abhange hin. Goethe, innerlich etwas zu verlieren fürchtend, suchte sich dadurch zu schützen, daß er äußerlich Alles zu besitzen trachtete. Wenn er sich das Entlegenste nicht verweigern und die Unerreichbarkeit desselben nicht dulden konnte, so wollte er, daß er da, wo sich ihm die Künstlerschaft verweigerte, doch wenigstens Liebhaber wäre, denn erst der Liebhaber, der seinen Wünschen nichts versagt, kann das Idealische genießen, weil es seine Natur ist, es sogleich, wenn nicht innerlich, doch äußerlich zu besitzen. Goethe hat naiv eingestanden, daß ihn Kunstwerke erst beruhigen, wenn sie sein Eigenthum sind. Man sage

nicht, daß sich mit dem Eigenthum die Lust zufrieden gegeben und die bewundernde Sehnsucht abgeschlossen hätte! Er konnte oft nur Kopieen, Abdrücke und Pasten bekommen und mußte sich noch immer darüber erwärmen, daß zwischen dem Original und der Nachahmung eine unendliche Kluft lag, die er nicht auszufüllen vermochte.

Eine neue sehr ungeschlachte und banausische Darstellung der Goetheschen Dicht- und Denkweise wirft ihr vor, daß sie vom Straßburger Münster sich eine Scheinkapelle wünschte. Nur Leidenschaftlichkeit konnte aus diesem harmlosen Wunsche ein, Goethen charakterisirendes Verbrechen machen. Wäre jene Kritik im Stande, mit einer sich selbst beherrschenden Prüfung fremde Individualitäten und Charaktere im Zusammenhange zu erfassen, wäre sie nicht überall, wo die Leidenschaft durch Gründe entschuldigt oder unterstützt werden müßte, die Eingebung des oberflächlichsten Dilettantismus, so würde sie sich jenen Wunsch aus dem künstlerischen Principe Goethe's haben erklären können. Dem Straßburger Münster hat sich Goethe immer mit heiliger Andacht hingegeben, doch wußte er, daß es eine schönere Verehrung dieses Wunderwerkes wäre, das Genie seines Erbauers von Sims zu Sims zu verfolgen, als nur seine nasse patriotische Phrasenwäsche zum Trocknen an die Spitzthürmchen aufzuhängen. Goethe wollte das Erhabene nicht nur fühlen, sondern auch verstehen. Darum verjüngte er das Große und modelte das Ungestalte um. Die Welt in ihrer Größe würde bald unser Herz zersprengen. Man braucht die Peripherie nicht, wenn man nur den Durchmesser hat.

So steht denn Goethe mit diesem glänzenden Harnisch, dessen Schuppen und Schienen wir aus Thon flüchtig nachzuformen suchten, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ge-

rüstet da. Doch wühlt' in seiner Brust, trotz aller Philosophie und Resignation, ein herber und innerer Schmerz, ein gemüthliches Unbehagen, für welches er nur feindselige polemische und wenig überlegte Worte finden konnte. Ach, man dämmt gegen das Uebel mit Schutt und Trümmern jeder Art den Weg, man schließt sich in das Bannat der Verachtung ein und wagt sogar zuweilen einige Ausfälle gegen die belagernde Macht; aber vergebens! Aus diesem Herzen floh der Friede, aus diesem Gedächtnisse wichen die schattigen Ruheplätze; der Tag steht mit drohenden Worten vor der Thür und pocht trotzig auf einen Einlaß, der nicht mehr zurückzuweisen ist. Das Ungewitter mag noch einmal verziehen! Man werfe sich irgend einer zerstreuenden Beschäftigung in den Arm, man läugne die Gefahr weg, da man sie nicht sieht! Was hilft's? Du verlierst den Zusammenhang und die Gunst einer weise angestellten Berechnung. Da du den Strom noch in weiter Ferne rauschen hörtest, ist er schon unter deinen Füßen und du treibst hülflos auf stürmischen Wogen, wo man, wie Goethe als Botaniker, sich mit Grashalmen zu retten sucht.

Mit entsetzlicher Anstrengung hatte Goethe gegen das Unbehagen, das aus der Zeit kam, gekämpft. Er hatte sich selbst geopfert, um des bittern Schmerzes ledig zu werden. Denn jene im Vorhergehenden geschilderte Lebensphilosophie, die hier einen ganzen Menschen revolutionirte, was ist sie anders, als eine rührende Trennung des Mannes vom Jüngling, der Zukunft von süßer Erinnerung, des Kopfes vom Herzen? Göthe empfand diese Rührung nicht, weil er ein Charakter war; aber wohl den Schmerz. Seine Berechnungen mißglücken, alles um ihn her zuckt mit Nadelspitzen auf

seine Nerven und selbst das alte Mittel, durch Produktionen sich zu retten, schlägt fehl. Großkophta, Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Ausgewanderten, Hermann und Dorothea schleuderte er aus seinem Schiffe, um es oben zu erhalten. Aber die Zeitgenossen verziehen keine Miene. Neue Waffen, die Natur. Es ist zu spät, die Geschichte schlägt ihn zurück und ein Geist, der seinem Jahrhundert vorangeeilt war, muß noch dem letzten Decennium desselben — unterliegen. Die Thatsache zerreißt das philosophische Gebälk auf dem er steht. Der schwankende Tritt tastet keinen Boden mehr und man muß auf Augenblicke sehen, wie die Wellen der Vergessenheit über Goethe's Haupte zusammenschlagen.

---

## IV.

Die Zeit hat ihre Lieblinge. In ihren weitbauschigen Mantel hüllt sie die Auserwählten ihrer Gunst, trägt sie über die Fluthen der Begebenheiten, setzt sie in sicheren Gegenden auf's Trockene und holt sie wieder, wenn der Sturm verzogen ist und man im Schoße des Glückes sich wieder betten kann.

Goethe hatte sich einer solchen Pflege und Wartung des Schicksals nicht zu erfreuen. In den Tagen der Ruhe hatte er unterlassen, sich die Zeit zum Freunde zu machen. Statt den stolzen Nacken zu ihr emporzuheben, vermied er und beleidigte sie; er hatte es für größer gehalten, den Umständen zu trotzen, als für die Zukunft sich bei ihnen einzuschmeicheln.

Wüßten wir nicht, daß das neunzehnte Jahrhundert in seinen Institutionen und geschichtlichen Aeußerungen um so viel poetischer ist, als das achtzehnte darin prosaisch war, so würden wir nicht begreifen, wie in so kurzer Zeit sich alle Gesichtspunkte der Literatur umwerfen konnten. Früher hielt man es für genialisch, der Zeit auf den Fuß zu treten, ihr den Sand aus dem Stundenglase zu verschütten, sie zu ignoriren im gelindesten Falle; jetzt dagegen wird für die Weihe

des Genies gehalten, die Freundschaft der Zeit besitzen, ihr Jünger, Vertrauter, ihr Herold und Apostel sein. Goethe hatte sowohl für seine Beurtheilung, wie für den ganzen Charakter seiner Poesie das Unglück, unter diesem Wendepunkte zu leben und von Ereignissen in einem Kreise herumgedreht zu werden, wo man nicht mehr weiß, ob im Januskopfe das jugendliche Angesicht der Zukunft oder das Profil des Greisen der Vergangenheit angehört. Wo ist Herrscher oder Sklave? Gehorchtest oder befahlst du?

Aus den historischen Widersprüchen, in welche auf jenem Wendepunkte die ausgezeichnetsten Befähigungen in der deutschen Geisteswelt verstrickt wurden, schreibt sich der unbehagliche Eindruck her, den noch heute die deutsche Literaturbetrachtung erzeugt. Wenn wir selbst an den glänzendsten Entfaltungen deutscher Wissenschaftsbestrebungen niemals eine recht lachende, nationale Augenweide gehabt haben, wenn uns noch immer die Zwiespältigkeit der Meinungen überall anfällt, wenn die Lust an dem Einen durch die gehässige Polemik des Andern vergällt wird und zuletzt die Nation von den Ideen selbst zwar sehr viel Ehre, aber sehr wenig Vortheil zieht; so ist es, weil sich unsere glorreichsten Bestrebungen gewöhnlich in dem Charakter der Zeit irrten und von einer Masse, die sie kalt von sich wies, eine mit den Umständen disharmonirende Hingebung verlangten. Jene schreiende Dissonanz, als die Kunst und die Geschichte so feindselig zusammentrafen, verwirrte zuerst die Kunst selbst, erzeugte jene Haarspaltungen der ästhetischen Tendenzen und künstlerischen Theoreme, welche besonders in Goethe's und Schiller's Briefwechsel sich in einem fortwährenden Zirkel bewegen, lähmte darauf die schöpferische Produktivität unseres größten Dichters,

der in einer so unruhigen Zeit, um nicht mit fortgerafft zu werden, sich entschließen mußte, sich in sich zurückzuziehen und in sich den Dichter nur zu einem Theile des Menschen zu machen. Noch immer hallt diese Dissonanz in unseren Zuständen fort und es wird lange währen, ehe wir aus diesen widersprechenden Thatsachen sowohl die richtigen Urtheile, wie die weiseren Entschlüsse gezogen haben.

Man spricht immer von der großen Geschichte, von dem großen Jahrhundert, von der Dichterin der Zeit, die alles überflügelt. Aber wie wenig die Literaturen auf den Umschwung der nationalen und ästhetischen Begriffe vorbereitet waren, wird man am passendsten aus einer Vergleichung erkennen, die noch nicht angestellt worden ist. Was hat Frankreich durch seine großartige Geschichte wohl für seine Literatur gewonnen? Unsere Rigoristen wollen, daß uns die Schmach hätte begeistern sollen; in Frankreich, sollte man denken, hatte der Ruhm vor der Schmach sogar noch einige Schritte voraus. Der Ruhm konnte ohne viel Ueberlegung zum Griff in die Leier schnell begeistert sein. Wo sind aber in Frankreich diese großartigen Schöpfungen einer in der Zeit siegestrunkenen Phantasie? Wo sind die ingrimmigen Lieder des Sängers, der mit republikanischen Reimen gegen die epischen Stanzen der Napoleon'schen Monarchie gekämpft hätte? Was ließ selbst die Revolution außer André Chénier zurück?

In Frankreich bringt der gleichzeitige Weltruhm folgende Verse des Herrn Alissan de Chazet hervor:

*Napoléon*, de ton image
*Louise* a reçu l'heureux don;
Puisses-tu, par un autre gage,
Chez nous éterniser ton nom!

Herr Delrieu sang:

Je veux que désormais la France et l'Ausonie
Dans le *nouvel Alcide* admirent ton génie,
Adorent tes vertus;
En dépit d'Albion, que l'univers respire!
Pour toi, pour tes neveux j'éternise l'empire
De *Trajan*, de *Titus!*

Und bei Gelegenheit der Vermählung des Kaisers mit Marie Louise schmeichelte Herr Desaugiers:

Viens-t'en, Fanchon, viens-t'en vite aux Tuil'ries!
L'concert commence et j'ny somm' pas encor.
Ah! pour chanter *leurs Majestés chéries*
Coeurs, instrumens, tout est bientôt d'accord.

Man wird sagen, Herr Alissan de Chazet, Herr Delrieu und Herr Desaugiers waren keine großen Geister; aber die Herren Fontanes, Jay, Jouy u. A. galten dafür. Wie verlegen und unbeholfen ist selbst Chateaubriand der damaligen Zeit gegenüber, wo er, der nie einen Charakter gehabt hat, dennoch der einzige Charakter war und überdies noch von einer Frau übertroffen wurde, der Staël! Man täusche sich nicht; die Einsichten über das Verhältniß der Kunst zum Leben kamen viel später.

Deutschland besaß freilich weit glänzendere Mittel als Frankreich, um die allgemeinen Ideen und Thatsachen der Wirklichkeit auszusprechen; allein um das Einzelne zu fassen, fehlte es bei uns an der Erfreulichkeit und Entfernung desselben; um das Allgemeine, fehlte es an einer übersichtlichen Abrundung, welche die sich damals dramatisch drängenden Ereignisse erst später erhielten, als sie episch hinter dem Momente lagen. Die beiden Jahrhunderte lagen noch in

ihren Widersprüchen so wenig grell vor Aller Augen, daß sowohl in Frankreich wie in Deutschland sich die Zeitpoesie der alten herkömmlichen Formen bediente und um neue Dinge einstweilen noch immer abgetragene Gewänder schlug, Frankreich die mythologische Garderobe des Parnaß, Goethe seine Promethastereien im Epimenides. Kurz dasjenige, was man die neue Poesie nennen kann, die Schule Byron's, die französische Romantik mit ihrem Odenschwung, nebst deutschen Bestrebungen, diese Revolution der ästhetischen Begriffe und Ideale beginnt erst mit dem Tode Napoleon's. Denn mit diesem Augenblick wurde in die laufende Geschichtschreibung die poetische Gerechtigkeit eingeführt.

Ueberdies hat Deutschland eine außerordentliche Erscheinung erlebt. Wenig Zeiten waren von künstlerischen Interessen so sehr eingenommen, wie gerade die historisch aufgeregtesten im Anfang unseres Jahrhunderts. Die beiden Tendenzen unserer Literatur, welche sich an die Universitäten Jena und Heidelberg knüpfen und die sich später in Berlin vereinigten, schlossen sich unmittelbar an die rastlose Produktionslust an, welcher durch einen frühzeitigen Tod Schiller entrissen wurde, und die sich auch, fast möchte man sagen, durch die moralische Ansteckung des Gewissens Goethen mitgetheilt hatte, der mitten im Getümmel der sich drängenden Ereignisse seine prosaischen Meisterwerke zeitigte. Wo konnte bei so lebhaften Bestrebungen in Kunst, Philosophie und empirischer Naturbetrachtung wohl das Gefühl einer Isolirung und eines neu einzuschlagenden Weges durchbrechen? Goethe war mit Schiller in einen lebendigen Rapport getreten. Schiller repräsentirte das allgemein Menschliche und die Geschichte, Goethe das Individuelle und die Natur. Diese entgegengesetzten Prinzipien kämpften mit friedlichen

Waffen und brachten zu Gunsten der ästhetischen Technik und der Erziehung zum Poeten Resultate hervor, welche sich, bei allem Bezuge auf die Zeit und ihre Verhältnisse, doch immer nur mitten in den Traditionen der alten formellen Literaturgeschichte bewegten. Man fühlte sich immer in dem Zusammenhange dessen, was in der Anordnung des Tages die Ordnung der Kunst war. Es gab keine Lücke, von der man sich gestanden hätte, sie mit Aufopferung seiner selbst ausfüllen zu müssen. Die Bändigung der Revolution durch Napoleon hatte die Interessen wieder in einander geknüpft, die Nationen drängten sich in ihre Kerne zusammen und hoben, um stärker zu sein, den inneren Zwiespalt ihrer Tendenzen auf. Wo Niemand das thun darf, was er thun möchte, da darf es kein Vorwurf sein, daß ein Jeder das thut, was er kann. Wo Alle dulden, wie kann man den tadeln, der sich einen Trost zu verschaffen sucht und in dessen Segnungen so Vieles als möglich hineinziehen möchte? Oeffentliches Unglück, das man aus seinen eigenen Mitteln nicht enden kann, entschuldigt im Schoße der Duldenden jede Handlung, da keiner diejenige thut, welche den Schaden besserte und das Recht der Strafe heiligen könnte.

Unglückliche Zeiten, die sich trösten, aufgeregte, die sich beruhigen wollen, werden immer auf die Literatur zurückkommen. Sie fängt die für die äußere Gefahr allzu mißlichen Radien der Ueberzeugung und des freien Gedankens auf und leitet sie in das schöne Farbenspiel einer gebrochenen Reflexion wieder zurück. In ihre schattenreiche Haine flüchtet man sich vor der glühenden Mittagshitze und träumt mit dem Vogel, dessen Gesang wir uns zu deuten suchen. Man will in allen tyrannischen Zeiten die Garantie seiner natür-

lichen Freiheit retten. Wo die Menschen nur noch Bürger und Krieger sind, wo sie nach Tausenden heerdenweise vertheilt werden und Gesetzen sich fügen müssen, welche die Natur verläugnen, da lechzt man nach Natur, nach jener Nacktheit, in welcher wir geboren wurden, nach jener Verantwortlichkeit, die einst vor Gottes Thron wahrlich Niemand an unserer Statt übernehmen wird, sondern wo wir für uns selbst stehend, mit Niemanden als mit Gott unter vier Augen zu reden haben. Dies Band der freien Selbstbestimmung ist das Gewebe der Literatur. Tempel bauen sich auf, wo wir, von den Dienern Baal's ungesehen, den heimischen Göttern opfern dürfen, Katheder, wo unsere Hoffnung als Weisheit gelehrt wird, eine andere Welt, in der wir geistig leben und mit immer fester werdendem Fuße wandeln. Die Literatur und Kunst ist jene Religion, welche uns mit der Gottheit unter vier Augen läßt.

Das erste Drittel unseres Jahrhunderts ist verronnen. Welches werden die Resultate sein, die sich im letzten Drittel zu bethätigen haben? Kein Jahrhundert hat mit geschwätziger Hast so viel Fragen aufgeworfen, wie das unsrige. Die allgemeine Aufklärung weckte das Verständniß und machte Jeden fähig, an der Lösung jener Fragen seinen Antheil zu nehmen. Eine chaotische Begriffsverwirrung war die Folge. Die kriegerischen Erlebnisse weckten die Leidenschaften und den Stoff, welcher durch sie entzündet werden konnte, gaben die Interessen und Ideen her. Von jenen Waffen, die sie alle trugen, blieben in den Händen die Schwielen zurück; als drohende Heiligthümer hängen an den Wänden die Trophäen und Erinnerungen des vergangenen Völkerkampfes; alle unsere Debatten haben einen so trotzigen und feindseligen Charakter,

daß es immer ist, als hörte man dazwischen den Hahn einer gezogenen Flinte knacken. Ob man das Pulver von der Pfanne blasen wird? Ja. Das Resultat, von dem das 19te Jahrhundert seinen Namen empfing, scheint noch über zwei Menschenalter hinaus zu liegen und wir werden es bald den Enkeln überlassen müssen, unsere Rechte zu fordern und als die ihrigen zu vertheidigen.

Es ist erwiesen genug, daß an dieser Verwirrung die Literatur die größte Schuld trägt. Wenn ich auch nicht sagen will, daß die Literatur sie hervorgerufen hat, so beförderte sie den Zwiespalt schon dadurch, daß sie ihn nicht hintertrieb. Alle literarischen Definitionen sind auf der Flucht. Was ein Gesetz an sich trägt, hat seine Geltung verloren; was eine Schlußfolgerung ist, sieht sich vergebens nach ihren Voraussetzungen um. Die Thatsachen der Literatur schweben in der Luft. Alle Paragraphen sind wie die Nummern eines Lottos zusammengewürfelt, aus welchen nur noch der blinde Zufall Nieten und Gewinne zieht. Einiges, das sich sicher dünkt, streckt sich mit vornehmer Behaglichkeit auf dem Ruhebette aus und schleudert so gleichgültig, als wenn ein Engländer sich die Zähne stochert, sein Urtheile von sich. Schelling — Hegel — was hat die Welt dann, wenn der Eine von Beiden siegt? Wenn nun dieser Kampf erst entschieden ist, wenn nun Jeder erst sagen kann, was er will; was wird dann wohl gesagt werden? Diese so breit entfaltete Anstrengung und Erbitterung mußte doch die Vermuthung erregen, daß ihr nur das Eine erst beseitigen wollt, um dann recht tüchtig an das Andere zu gehen? Wenn ihr diese Entgegnung verachtet, so verachtet ihr eure Zeitgenossen; denn warum haltet ihr sie auf? Warum verlangt ihr so breite Dimensionen der

Anerkennung? Und wie ihr, so Alle, die, um das Wort zu haben, tausend Worte verlieren und, wenn sie es endlich haben, dann verstummen werden.

Aber diese Stummheit hat etwas Tröstendes. Denn sie erleichtert uns die Rechnung, wenn wir alle Ideenposten unserer Zeit ansetzen und daraus ein Facit für das Jahrhundert ziehen wollen. Wenn ihr stumm sein werdet und dann Nichts sein wollet, als was ihr selber seid, dann werden wir nur sehr wenig zu addiren haben. Faßt man die Spitzen so zahlloser Pfeilbündel, die Ziele dieser hitzigen Bestrebungen des Pietismus, der Scholastik, des Liberalismus u. s. f. zusammen und ritzt dann wirklich nur so flüchtig die Haut der Zukunft? Das ist vortrefflich. Da muß die Wahrheit unseres Jahrhunderts gerade zwischen dem Extrem der Revolution und den Lehrbüchern eurer Philosophie mitten inne liegen.

Die Philosophie unserer Tage fühlte es, daß sie eine Bestimmung von sich aussprechen müßte, welche über die Debatte und ihre eigene Ausschließlichkeit hinaus läge. Sie fühlte, daß man mit so gierigen Armen nicht in das Herz der Nation greifen dürfe, ohne daß etwas Anderes in ihren Händen läge, als das Blut ihrer Gegner und ihr angemaßter Ruhm. Wohin rafft sich diese Philosophie auf? Ueber die Inhaltlosigkeit ihrer ehemaligen Behauptungen erschreckend, fühlt sie, daß sie Etwas thun muß, was tüchtig und erfreulich ist oder wie Goethe sagen würde, was den Hund vom Ofen lockt. Seither regnet es*) einen Strom von Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele und die persönliche Fort-

*) Besonders im Jahre 1837.

dauer. Ich mag diese moderne Ostermorgenfrage hier nicht aufnehmen, weil sie nicht hieher gehört; aber sie ist ein Symptom.

Der kleine Zirkel, auf den Alles ankommt, heißt: Wer sind wir? Wozu? Von wem? Wohin? Die großen Sphären der Philosophie tanzen um diesen kleinen Zirkel, ohne ihn an irgend einem Punkte seiner Peripherie zu berühren. Man muß Tangenten ziehen. Man muß beweisen, was ist die Asche, in welche dereinst unser Kopf, der stolze Weltdurchsegler, unser rüstiger Arm, unsere Real- und Sprachkenntnisse zusammensinken? Nur Muth, ihr neuesten Unsterblichleitslehrer! Wühlt in dem Staube und sichtet ihn durch das Haarsieb eurer Dialektik! Bleibt auch nichts zurück, so läßt sich diesem hohlen Nichts, das die Welt erschuf, doch immer noch ein Name geben, purpurn, schimmernd beim Phantasten, mild, hoffnungsgrün beim Dichter; grau, geisterhaft beim Exorcisten; gelb, intolerant und exklusiv beim Zeloten. So sehen wir mit einem Male die Philosophie auf jene alten Fragen reduzirt, die sie sich von den Leichensteinen der Friedhöfe abliest. Die Schulen sind geschlossen, die Lehrer wandeln in Mondscheinsferien, die Jünger lauschen an der zugefallenen Pforte und aus den transparenten Irrlichtern der modernen Unsterblichkeitstheorieen, die über den Gräbern hüpfen, setzen sich die identischen Worte zusammen: Wir sind, die wir sind; gebt Gott die Ehre!

Mehr oder weniger wollte ja auch Goethe nicht. Hier erst ist der Ort, wo man wieder des weisen Dichters helle und klangvolle Stimme vernimmt, aus welcher eine gesunde und lachende Weltbetrachtung spricht. Zwischen jenen philosophischen Systemen, die sich so sehr verrechnet hatten, daß

sie die Unsterblichkeit der Seele alle als etwas Vergessenes nachholen mußten, wandelte er nach einem Ziele, das sich der Genius des Jahrhunderts gesteckt zu haben scheint. Weder die Freiheit, noch die Gesetzmäßigkeit des Gedankens will ich nennen, weil man damit andere Begriffe verbindet. Es ist aber die Autonomie des Gedankens, in spekulativer wie in ästhetischer Hinsicht.

Das Ziel ist mit wenig ungefähren Sätzen ausgesprochen:

Befreiung des Gedankens vom System und den dogmatischen Formen.

Der Irrthum als Chance des Gedankens, wenn er nur die Wahrheit des Individuums und die Schönheit der Form hat.

Nur diejenige Wahrheit ist schön, welche eine individuelle ist.

Die Tendenz ist lobenswerth; aber ihrem Gedanken, blos als dem Gedanken der Allgemeinheit, wird entweder die Wahrheit oder die Schönheit mangeln.

Die Tendenz ist kein Spiel, sie muß siegen oder besiegt werden, weil sie auf Interessen beruht, aber in diesem Jahrhundert entscheidet sich erst die eine Frage, ob die Literatur sich aus den Interessen erheben und eine selbst bezweckte Stellung behaupten kann oder ob sie fortfahren wird, mit den Interessen verwechselt zu werden und mit einer ferneren Unmöglichkeit ihrer selbst enden wird?

Uebrigens darf, wer mich Gott nicht mit Händen greifen läßt, nicht zürnen, wenn ich meinen Augen mehr traue, wie den seinigen.

Statt angemaßter Wahrheiten gebt bescheidene Ueberzeugungen! Bescheidene Ueberzeugungen aber sind solche, die keine Verpflichtungen sind.

Die Systeme sind gut. Aber es sind ihrer zu viel. Nämlich zu viel auf einmal. Sie sollen auch immerhin alle erhört werden. Deßhalb mögen sie einstweilen auf das neutrale Gebiet der Schönheit treten, dort warten, bis sie der Zeitgeist rufen wird, und sich in ihrer vorläufigen Lage den Gesetzen des neutralen Gebietes bequemen.

Endlich erlaube mir Jeder, der mich nicht geschaffen hat, noch einmal, da meinen Schöpfer zu suchen, wo ich ihn gerade finde!

Durch diese Gedankenverbindungen gehört Goethe dem neunzehnten Jahrhundert an. Ich wüßte auch wahrlich nicht, worauf man in Zeiten einer allgemeinen Begriffsverwirrung anders zurückkommen will, als auf die Natur, die Gesundheit, die Freiheit, den besten Humor und auf das, was Niemand machen, geben oder nachahmen kann, auf das Genie.

Goethe hat sich im Anfang dieses Jahrhunderts von allen Liebhabereien desselben entfernt gehalten, sowohl von dem Nifl- und Muspelheimer-Himmel der Nordlandsreckenromantik, wie von der blauen Blume Hardenbergs, der Indomanie der Schlegel, welche sich beide im Ganges von ihren literarischen Sünden reinigen wollten. Allen diesen Bestrebungen lag in der That eine gewisse Verwandtschaft mit Ideen der Zeit, ja sogar eine Sympathie mit dem Schicksale der Nation zum Grunde; aber es war von einem vollendeten Charakter nicht zu erwarten, daß er blos aus Patriotismus seinen Geschmack verderben sollte.

Alle neuere Poesie in Deutschland hat nun einen Ton angenommen, der von fremden Dingen auf sie übertragen ist. Sie lehnt sich an allgemeine Thatsachen und Begriffe, welche, da sie nicht selten erhebender Natur sind, den durch sie an-

geregten poetischen Empfindungen eine heilige Weihe und und Wirkung geben. Durch eine sinnige Behandlung ihrer Interessen sind die Menschen bald gewonnen. Jene poetischen Trompeter, die den Zügen der Tendenzen voranreiten, gekleidet in die Livree der Kämpfenden, sind die Augenweide der Masse, die sie mit Ruhm bezahlt. Sie nützen, sie erfreuen, sie schmeicheln und kosten wenig. Sie kosten keine alten Traditionen, sie keine uns liebe Philosophie oder Religion; sie beeinträchtigen Niemanden in seinen alten Besitzthümern. Das Genie aber kostet die Menschheit etwas. Da muß immer eine Nation oder ein Stück Religion, Philosophie oder Wissenschaft zu Grunde gehen. Diesen Schaden wird das Genie freilich später aus seinen eigenen Mitteln wieder herstellen.

Zu dieser Wohlfeilheit gesellte sich seit Herder der große Nachdruck, welchen man auf die Unterscheidung der Nationalliteraturen legte. Studium und Interessen vereinigten sich, die Literaturen unter allgemeine Kennzeichen und klimatische Reverberen zu bringen. Der Begriff des Nationalen legte sich wie ein Reifen um die Anschauungen des Poeten und drückte alle seine Bilder und Gedanken auf einen kleinen Mittelpunkt zusammen, der ungefähr dem Durchschnittswerthe der Allgemeinheit gleich kam. Die Nation will sich in der Literatur bespiegeln: sie will, daß die Literatur ihre jeweiligen politischen, religiösen und moralischen Zustände ausspreche. Sie wollen sich in den Weisen des Dichters wieder finden mit ihren kleinen und großen Leidenschaften, mit Frau und Kind, wie sie in ihrem Besuchszimmer im Conterfei hängen. Dem, was Alle fühlen und denken, soll der Dichter nur die schöneren Worte geben. Man sagte damals: die Zeit ist

wie eine Riesenharfe ausgespannt, aus welcher jeder einzelne Dichter sich einen Ton auffangen müsse für sein eigenes kleines Instrument der Subjektivität.

Wohin diese damals mit entsetzlicher Leidenschaft gelehrte Aesthetik geführt hat, zeigt der gegenwärtige Augenblick. Die poetischen Kräfte der Nation sind erschöpft, wenige derjenigen Leistungen, welche sich unter uns noch einiger Theilnahme zu erfreuen haben, lassen sich mit den Voraussetzungen jener Aesthetik in Einklang bringen. Sie widersprechen in ihren Principien all den Merkmalen, welche die sogenannte Nationalliteratur tragen soll. Es ist durch den Erfolg entschieden, wie wenig befruchtend und anregend jene patriotischen Lehren wirken konnten. Wir sehen es. Ueberall Produktionsohnmacht. Und wo ein Produkt ist, da wird nur die Tendenz angesehen!

Die Weltliteratur will die Nationalität nicht verdrängen. Sie verlangt schwerlich, daß man, seinen heimischen Bergen und Thälern entsagend, sich an kosmopolitische Bilder und Landschaften gewöhne. Die Weltliteratur ist sogar die Garantie der Nationalität. Sie wird immer, wenn das Evangelium der Letzteren mit zu vielen Golgathagefahren gepredigt wird oder sonstige Beanstandnahmen desselben eintreten, den mißlichen Anknüpfungspunkten zu Hülfe kommen und vor einem europäischen Forum dasjenige möglich machen, was in der Heimath unzuverlässig ist. Die Nationalität wird durch den weltliterarischen Zustand nicht aufgehoben, sondern gerechtfertigt. Der heimischen Literatur wird das Urtheil und die Geburt durch ihn erleichtert, wie namentlich in Deutschland die Voraussetzungen einer nationalen Literatur so sehr erschwert sind, daß man bei uns über ein Talent den Stab bricht, während demselben das Ausland akklamirt.

Wenn man weiß, wie wesentlich für Deutschland diese zänkische und hypochondrische Kritik ist, welche nichts in der Welt ohne Anfechtung lassen kann, die über Alles sich erhitzend, an jede Statue des Phidias noch ein Fragezeichen anhängen würde, so kann man sich die Hartnäckigkeit erklären, mit welcher man sich bei uns gegen das Princip einer Weltliteratur sträubt. Man muß wohl ein so durchgreifendes und einfaches Regulativ der ästhetischen Beurtheilung hassen, weil es das Gewerbe beeinträchtigt, weil es alle die Bosheiten, Unversöhnlichkeiten und Angebereien ausschließt, mit welchen in Deutschland produktive Talente begrüßt, verfolgt und oft getödtet werden.

Die Grundsätze der Weltliteratur geben sich sogleich zu erkennen, wenn man nur die äußere Physiognomie derselben näher bezeichnet. Zur Weltliteratur gehört alles, das würdig ist in die fremden Sprachen übersetzt zu werden, somit alle Entdeckungen, welche die Wissenschaft bereichern, alle Phänomene, welche ein neues Gesetz in der Kunst zu erfinden und die Regeln der alten Aesthetik zu zerstören scheinen. Die geringe Ausbeute derartiger Produktionen würde namentlich Deutschland von jener Ueberfluthung des Literaturmarktes befreien, welche den Umsatz, die Theilnahme, den Ueberblick und die Kritik erschwert. Mit dem inneren Werthe käme die äußere Würde der Literatur. Die Literatur erhöbe sich von der niederen Stufe, auf welche sie als ein Bedürfniß herabgesunken ist. Sie würde sich als eine organische Offenbarung des Menschengeistes bethätigen und mit einem Schlage durch ihre eigene naive Unübertrefflichkeit alle jene Fragen beenden, welche sich auf dem jetzigen Gebiete der Geisteswelt zu keinem andern Zwecke durchkreuzen, als um die Mittel-

mäßigkeit zu ordnen, zu placiren, zu erläutern und mit falschen Lorbeern zu bekränzen.

Ich gebe zu, daß in der Weltliteratur dieselben Verwechselungen vorkommen können, wie in der Nationalliteratur. Kotzebue ist vor dem europäischen Tribunal anerkannt. Raupach sogar dürfte eher übersetzt werden, als der Faust von Nikolaus Lenau oder ein Roman von Julius Mosen. Ich kann nicht sagen, daß ich etwas wüßte, was hier dem Genie den Rang immer vor dem bloßen Talente sicherte, es sei denn, daß sich das Genie die Tugenden des Talentes anzueignen suchte. Dies wäre Aufforderung genug an unsere heimische Literatur, sich aus ihren flüssigen, wenn auch noch so edlen Bildungsstoffen herauszugestalten, frei die Welt zu überblicken, alle nebelhaften Anschauungen von jenen urschönen Bildern hinwegzuziehen, die nicht fehlen werden, wo Prädestination ist. Diese zusammengeronnene Schönheit, welche sich in der deutschen Poesie findet, gleicht dem Korinthischen Erze, das von tausend flüssigen Götter- und Heldenstatuen einst siedete und wallte. Da ist keine Prägnanz, keine Deutlichkeit, keine Wahrheit der Umrisse. Licht und Schatten gehen ohne Perspektive in einander und machen, daß die ordinärsten Gestalten Sieger sind, weil sie sind. Dies schöne lebendige Sein mit Händen und Füßen, dies Sein mit einschmeichelnden überredenden Worten, dies Sein in Stiefeln und Sporen, klirrend auf den Marmorstiegen der poetischen Phantasiepalläste; wo fände sich dies oft bei den tiefsinnigsten Dialektikern des Gemüths und der Einbildungskraft, bei Fähigkeiten, die zum Siege alles zu besitzen scheinen?

Das ist es. Der Dilettantismus zerstört die Wirkung des Genies. Jene der Zeit parallellaufende sogenannte Na-

tionalpoesie brachte die Poesie nicht außer Athem, da das Leben immer dasjenige ist, was uns doch am leichtesten wird. Die Poesie als eine Sonntagsfeier, als ein an hohen Festtagen angethanes Kleid, hat nicht jenen olympischen Schweiß auf der Stirn, den man mit Lorbeern zu trocknen unwillkürlich versucht wird. Uhland's Muse ist nie echauffirt. In seinen Gedichten ist täglich Sonntag. Die Glocken läuten und die Menschen gehen geputzt in die große Kirche der Natur, wo dann zum festlichen Tanze unter der Linde der Boden hübsch rein und sauber gekehrt ist, wo alle Dinge im Chore singen und die Meinungen im Unisono einfallen. Gewiß schön; auch weltliterarisch als deutsches Genrebild, als eine Sammlung von Nationaltrachten, die sich der Engländer kauft, wenn er über Rotterdam in seine Heimath zurückreist. Allein in jedem andern Bereiche, das nicht die Lyrik ist, wird diese Sonntagsstimmung ein phlegmatisches Wohlbehagen, ein romantisch genießendes, nicht plastisch schaffendes. Wer ein fremdes Leben wirken will, muß zuvor das seinige auf's Spiel setzen.

Die Deutschen bilden sich ein, daß ihnen eine Menge Dinge gestattet seien, die sich die Franzosen und Engländer nicht erlauben dürfen. Die eigenthümliche Complexion unserer physischen und moralischen Natur soll andere Gesetze zu verlangen scheinen, als sie das Ausland befolgt. Man rundet Bemerkungen zuletzt gern mit einer schmeichelhaften Phrase ab, wovor der Genius unseres Vaterlandes erröthen müßte, wenn er nicht schon an das seit Jahrhunderten stinkende Eigenlob der Deutschen gewöhnt wäre. Wer ließe diese patriotische Koketterie nicht gern gewähren, wenn sie nicht in der Literatur etwas gelten und das Schlechte nur durch die

Eitelkeit, die man darauf hat, rechtfertigen wollte; und ich glaube wohl, daß ein Franzose daran keinen Geschmack hat, woran sich deutsche Herzen erfreuen. Aber es gibt auch viele deutsche Tugenden, die uns selbst schon zur Last werden. Die sogenannten ächtdeutschen Produkte unserer Literatur sind die mittelmäßigsten.

Als Goethe die Weltliteratur empfahl, dachte er schwerlich daran, daß die einheimische Literatur nach dem Beifalle der Fremden geizen und nach exotischen Maßstäben eine Regulirung ihres Werthes dulden sollte. Goethe wollte zunächst Nichts, als die erfreuliche Empfindung einer Anerkennung von jeder nur möglichen Seite her. Darauf verlangte er von seiner Weltliteratur wechselseitige Repressalien des Genies, Austausch von Ideen, die man sich mittheilen sollte als die Resultate einer durch Theilung schnell geförderten großen gemeinsamen Geistesarbeit. Goethe dachte an eine Tendenz der Zukunft, zuletzt ohne Eigennutz, um so mehr, da er sich schwerlich getraut haben würde, alle seine Produktionen von einem weltliterarischen Standpunkte anzusprechen. Es ist überdies sonderbar. Goethe erwähnte die Weltliteratur, um der sogenannten zeitgemäßen Poesie zu entfliehen, und derjenige Name, an welchen er die Weltliteratur anknüpfte, war die höchste Potenzirung der modernen Bildung: Lord Byron.

Byron gehört nicht zu jenen Günstlingen, welche sich die Muse der Dichtung selbst erwählt, sie mit den glänzendsten Gaben ausstattet und ihnen die Sonnenrosse ihrer stolzen Bahnen selber anschirret. Dante, Shakespeare, Cervantes traten aus dem innersten Heiligthum der Poesie, umflattert von den Genien der Schönheit, welche ihnen die unver-

welklichen Blüthenkränze ihrer Dichtungen um die hohe Stirn flochten. Die Bajaderen der Grazie tanzten vor ihnen, die Satyrn bliesen auf ihren Waldflöten, die Thiere des Feldes legten sich gebändigt zu den Füßen der Sänger nieder. Die Dichtkunst war ihr Athem und ihre Seele. Was sie berührten, verschönten sie. Sie waren Priester, die eine heilige Offenbarung zu lehren in die Welt gesandt wurden.

Byron dagegen war nur ein Charakter, der sich der Poesie bemächtigte. Die Poesie selbst gab sich ihm unwillig hin; er mußte sie bändigen. Die Poesie hätte ihn nicht auserwählt; aber Byron war so kräftig, daß er sie zwang einen Willen zu haben, der der seinige war. Die Poesie war für Byron ein Hülfsmittel. Er ließ den Genius der Musen nicht frei in sich walten, sondern verwandte ihn ohne Plan und Ziel für die beliebigen Wendungen seines Lebens. Sein Leben war ihm noch immer mehr als seine Poesie. Das hätte uns nie einen klassischen Dichter gebracht, wenn nicht zufällig sein ganzes Leben eine poetische Classizität gewesen wäre.

Lord Byron's Dichtungen haben den Reiz der Originalität, obschon seine Poesie selbst nicht neu ist. Der Eindruck des Neuen macht sich bei Byron durch die Anwendung eines Charakters auf die Poesie. Allein jene Ursprünglichkeit des dichterischen Genius, welche ein reiner Ausfluß des Ideals zu sein schiene, fehlt den Schöpfungen des herrlichen Mannes. Byron hatte Ideen und griff, um sie zu verkörpern, in einen Glückstopf. Wer würde sagen, daß er niemals auf Nieten gestoßen sei! Byron hatte gleichsam die Poesie um sich her versammelt als ein fertiges Ganzes, als eine Tradition, da alles Schöne ewig ist, ja ich meine sogar, daß Byron glaubte,

die Poesie wäre etwas, das sich von selbst verstünde. Der Gedanke und die Absicht warten, sie bedürfen ihres Kleides, sie kleiden sich selbst nicht; sondern Byron greift nach jener Tradition und wirft seinen Absichten dasjenige um, was sein Geschmack ihn als das Beste zu wählen lehrte. Man wird nicht wagen, Lord Byron in lyrischer und dramatischer Hinsicht hochzustellen. Er war groß in der beschreibenden Poesie. Er wählte sich immer die glänzendsten Bilder unter der reichen Auswahl, die sich ihm anbot. Er ist meisterhaft in jenen Ausmalungen von Stürmen und Ungewittern, Seefahrten, Landschaften und den vielen Details, welchen die epische Poesie eine gewisse Umständlichkeit, Breite und reflektive Ausdehnung nicht verweigern darf. Byron lebte mit der Poesie wie mit seiner Gattin. Er mied ihren Umgang und weinte, wenn sie ihn verließ; er tyrannisirte sie und fluchte, wenn sie sich deshalb beklagte. Er konnte sie nicht essen sehen, er wollte sie nur in der malerischen Situation haben, als Gedanke, Schmuck, als etwas Unwirkliches und doch Vorhandenes; sie war seine Gefährtin nicht, nicht der Athem seiner Seele, er schien sie zu hassen, und doch liebte er sie!

Was nun Goethe bestimmte, an Lord Byron einen so ausdrücklichen Antheil zu nehmen, ist deshalb schwer zu entziffern, weil ihn Goethe seiner Wesenheit nach wahrscheinlich mißverstanden hat. Goethe bezeugt viel Lust, den englischen Dichter in jene erste Reihe zu stellen, wo wir nur die Günstlinge der Musen antreffen, wo die Dichtkunst eine sich ihrer innern Gesetze bewußte Offenbarung der Schönheit ist und Goethe selbst seinen kurulischen Sitz einnimmt. Jene Anomalieen der Byron'schen Lebensweise scheinen Goethen zu-

fällige Abweichungen zu sein, von anekdotischem Interesse, sonst unerheblich für einen Genius, der über den Charakter seiner poetischen Mittel nachgedacht habe und bis zur innern Centralisation des Künstlers in sich durchzudringen versuchte. Goethe wandte sich deshalb jener thetischen Poesie zu, die namentlich im Dramatischen von Byron ohne Glück kultivirt ist. Was läßt sich über Marino Falieri Günstiges urtheilen! Die Rhetorik langt aus dem Munde der darin aufgeführten Personen Zettel heraus, die mit sehr schönen aber unmächtigen Reden bedeckt sind. Manfred ist eine Dunstgestalt ohne den Reiz des Lebens, eine der metaphysisch-poetischen Chrien, die es jetzt im satanischen Fache ebenso gut gibt, wie im theologischen. Wie flach, allgemein und eben durch die Unermeßlichkeit so leer ist Kain! Die Erhabenheit dieser Dichtung liegt nicht in der Auffassung, sondern in dem Gegenstand. Die Wolken jagen und thürmen sich aufeinander, Millionen von Meilen werden wie Rechenpfennige gespendet, dazwischen ein Skepticismus, der weder poetisch noch philosophisch ist und schon von Natur kalt lassen muß. Ich glaube doch, daß Goethe, wenn er es lobte, hiebei nicht aufrichtig und von Herzen warm geworden ist.

Goethe war zu beklagen; denn unmöglich besaß er Freiheit genug, um an Byron's besten Produktionen, an den Erzählungen, jene Genüge zu finden, die er sich stellt an den philosophischen Leistungen des Dichters gefunden zu haben. Wie mußte ein an die klassische Monotonie des Homer, an die geschwätzige Gleichmäßigkeit Ariost's gewöhntes Urtheil berührt werden, wenn Byron eine kleine Anekdote zu einem endlosen Gedichte dehnt, hier etwas einmischt, das nicht zur Sache gehört, dort gegen die Kritiker und Hofpoeten polemi-

sirt, an einer andern Stelle den winzigsten Detailumstand in's Endloseste ausspinnt und das Alles unterminirt mit Horaz, Virgil und einer die poetische Jungfräulichkeit überall verletzenden Gelehrsamkeit! Goethe akkommodirte sich. Die Dedikationen Byron's trieben ihn in die Enge, die englische Kolonie in Weimar verpflichtete ihn zur Antheilnahme und um nicht ganz an der Selbstbethörung zu nichte zu werden, hielt er sich dann an jene mysteriösen Kompositionen, in welchen er sich die schimmerndsten Lichtstreifen von Poesie zu erblicken überredete.

Es ist ein Unglück, daß Goethe den Don Juan vielleicht häuslich goutirte, ihn aber nicht öffentlich anzuempfehlen wagte. Indem er auf jene Produktionen Byron's verwies, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit seinen eigenen Leistungen haben, verrückte er den Standpunkt der Weltliteratur. Vor diesem allgemeinen Tribunale sollte Lord Byron nur als ein Charakter gelten, der, wie wir ihn bezeichnet haben, sich eines Stückes Poesie bemächtigt hatte. Jetzt scheint es, als wäre gerade die Nachahmung jener dem Dichter mißlungenen Partien empfohlen worden. Man erschrickt, wenn man eine so durchaus abscheuliche Komposition wie Edgar Quinet's Ahasverus mit der Anmaßung auftreten sieht, als gehörte sie zur Weltliteratur, als setzte sie deutsche und englische Elemente nach Frankreich über, als sei sie in irgend einem Betracht dem Faust Goethe's an die Seite zu stellen. Es herrschen hier mannichfache Begriffsverwechselungen, von denen nicht die geringste die ist, daß die Wahl großer Stoffe schon günstig gegen die Ausführung durch kleine Talente zu stimmen pflegt.

Ueberhaupt ist auch für Deutschland Goethe's Nachwirkung nicht materiell, sondern formell. Was er uns hinterließ,

ist die Tradition des abstrakten Genies, die Form, die Gränze und die Methode. Er hinterließ uns Etwas, woran man lernen soll, sein großes Vorbild, seine Meisterschaft, die sich gewiß auch für die Beurtheilung fremder Produktionen auf einige ausgesprochene Maßstäbe zurückführen läßt. Durch Goethe's Studium soll sich jede ausschweifende luxurirende Phantasie im Zügel ergriffen fühlen und auf jene Bahn einlenken, wo selbst das Willkürlichste nicht ohne innere Formation ist, jenen Blumen gleich, welche der Frost auf Fensterscheiben zeichnet. Es ist wahr, Goethe war ein Condottiere des Genies. Will ihn die Vergangeuheit dafür strafen, immerhin! Die Zukunft muß ihm danken; denn von seiner Allgemeinheit lernt sie, von seiner Unbefangenheit wird sie befruchtet. Niemand kann ein Vorbild sein, der nicht Etwas in sich trägt, das sich auf alle Fälle anwenden läßt.

Jeder Cicerone der gegenwärtigen deutschen Literaturzustände wird in Verlegenheit gerathen, wenn ihn ein Fremder fragte: Wo ist das Genie? Du sprichst von Tendenzen, von philosophischen Sekten, von entscheidenden Sekten: wo ist das Genie? Wo ist jene Allgemeinheit, die kein anderes Credo hat, als eines auf sich selbst? Wo ist jener Funke, der hier als mildes Feuer wärmt, dort als Flamme wüthet, der Alles entzündet, was du willst, und der aus den größten Tollkühnheiten sich immer wieder in seine stille heimliche Gluth zurückzieht? Wo ist jene Freiheit vom Gesetz, von der Meinung, von der Partei; wo jener Abenteurer, der nur sich und seine Farbe und seine Dame kennt und die Lanze bricht mit Ideen? Klopstock, Herder, Wieland — das ist schon lange her.

Wir haben Steffens, Schelling, Raumer, Görres, wir haben aufgeweckte Köpfe, die in jedem Fache mit sicherem Erfolge arbeiten würden. Aber wie viel Erzählung, wie viel Literatur und Tendenzgeschichte brauchen wir, um jeden dieser Namen nach seinem Werthe zu charakterisiren! Diese allgemeine Gefangennahme der Geister durch ihre Wunderlichkeiten, diese Beleuchtung, in die man sie erst stellen muß, ehe sie einen rechten Schatten werfen, ist das größte Hinderniß der Nacheiferung. Denn wo anfassen? Wo das unmittelbare Talent von seinen Anerzogenheiten trennen? Wo sind diese Männer noch die freien Söhne der Natur, junge Waghälse, die sich mit Selbstvertrauen auf die Brust schlugen, und wo schon jene hinfälligen verschlagenen und für die heterogensten Zwecke einer isolirten Wissenschaft gefangenen Charaktere, die nicht befruchten können, weil sie Anknüpfungspunkte habe nicht für das Genie, sondern nur für die Schule?

Goethe aber ist ein Name, auf den man zu allen Zeiten zurückkommen kann. Durch Nichts bestimmt, kann er Jedes bestimmen. Seine Dichtungen sind ein kritisches Regulativ für jede zukünftige Schöpfung. Wer wollte seine Philosophie adoptiren! Wer kann sein Leben den Triumph der Aufopferung nennen! Wer möchte, wenn er auch so gerecht wäre, daß er das nicht tadelte, was Goethe zu thun unterließ, doch so tolerant sein, daß er Alles billigte, was Goethe that! Aber diese Stimmungen und Gefühle mildern sich mit der Zeit und gehören noch weniger in die Literatur. In der Geschichte der Kunst wird sein Name sich wie eine goldhaltige Ader fortziehen und sich mit leuchtenden Metallkörnern an die Wurzeln jener Bäume hängen, welche jetzt gepflanzt, noch schüchtern und unhaltbar vorm Winde schwanken, dereinst

aber mit weitausgreifenden Aesten sich auch entfalten und nicht blos zeigen werden, daß sie von grünem Holze sind, sondern auch erquickende Schatten werfen können.

Weder eine Gesinnung, noch eine Manier sollte durch diese Schrift anempfohlen werden. Herrlich die Jugend, welche aufrichtiger, hingebender und feuriger empfinden kann, als Goethe konnte. Man kann hochherziger denken vom Vaterland, von der Liebe, von den Formen der Gesellschaft und den Räthseln der Geschichte. Ja selbst die Kunst war in den Händen des Dichters nicht immer ein heiliges Weihgefäß, aus dem er Segen und Gottesnähe auf die Gemeinde sprengte. Goethe hatte die größten Anschauungen, Imaginationen, deren Ausführung ihn fortwährend hoch über jenen Verhältnissen gehalten hätte, denen er unterlag; und er zog es vor, seine ungeheure Kraft an kleinen Stoffen zu verschwenden und das natürliche Prinzip, das alle Dinge ohne Anstrengung nach einem eingebornen Organismus sich entwickeln müßten, auch auf die moralische Welt und, zum großen Schaden der Nation, auf die Imputation des ästhetischen Gewissens zu übertragen. Indem die Poesie bei ihm die augenblickliche Erregung, der Akt des Dichtens selbst Abschließung einer abweichenden Stimmung war, bildete er in sich nicht jene innere Triebkraft aus, die den Menschen immer aus seinem Gleichgewichte herauszuheben sucht und ihn mit Aufopferung des genossenen Momentes auf immer höhere Stufen und Terrassen der Zukunft erhebt. Ueber alle diese Fragen kann es keinen Zweifel mehr geben.

Aber wie man sie auch lösen mag, sie sollten uns niemals die Freude und Genüge an dem unsterblichen Theile Goethe's verkümmern. In einer Zeit, die von politischen

Stürmen sich beruhigend und auf eine friedliche Weise die philosophischen Resultate derselben auf die Literatur anwenden will, ist von Vorbildern keins so beherzigenswerth, wie Goethe. Wenn sich die jüngere Generation an seinen Werken bildet, so konnte sie kein Mittel finden, das so sonnig die Nebel des Augenblicks zertheilte, kein Fahrzeug, das sie über die wogenden Fluthen widersprechender Begriffe so sicher hinübersetzte. Die Zeit der Tendenz kann beginnen, wenn man über die Zeit des Talentes im Reinen ist. Und dann kann man auch wieder anfangen, Schiller statt Goethe zu empfehlen.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gutzkow, Karl,

Gesammelte Werke

Bd.: 4

Frankfurt am Main 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.312(2#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11720335-5